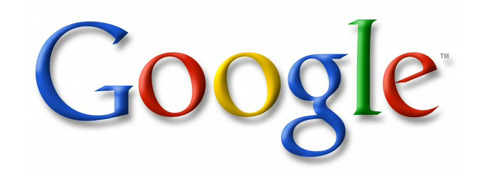
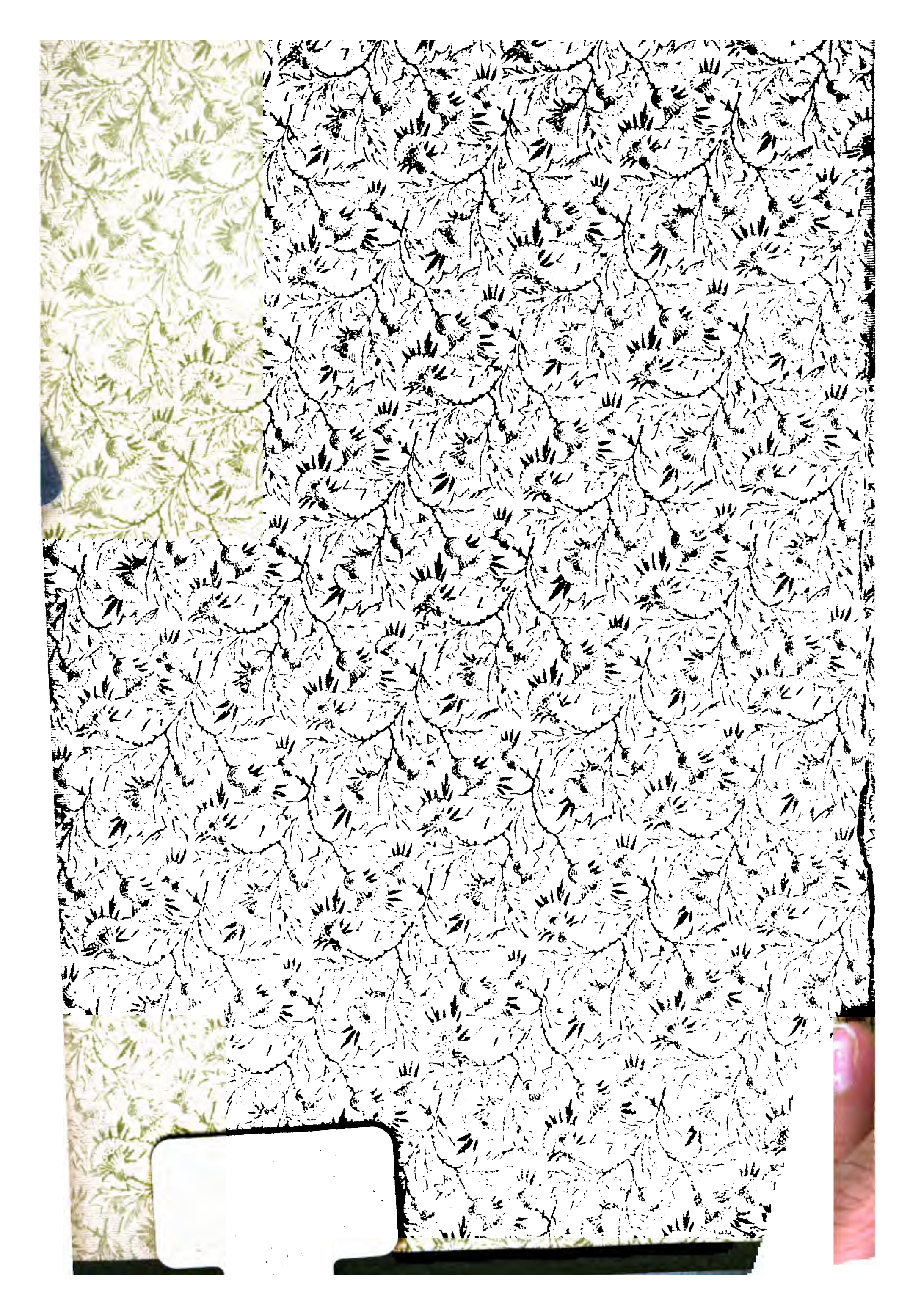
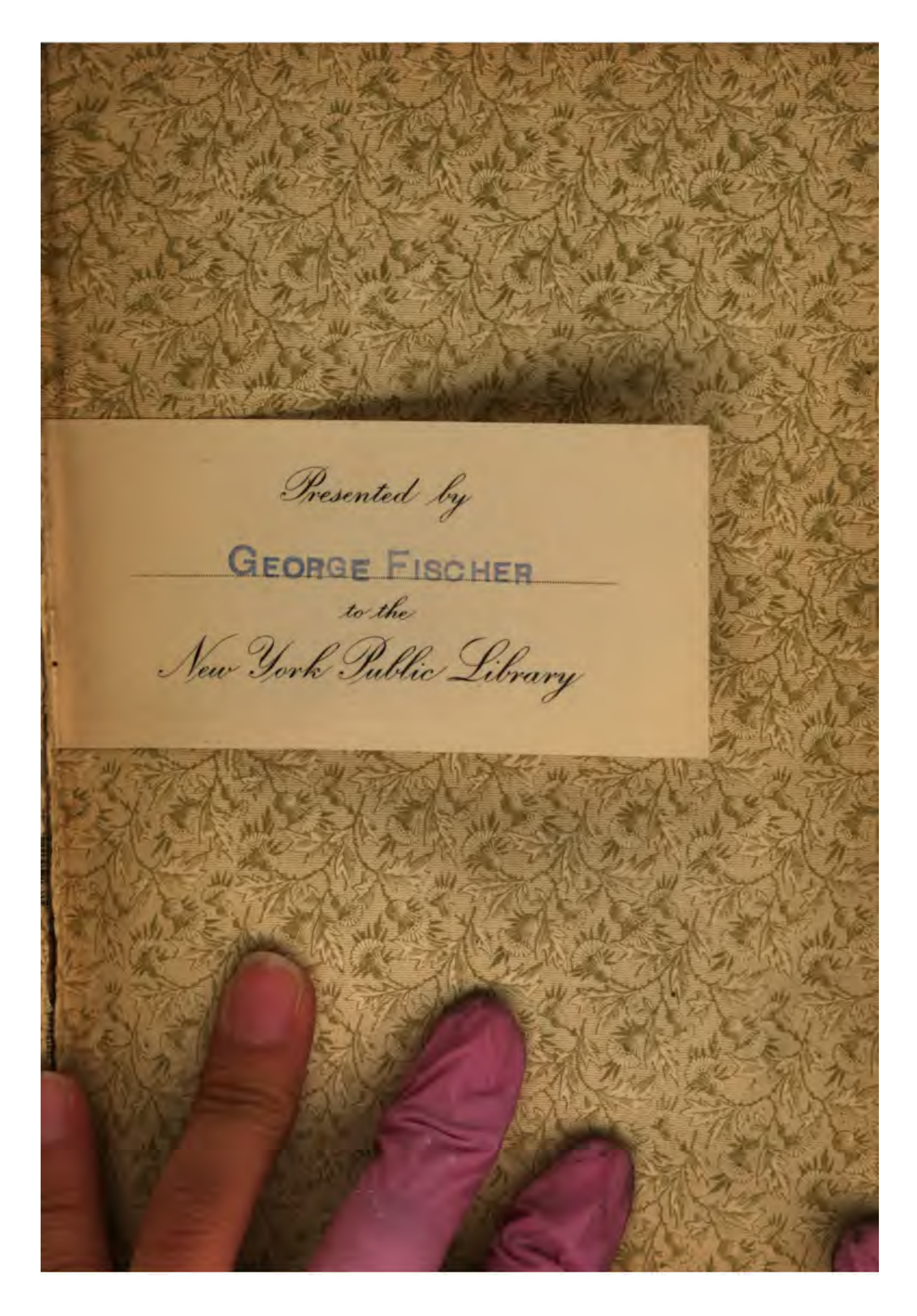






Gronin

(Shannon)

AN

68 Jahre.

Ein Lebensbild

von

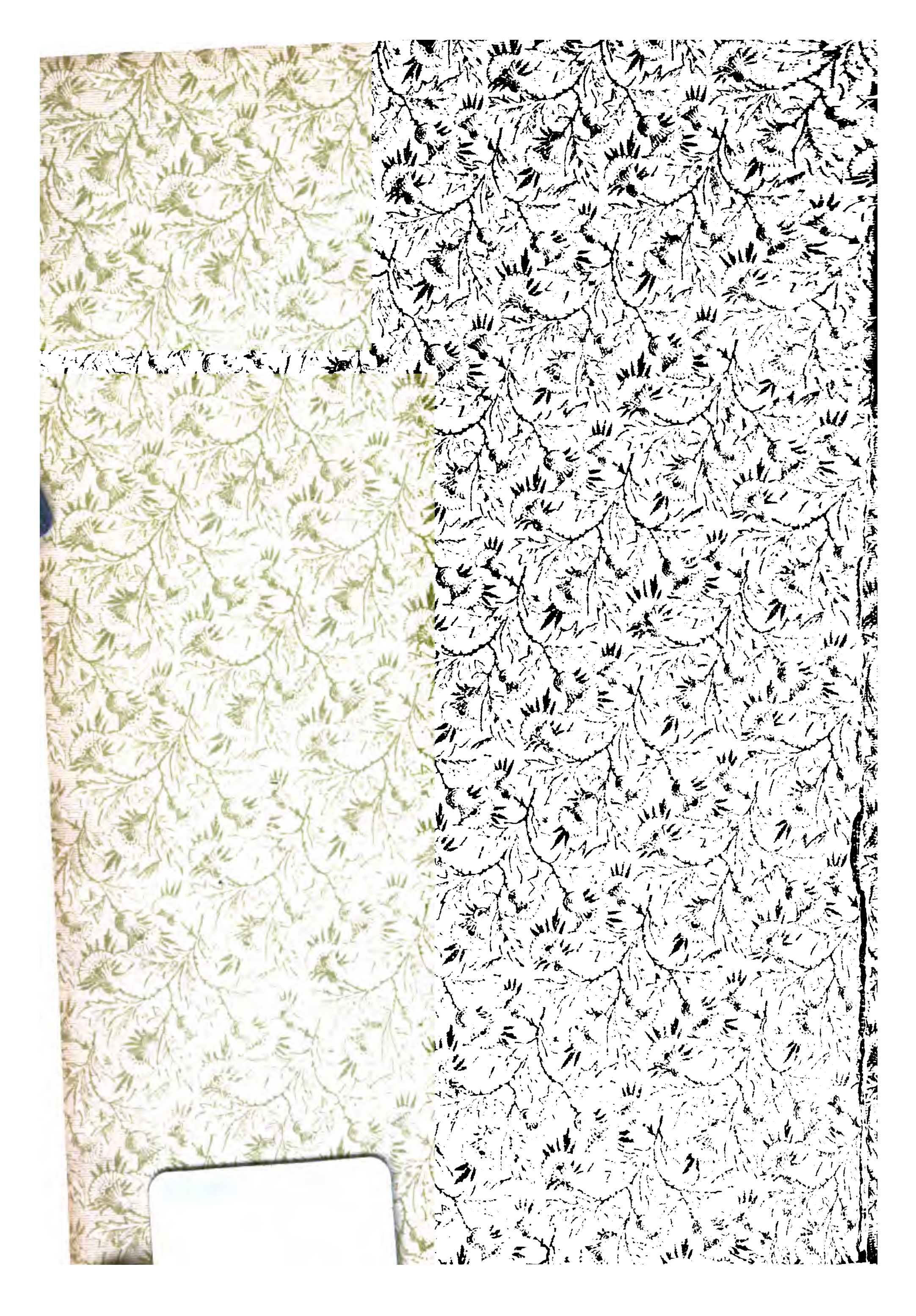
William Gramm, sen.

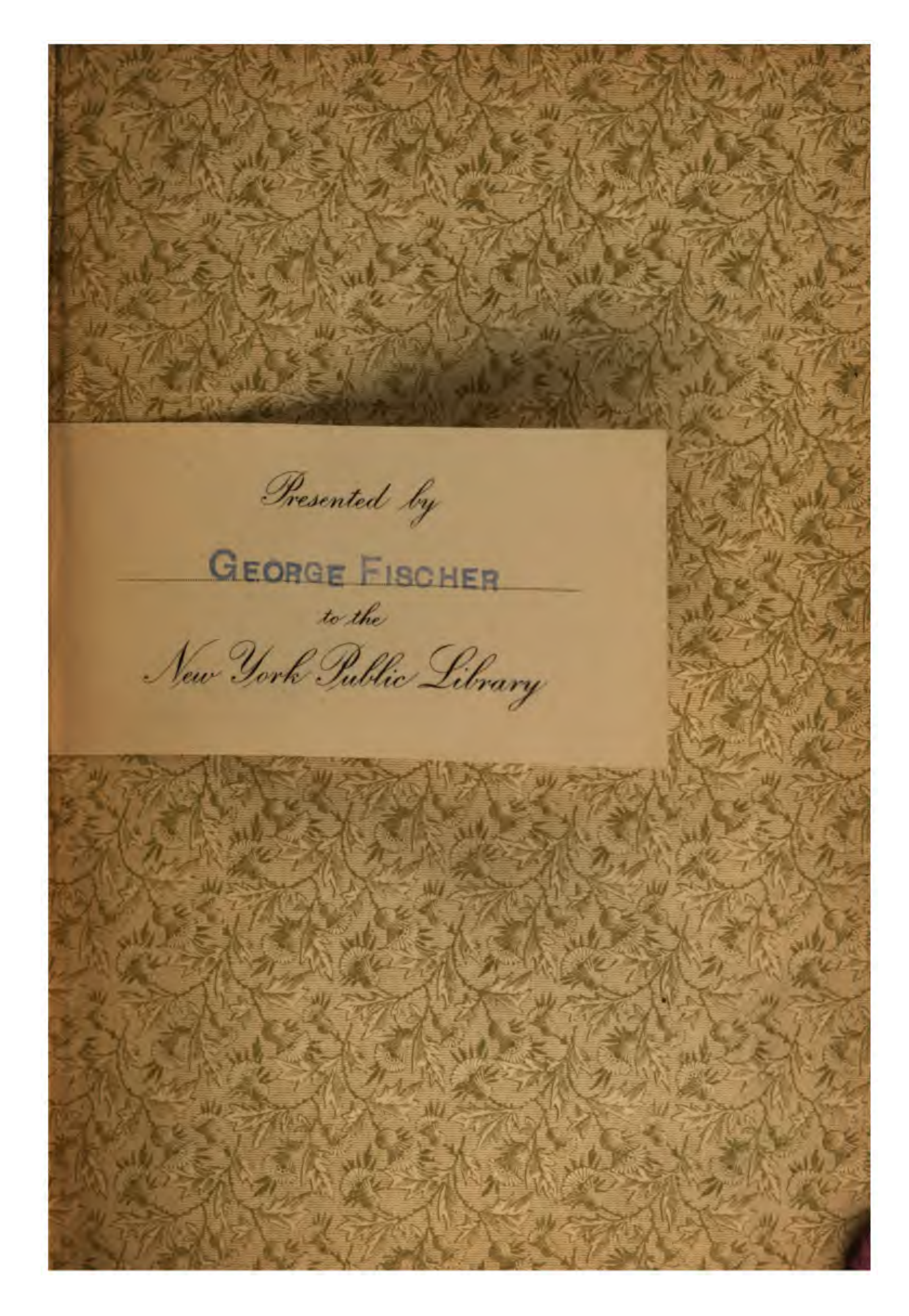
2 Theile

(in einem Band).

Zu haben 1, 3 & 5 Marion Street, New-York.
Broschirt $1.50.—Gebunden $2.00.

New-York:
Druck von H. A. Rost, 3 & 5 North William Street.
1886.





(Gramin

(Shamm)

AN

68 Jahre.

Ein Lebensbild

von

William Gramm, sen.

2 Theile

(in einem Band).

Zu haben 1, 3 & 5 Marion Street, New-York.
Broschirt $1.50.—Gebunden $2.00.

New-York:
Druck von H. A. Rost, 3 & 5 North William Street.

1886.



An den Leser!

Nicht mit der ausgesprochenen Absicht, eine Selbst-Biographie oder Memoiren schreiben zu wollen, ergriff ich die Feder, sondern mehr noch um Gelegenheit zu haben, eine Fülle von Begebenheiten damit zu verflechten, welche mir geeignet erschienen, mein Buch interessant und lesenswerth zu machen.

Nächstdem lag auch die Idee zu Grunde, durch die wahrheitsgetreue Schilderung eines einfachen Lebenslaufes, namentlich bei jugendlichen Lesern, das Nachdenken zu erwecken, um diese damit von dem Glauben abzubringen, daß ein junger Mensch erst Gott weiß wie lange von Eltern oder Verwandten unterstützt und erhalten werden müsse, wenn überhaupt etwas Rechtes aus ihm werden soll. Dieser Glaube—behaupte ich—ist nicht allein ein irriger, sondern häufig genug sogar ein verderblicher! Je früher der junge Mensch auf den eigenen Füßen stehen lernt, desto besser für ihn und Andere!

Berechtigter Unabhängigkeitssinn, bewährtes Selbstvertrauen und edler Ehrgeiz sind die treuen Gefährten, welche sicherer und besser durch das Leben führen, als das fortwährende Darlegen kläglicher Hilflosigkeit und das Inanspruchnehmen von Unterstützungen. Es sollte also nur da eine Ausnahme stattfinden, wo

ein Beruf gewählt wird, zu dessen Vorbereitung eine langandauernde Beihilfe unentbehrlich erscheint. Wo dies jedoch der Fall ist, da sollte auch eine strenge Selbstprüfung jederzeit vorangehen, um für die zu bringenden Opfer später auch auf Ersatz rechnen zu dürfen.

Um an passenden Stellen eine komische Wirkung zu erzielen, habe ich vielen Personen andere als ihren wirklichen Namen beigelegt, dagegen mich bestrebt, die Thatsachen auf's genaueste wiederzugeben. Nächstdem fand ich es auch unpassend, die richtigen Namen da beizubehalten, wo ich vermuthen durfte, daß verwandte Träger derselben durch deren Erwähnung unangenehm berührt werden könnten.

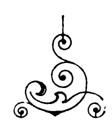
Meine Reise-Briefe führen, wie ich mir schmeichle, den Leser nicht auf den bereits zu breit und zu tief ausgetretenen Pfad dieser Art Lektüre, denn überall folgte ich meinen eigenen Eingebungen, um nicht in den Verdacht des Nachbetens zu gerathen.—„Mein subjektives Denken," womit mein Buch abschließt, ist gleichfalls nur das zusammengedrängte Ergebniß ureigenster Betrachtungen, jedoch, wie ersichtlich, nichts weniger als erschöpft.

Ich habe zu meinem Buche keinerlei Hilfsmittel benutzt als die Feststellung einiger Zahlen und Daten es bedingte. Im Uebrigen soll es nichts weiter bedeuten, als die treue Wiedergabe von wirklich Erlebtem, Gesehenem und Gedachtem, verbunden mit dem Wunsche, daß das darin enthaltene Gute und Nachahmungswerthe hie und da auch einen empfänglichen Boden finden möge.

Und nun möge der, hoffentlich nicht allzustrenge, freundliche Leser selbst urtheilen!

Inhalt des ersten Theils.

Inhalt des zweiten Theils.



Erster Theil.



2





Eine freudlose Kindheit.

Ich wurde in einer, für Deutschland, und namentlich für Preußen, recht armseligen Zeit, den 16. Dezember 1818, in der Krausenstraße zu Berlin geboren. Die geheimnißvolle Macht, welche wir Schicksal oder Fatum nennen, ließ mich das Licht dieser wunderbar schönen, erhabenen, aber auch das unaussprechlichste Elend bergenden Welt inmitten einer sehr armen Schuhmacher-Familie erblicken, und damit schien das Loos für die ganze Lebenszeit entschieden zu sein.

Mein Vater war in Sachsen und zu einer Zeit geboren, wo in Dörfern und kleinen Städten der Schulunterricht noch ein äußerst mangelhafter war, die wenigsten Leute daher lesen und schreiben lernten; weil mein Vater aber der Majorität angehört hatte, so waren auch ihm diese nützlichen Künste, wie man zu sagen pflegt, „böhmische Dörfer“ geblieben. Meine Mutter dagegen, obgleich von einem Dorfe in der Nähe von Roßbach gebürtig, stand in dieser Beziehung schon eine Stufe höher, denn das Buchstaben-Malen, sowie die Bedeutung derselben, waren ihr nicht fremd geblieben.

Durch die Freiheitskriege war Preußen bis auf's Aeußerste erschöpft worden, das Geld war an Gehalt das erbärmlichste unter der Sonne; die Schmucksachen der Frauen waren größtentheils auf dem Altar des Vaterlands geopfert worden, und noch lange nachher silberne Uhren, geschweige den goldene, eine wahre Seltenheit. Schwarzgefärbte, sehr feine Eisenguß-Waaren mußten die Stelle der Edelmetalle als Zierrathen vertreten.

Das Jahr vor meiner Geburt konnte in Folge einer Hungersnoth besonders als ein recht trauriges bezeichnet werden, und erst nach Jahren, bis zu meinen ersten eigenen Erinnerungen zurück, verwischten sich allmählich die Spuren dieser trostlosen Periode.

Ich hatte noch zwei Brüder und eine Schwester resp. 8, 10 und 13 Jahre älter als ich; also zur Zeit, wovon ich rede, keines soweit, um den Eltern zur Stütze zu dienen. In den Jahren 1813 bis 1815 war mein Vater abwesend, währenddem sich meine—mir unvergeßliche Mutter—durch harte Arbeit mit ihren Kindern allein durchbringen mußte. So kam es denn, daß sie sich durch übermäßige Anstrengungen ein Leiden zugezogen, von welchem sie nie wieder befreit werden sollte, und das war die Gicht in allen Gliedern! Dieses Leiden, wozu sich später noch ein anderes gesellte, war auch hauptsächlich die Ursache unserer großen Bedürftigkeit. Das bloße Armsein ist schon zu ertragen, aber wo beständig eine kranke Mutter ist und keine Mittel vorhanden, der von stetem Schmerz Gepeinigten auch nur die geringste Erleichterung zu verschaffen, da wird die Härte des Schicksals doppelt fühlbar.

Meine klaren Erinnerungen reichen bis zu der Zeit zurück, wo ich etwa 3 Jahre zählte, und knüpfen sich an ein Ereigniß, welches unsere Lage verbessern sollte, in Wirklichkeit aber noch verschlechterte, was viel heißen wollte. Mein Vater verfiel nämlich auf die unglückliche Idee, daß es besser für uns sein möchte, auf dem Lande zu wohnen, weil nicht allein der Lebensunterhalt viel billiger, sondern auch die Wohnungsmiethe nicht so unerschwinglich wie in Berlin sei, und die Bauern, wie andere Menschenkinder, ja auch Stiefel und Schuhe brauchten.

Das auserwählte Dorf hieß Schöneiche, 2 Meilen von Berlin entfernt; es war also möglich, Geschäfte in der Stadt in einem Tage, wenn tüchtig marschirt wurde, abzumachen. Die jährliche Miethe im Dorf-Wirthshause, wo wir ein Unterkommen fanden, betrug nur 20 Thaler, wogegen die viel kleineren Räumlichkeiten in Berlin 36 Thaler, also nahezu das Doppelte gekostet hatten. Wie sich aber seitdem die Verhältnisse geändert haben, läßt sich am besten

daraus entnehmen, daß für eine ganz gleiche Wohnung gegenwärtig 90 Thaler jährlich bezahlt werden müssen.

Das Dorfleben gefiel uns Anfangs ganz gut, aber bald zeigte es sich, daß unseres Bleibens dort nicht lange sein konnte. Von den Bauern für gelieferte Arbeit baar Geld zu erhalten, war rein unmöglich; nur mit Lebensmitteln wollte Jeder bezahlen. Mit Kartoffeln und Speck ließ sich aber kein Leder kaufen, und so stellte es sich denn bald heraus, daß diese schöne Spekulation eine total verfehlte war.

Bemerkenswerthes während der Dauer dieses Landlebens kam weiter nichts vor, als daß wir oftmals, namentlich im Winter, ganzen Rudeln armer reisender Handwerksburschen unser unverkürztes Mittagsmahl überließen, denn meine Mutter sagte immer: „Wer weiß, ob es nicht an meinen Kindern 'mal wiedervergolten wird." Sie gab überhaupt gern das Letzte hin, wenn ein noch Aermerer darum ansprach. Nächstdem aßen wir merkwürdig viel gebratene Sperlinge, welche mein nächstältester Bruder, wenn Schnee lag, vermittelst eines „Mesekastens" massenhaft fing.

Ein paar Jahre schleppten wir uns doch so hin, dann aber beschloß mein Vater, um eine nette Erfahrung reicher, wieder nach Berlin zu ziehen, möchte es gehen wie es wollte.

Da man Gott für Alles danken muß, so konnten wir von Glück sagen, daß uns im einem sehr alten großen Hause in der Lindenstraße ein feuchter Keller temporär als Wohnung unentgeltlich überlassen wurde. Diese Behausung erwies sich jedoch als so ungesund, daß bald ein anderes Quartier, und zwar an der Markgrafen- und Krausenstraßenecke bezogen wurde. Wir kamen aber aus dem Regen unter die Traufe, denn es war gleichfalls ein Keller, wo das Wasser im Frühjahr durch die Dielen drang und 30 Thaler Miethe dazu bezahlt werden mußten. Krankheit und Entbehrung waren in diesem „Loche" unsere permanenten Gäste, und es ist die heilige Wahrheit, wenn ich sage, daß ich immer wünschte, im Schlaf zu sterben, um, wie es mir erzählt war, in ein prächtiges Land versetzt zu werden, wo es keine Noth und keinen Winter geben sollte.

Eines Ereignisses aus jener Zeit bin ich mir noch besonders klar bewußt. Es war im Winter und nach kurzem Thauwetter Glatteis auf den Straßen. Dieser Umstand war namentlich gefährlich auf den Trottoirs, welche damals, unglaublich holperig, mit Feldsteinen von allen Größen gepflastert waren, und es schon bei gutem Wetter als eine wahre Tortur galt, darauf zu gehen. In der Haupt- und Residenzstadt Preußens mit ihren zu jener Zeit 250,000 Einwohnern (gegenwärtig über 1,300,000) war indeß noch Vieles zum Erbarmen elend, z. B. gab es keinerlei Fahrgelegenheit, welche billig genug gewesen wäre, um von den gewöhnlichen Arbeitern benutzt werden zu können. Die Handwerker mußten schon Morgens 5 Uhr an die Arbeit, und waren es Bauhandwerker, mitunter eine Stunde laufen, ehe sie zum Arbeitsplatz gelangten, denn die Stadt war sehr ausgedehnt und hatte innerhalb der Ringmauer 10 engl. Meilen im Umfange. Es lag aber auch mit an der ganz verphilisterten Regierung, welche keinen Fortschritt in den Verkehrsmitteln aufkommen ließ.

An jenem glatteisigen Tage also war mein Vater, wie eine Menge andrer Personen, gefallen, wobei er schwer am Kopf verletzt wurde. Er hatte eine Arbeit bereits abgeliefert und sollte für das erhaltene Geld Brod und andere Bedürfnisse heim bringen. Statt dessen, wir hatten schon lange ängstlich gewartet, wurde er bewußtlos, mit Blut überströmt, spät Abends von zwei Männern in's Haus gebracht. Im ersten Schrecken glaubten wir nicht anders als er sei todt, und man kann sich den Jammer und das Wehklagen vorstellen, anstatt des erwarteten Brodes vielleicht noch größerer Trübsal entgegen zu gehen. Doch so schlimm sollte es nicht kommen, denn glücklicherweise war es nur ein großes Loch im Kopfe und heilte, ohne weitere Folgen zurückzulassen; der Schrecken stak uns aber noch lange in den Gliedern.

Da diese Behausung für meine Mutter geradezu tödtlich werden mußte, so wurde die Wohnung wiederum nach der Lindenstraße und zwar nach Numero 99 verlegt; diesmal das entgegengesetzte Extrem, eine Dachwohnung, beschwerlich wohl, aber trocken, und

das war für unser körperliches Befinden vorläufig das Nothwendigste, demnach als eine kolossale Verbesserung gelten dürfte. Nur die Miethe, 48 Thl. jährlich, verkümmerte uns den Genuß, so oft ein neues Quartal anfing, ganz beträchtlich; wer also zur Erleichterung etwas beitragen konnte, mußte das thun, da half Alles nichts.

Mein ältester Bruder war in der Lehre, meine Schwester nähte Strohhüte und hatte ihre liebe Noth, sich selbst zu erhalten, dagegen hatte mein zweiter Bruder eine Privatindustrie etablirt, die, einzig in ihrer Art, es ihm ermöglichte, sich vom 11ten bis zum 15ten Jahre selbstständig zu ernähren, und nur der Umstand, daß er dem praktischen Leben in spätern Jahren absolut keine Rechnung zu tragen vermochte, verhinderte ihn daran, ein Großindustrieller zu werden. Dieser Bruder war ein „mechanisches Genie," scheu und in sich gekehrt; sein größter Nachtheil aber die Abneigung gegen alles Lernen in der Schule, es vorziehend, von früh bis spät an einer Bodenluke zu sitzen, um, nur mit den unentbehrlichsten Werkzeugen versehen, wirklich schöne Armbrüste, Schlüsselbüchsen, Puströhre, Vogelbauer und Fußbänke zu fabriziren. Nächstdem war einer seiner Hauptartikel schön umstrickte Gummibälle; war aber im Herbst die „Drachenzeit," so wurde überwiegend in „Drachen" gemacht. Später erlernte er die Kunsttischlerei, ging dann zum Piano-Bau über und war im Stande, ein Instrument nebst Allem, was dazu gehört, allein herzustellen; verstand in Metall und Holz jede Dreherarbeit anzufertigen, sowie Schmieden, Löthen, Werkzeugmachen, mit Dampfmaschinen umzugehen u. s. w. Als seine Geschicklichkeit bekannt war, hat es ihm nicht an Anträgen gefehlt, die Leitung großer Geschäfte zu übernehmen oder ein neues zu gründen; aber eine übertriebene Gewissenhaftigkeit hielt ihn stets davon ab.

Unter solchen heiteren Verhältnissen war ich nahezu sieben Jahre alt geworden und—es war gräßlich—sollte nun in die Schule gebracht werden, aber—das Schulgeld—20 Silbergroschen per Monat—nein, das ging nicht! Es wurde also ein Abkommen getroffen, wodurch ich zu einem reducirten Preise Aufnahme fand,

aber wahrscheinlich von Seiten des Lehrers mit der stillschweigenden Berechtigung, mich dafür durchzudreschen, wenn wohlhabendere Schüler sich versündigt hatten, denn ich bekam später öfters Hiebe, welche so sehr allen Grundes entbehrten, daß ich immer meinte, es geschehe nur, um meinen Blutumlauf nicht in's Stocken gerathen zu lassen. Hier nur ein kleines Beispiel: Im gleichen Gebäude—es war ein sehr großes Grundstück—wohnte auch ein Ackerbürger, der Berliner sagt „Viehmeester,“ und der hatte einen Haufen Wasserrüben vor seiner Thür liegen. Für den Preis von 4 Pfennigen hatte ich eine mächtige Rübe ehrlich erstanden, aber andere Jungen etliche dieser herrlichen Feldfrüchte schändlich gemaust; und nun—was geschah—obgleich ich meinen reellen Kauf beweisen konnte, wurde ich allein für Alle unbarmherzig durchgewichst. Die Folge davon war, daß ich an einer Gerechtigkeit, im Großen wie im Kleinen, ernstlich anfing zu zweifeln, und sich diese Zweifel, von Jahr zu Jahr, in dem Maße verstärkten, wie meine Beobachtungsgabe zunahm.

Das Lernen selbst war mir dagegen keine so große Plage—Lesen, Schreiben, Geographie und Geschichte waren mir das Liebste; mit Rechnen und Geometrie habe ich nie auf gutem Fuße gestanden, im Zeichnen aber würde ich nicht Unbedeutendes geleistet haben, wäre mir ein solcher Unterricht je ertheilt worden.

Bis dahin hatte ich noch nicht die Spur von einer Weihnachts- oder Geburtstags-Freude kennen gelernt, aber in demselben Stocke mit uns wohnte eine Wittwe, die mit dem Hauswirth verwandt war und einen Haufen Kinder hatte. Letzterer machte sich nun eine Freude daraus, für die Kinder der armen Frau—er selbst war nicht damit gesegnet—immer etwas ganz Apartes herzurichten, entweder eine besonders schöne Pyramide (volksthümlich „Perjemite“), einen Tempel oder ähnliches Bauwerk, welches dann schön erleuchtet und die Geschenke rundherum aufgebaut wurden, und auf diese Weise fiel denn auch für mich immer eine Kleinigkeit dabei ab und erlangte ich so meine erste Weihnachtsbescheerungs-Kenntniß.

Um diese Zeit fand in Berlin eine neue Einrichtung Aufnahme,

welche schon Monate vorher alle Gemüther in Spannung und Aufregung versetzte, denn die unerhörtesten Dinge wurden darüber im Publikum verbreitet; das—erste Gas sollte „Unter den Linden" brennen. Da nun die Meinung platzgegriffen hatte, daß die Straße wenigstens tageshell erleuchtet sein würde, so strömten natürlich viele Tausende da zusammen, wo dieses wunderbare Licht seinen sonnenähnlichen Glanz ausstrahlen sollte.

So schlimm war es nun freilich nicht, aber gegen die alten trüben Oellampen immerhin ein gewaltiger Fortschritt. Als die Sache längst im Gange, war es für die liebe Jugend immer noch ein herzerfrischendes Schauspiel, wenn die Laternen angezündet wurden, ein großer Schwarm Jungens lief allabendlich hinterher und schrie Hurrah! beim Anblick des neuen Lichtes.

Ich hatte sehr schnell lesen gelernt, und da es die Periode war, wo die Griechen um ihre Befreiung vom türkischen Joche kämpften und ein Nothschrei um Hilfe durch ganz Europa hallte, so war es nur natürlich, daß derselbe auch in Deutschland ein lautes Echo fand. Auf allen Pfeifenköpfen, Dosen, Tassen und sonstigen Geschirren, sah man das Bild des gepriesenen Helden Ypsylanti und unzählige Gegenstände wurden nach ihm benannt. Aus allen Ländern gingen Freiwillige hin, um Griechenland beizustehen; da aber die Griechen aus der Ferne viel einladender aussehen, als in der Nähe, so hatte auch Mancher seine Sympathie schwer zu bereuen. Mit der Zerstörung der türkisch-egyptischen Flotte bei Navarin durch die Russen, Engländer und Franzosen kam dieser langjährige erbitterte Kampf im Jahre 1828 zum Abschluß. Darüber mehr zu sagen, wäre überflüssig; ich erwähnte es auch nur, weil meine Erinnerungen damit verknüpft sind und ich ganz darauf versessen war, darüber zu lesen.

Ich muß noch eines Vorfalls aus derselben Zeit gedenken, welcher so recht beweist, wie das Tragische mit dem Komischen oft eng zusammengeht. In einer Nacht—ich und meine Mutter schliefen allein in der kleinen Wohnstube, die auch zugleich als Werkstatt diente—wurde die Stubenthür, welche selten verriegelt oder ver-

schlossen war, leise geöffnet; meine Mutter konnte wegen Gliederschmerzen nicht schlafen und sah nun, wie ein Mann mit Hilfe einer kleinen Blendlaterne sich im Zimmer umsah, dann auf die Werkbank zuschritt und suchend umherleuchtete und—da sich nichts Stehlenswerthes entdecken ließ—ein paar Sekunden rathlos vor sich hinsah. Meine Mutter hatte bis dahin ruhig zugesehen, dann sagte sie: „Aber, lieber Mann, Sie sind woll'n Dieb?—was suchen Sie denn da, un warum kommen Sie denn nich bei Dage?"

Ich war nun auch erwacht und starr vor Entsetzen, so daß ich mich nicht zu rühren wagte; auch der Dieb, denn ein solcher mußte es wohl sein, stand immer noch wie verdutzt, dann, als erholte er sich von einem jähen Schrecken, sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme: „Liebe Frau, ich bin Dachdecker un habe schon lange keene Arbeit—un Hunger duht weh."

„Wollen se denn was essen?"

„Na—det is't ja eben!"

„Leuchten se 'mal in de Ofenrehre, da is noch'n halbes Zweegroschenbrod un'n bisken Kuhkese, das kennen se sich zu Gemithe ziehen. Uebrijens scheinen Sie mir'n junger starker Mensch zu sind, un es is 'ne Schande, mit gesunde Gliedmaßen zu betteln, und noch viel schlimmer, zu stehlen."

„Na—ick duhe es nich wieder! Schlafen se wohl! ick will nich länger steeren;"—dabei das Brod und den Käse in die Tasche schiebend, verließ der gemüthliche Spitzbube geräuschlos die Stube.

Sechs Monate mochten vergangen sein, als ich eines Tages auf dem Prellstein vor der Hausthür saß, wo ein Mann zu mir herantrat und mich fragte, ob ich der Junge von da Oben sei, und ob ich ihn kenne; ich sah den Frager verwundert an, konnte mich aber nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben: „Na," sagte er, „hat dir denn deine Mutter nischt erzehlt? Ick habe eich ja 'mal eene Nacht besucht." Nun ging mir ein Licht auf, und da er uns augenscheinlich einen Besuch abstatten wollte, so lief ich voran und stürzte mit der Botschaft in die Stube: „Mutter—Mutter, unser Spitzbube kommt!!" Nun war aber die Freude groß, es ging ihm jetzt gut,

und da er auch einen hübschen Napfkuchen mitbrachte—es war eben Kaffeezeit — so war uns sein Besuch doppelt angenehm. Wir wurden noch recht befreundet mit dem Mann, schon deßhalb, weil er nie kam, ohne etwas mitzubringen, worauf arme Leute strenge sehen müssen.

Als ich zehn Jahre zählte, zeigte sich schon recht deutlich eine gewisse Charaktereigenthümlichkeit, welche sich, je älter ich wurde, immer mehr in den Vordergrund drängte: Der Hang zum Alleinsein. Das Herumtollen auf der Straße, wie es andere Jungen liebten, sagte mir gar nicht zu, dagegen ein Buch, möglichst wunderbare Geschichten enthaltend, welche die Phantasie beschäftigten, zog ich allem Anderen vor. Mit den klarer werdenden Begriffen entwickelte sich aber auch bis zum Erschrecken das Bewußtsein meiner drückenden Armuth, oftmals ergriff mich plötzlich eine unsagbare Traurigkeit und ein tiefer Schmerz durchwühlte mein junges Herz, und nur Fluthen von Thränen, welche ich in der Einsamkeit vergoß, verschafften mir die nöthige Erleichterung und stellten das innere Gleichgewicht wieder her. Aber—Gottlob! diese heftigen Gefühlsäußerungen galten nicht meinem eigenen Schicksale, sondern waren einfach die Folgen meiner Ohnmacht und inneren Erbitterung, daß ich meiner stets leidenden Mutter, die, alles Ungemach mit Engelsgeduld ertragend, dennoch am wenigsten an sich dachte, nicht die geringste Erleichterung zu verschaffen vermochte und keinen andern Trost wußte, als—„lebe nur noch so lange bis ich erwachsen bin, dann will ich für dich arbeiten und du sollst es gut haben!" — Schmerzlich lächelnd strich sie mir dann über die Haare—und weinte still. Ich verstand sie wohl—es war meinetwegen.

Zu Ostern 1829 wechselten wir wieder die Wohnung und zogen nach der Friedrichsstraße 21, und nun folgte der schauerliche Winter von 1830. Noth und Arbeitslosigkeit an allen Orten und Enden, dazu diese furchtbare Kälte, welche um so unerträglicher wurde, weil bekanntlich in Berlin viele Räume, die Küchen namentlich, nicht geheizt werden können. Tausende der billigen Wohnungen hatten nur ganz enge Verschläge, wo sich eine Person kaum umdrehen

konnte, als Koch- und Waschgelaß. In den heizbaren Wohnstuben war jeden Morgen fingerdicker Schnee an den Fensterscheiben, der oft den ganzen Tag über nicht wegthauete, nun erst die ungeheizten Kammern, wo die meisten armen Leute schlafen mußten und die Wände von Eis glitzerten. Zu jener Zeit war ein Posten, welcher 15 Thl. monatlich eintrug, schon sehr begehrenswerth, der Durchschnittslohn eines Handwerksgesellen nicht über 3 Thl., also hat man eine Idee von den Entbehrungen, welche ertragen werden mußten, um solche Zeiten zu überstehen.

Ich war wenig über 11 Jahre, als mir eines Tages, ich kam eben aus der Schule, offenbart wurde, es ginge nicht länger so und ich müsse auch sehen, daß ich 'was verdiene. Mein ganzes Leben lang habe ich den mir dadurch erwachsenen Nachtheil nicht auszugleichen vermocht, denn in dem Alter, wo der Schüler erst anfängt, ein besseres Verständniß entgegenzubringen, ist der Schulunterricht von doppelter Bedeutung und Wirksamkeit, aber—was half's! Muß—ist ein hartes Wort, und es gibt kein Argument, das dagegen aufkommen könnte.

Was aber beginnen? Das war die nächste Frage. Um nicht zu verwildern, sollte ich wenigstens in keiner Fabrik arbeiten. Der einfache Handwerksmann hatte eine Abneigung dagegen, und diese war nicht ungegründet, denn die Fabrikjungen waren wirklich gemeiner als die meisten anderseitig Beschäftigten.

Nach langer Berathung wurde beschlossen, weil es doch etwas Feineres sei, ich sollte das Stickmuster-Coloriren erlernen, und da wir auch einen Bekannten hatten, welcher Colorist war, so wurde mit diesem—er hieß Lilienström—ein Abkommen getroffen, daß ich 4 Wochen ohne Bezahlung arbeiten, und nachdem ich diese Kunst genügend begriffen, je nach den Mustern, mehr oder weniger verdienen würde, und—so geschah es!

———

Das Arbeiten geht los!

Es war Ende Januar, zur Zeit der allerbittersten Kälte, der Mann wohnte auf dem Leipziger-Platz und es war ein weiter Weg. Schlecht genährt, miserabel bekleidet, mußte ich mich mit Tagesgrauen auf die Beine machen; zwei Salzkuchen (gewöhnlich „Schusterjungen" genannt) waren mein tägliches Mittagbrod; da nun diese Speise wenig besser als trockenes Brod ist, und ich mich schämte, meine brillante Mahlzeit sehen zu lassen, so verzehrte ich diese in der Regel, zitternd vor Frost, im Freien, wobei, soviel auch die frische Luft im Allgemeinen gepriesen wird, doch mein Wohlbefinden sehr darunter litt, denn nicht lange, so waren meine Füße total erfroren, und nun begann ein Leiden, dessen Nachwehen ich noch nach Jahren empfand.

Nahezu Jedermann weiß, wie Zahnschmerz thut, und ich besonders kenne diese Pein ganz genau; aber wenn alle Zehen aufgebrochen, mit Lappen bewickelt, diese Lappen, wenn tagsüber fest angebacken, des Abends müssen losgemacht werden, wobei natürlich Stücke Haut mit abreißen, so wage ich zu behaupten, daß ein nicht gerade zu wüthender Zahnschmerz als sanfte Empfindung dagegen zu betrachten ist. Das härteste ist aber das Aufstehen und Schuheanziehen am nächsten Morgen, und die Schmerzen beim ersten Auftreten ganz entsetzlich, wenn das Blut in die Zehen schießt und der Fuß eingezwängt wird; aber die Nerven werden wunderbar dadurch gestärkt.

Das Gleiche ist es mit dem Seelenschmerz; auch die Seele wird gekräftigt durch Leiden und Kämpfe. Wo schwache Geister darüber zu Grunde gehen, da ist es für Stärkere eine Läuterung und Erhebung, ein tieferes Erkennen des im Leben wirklich Begehrenswerthen, und als Folge dieser Erkenntniß die richtige Würdigung eines Besitzes.

So waren wieder etliche Wochen vergangen; bis Ende Februar hatte die intensive Kälte auch keinen Tag nachgelassen und dazu lag

fußtiefer Schnee; da gesellte sich zu der erbarmungswürdigen Beschaffenheit meiner Füße noch ein anderes Uebel — schlimmer in seiner Bedeutung als alles Vorangegangene — ich wurde — blind! und zwar in Folge einer übermäßigen Erkältung. Es wurde bald so bedenklich, daß ich kaum noch die Lichtseite des Zimmers beim hellen Sonnenschein zu erkennen vermochte. Selbstverständlich wurde alles das angewandt, was mittellosen Leuten zunächst zu Gebote steht, indeß ohne Erfolg. Das war ein wahrhaftiges Unglück und ich wäre ja für mein ganzes Leben ein hilfloser unnützer Mensch gewesen, wenn ich überhaupt ein solches Leben hätte ertragen können. Meine Eltern wagten nicht, zu einem damals berühmten Augenarzt zu gehen, wie leicht zu denken, der Kosten wegen; als es schließlich aber doch geschah, behandelte mich der menschenfreundliche Mann; die Behandlung war höchst einfach, dennoch unendlich werthvoll, ganz unentgeltlich. Zum Nutzen Anderer sei das Verfahren hierbei erwähnt. Nach einigen Versuchen mit Salben und Wassern, welche von keinerlei Erfolg begleitet waren, wurden Brechmittel angewandt, Diät kam nicht in Betracht, wurde deswegen auch nicht vorgeschrieben; denn bei armen Leuten sind diätetische Vorschriften nicht nur überflüssig, sondern mitunter sogar lächerlich, weil man ja froh ist, wenn man überhaupt 'was hat.

Nach wiederholter Anwendung von „magenumkehrenden" Arzneien, und nachdem ich täglich mehr auf den Hund gekommen, wurde es etwas lichter vor meinen Augen — bis nach Verlauf von ungefähr 6 Wochen ich als geheilt betrachtet werden und fortan wieder „im Lichte wandeln" konnte.

Hochinteressant müßte es sein, zu erfahren, wie oft in einer gegebenen Anzahl von Fällen die Natur sich schneller und besser hilft, als die vermeintliche Hilfe des Arztes vermag. Wie viele Male Arzneien das Uebel thatsächlich verschlimmern, und in wie vielen Fällen der Kranke (ich rede nur von inneren Krankheiten, welche sich nicht sicher erkennen lassen,) allein durch die angewandten Medikamente geheilt, einem unzeitigen Tode entrissen wurde? — Wo sich viele Aerzte niederlassen, sind die Krankheiten in überraschender Zu-

nahme; wo viele Advokaten sind, steigert sich die Prozessirsucht in's Ungeheuerliche, und wo viele Kneipen, ist auch die Sauflust an der Tagesordnung. Jedes „Zuviel" ist eben vom Uebel.

Mißliche Geschäfts-Erfahrungen.

So war dieser trübselige Winter vergangen und das Frühjahr mit seinen verheerenden Ueberschwemmungen folgte. Es war eine schreckliche Heimsuchung für viele Tausende von Kellerbewohnern, denn in manchen Häusern war das Grundwasser 3 Fuß tief und an Austrocknen war das ganze Jahr über nicht zu denken.

Mit dem Erwachen der Natur geht aber auch ein neues Erblühen seiner Hoffnungen beim Menschen Hand in Hand, man fühlt wie nach einem bösen Traume, reibt sich erst lange die Augen und weil die Wirklichkeit doch vielleicht etwas heiterer erscheint als das beängstigende Traumgebilde erwarten ließ, so freut man sich der überstandenen Gefahr und nimmt den Kampf um's Dasein mit frischem Muthe wieder auf.

In einer Koloriranstalt bekam ich sogleich Beschäftigung, aber die Jüngsten erhielten die allerunvortheilhafteste Arbeit, die feinsten, für die Augen verderblichsten Muster, und jammervolle Bezahlung. Einen ganzen Monat lang habe ich für zwanzig Silbergroschen gearbeitet, dabei täglich 12 bis 13 Stunden. Ich beschloß also, umzusatteln und mich dem Koloriren von „Chokoladen-Witzen" zu widmen; man verkaufte damals kleine Täfelchen Chokolade, à einen Sechser, welche jedoch nur für Kinder und Solche, die es werden wollten, berechnet waren; der Umschlag zeigte einen prachtvollen Berliner Witz in Farben, dessen Bedeutung nicht immer dem kindlichen Alter angemessen, wie man doch vermuthen sollte, sondern fast immer größere Reife und tiefere Einsicht voraussetzte, also auch für Erwachsene genußreich wurde.

Mein neuer Arbeitgeber war, obwohl er bereits das hohe Alter von 20 Jahren erreicht hatte, doch ein dummer Junge geblieben.

Der Vater dieses Jünglings liebte es, bisweilen angeheitert nach Hause zu kommen; war dies nun der Fall, so legte der Sohn seinen würdigen Erzeuger über das Bett, die Rückseite nach oben, und zählte dem Alten mit einem Haselstock so ein Dutzend derbe Hiebe auf, drehte dann den Mißhandelten wieder um—und nun—fingen die Kerls so furchtbar an zu lachen, daß ich beim ersten Male Angst bekam, weil ich glaubte, die Beiden wären toll geworden.

Obgleich ich mich in der Witz-Branche bedeutend verbessert hatte, denn ich konnnte es dabei bis auf 15 Silbergroschen die Woche bringen—für 100 Stück „Rike heite keenen Thee" wurden 6 Pfennige, und für „Durch'n Durchgang nach'n Schinkenplatz" 8 Pfennige bezahlt—so war doch dieses häufige „Vaterkeilen" nicht nach meinem Sinne, und so beschloß ich denn, mich einem nicht mit der Kunst verwandten Erwerbszweige zuzuwenden.

Es waren erst ein Paar Jahre seitdem das „Pinkfeuerzeug", ein kleiner Kasten mit Zunder, Schwefelfaden, Stahl und Stein, abgekommen und dem Stipp- oder Fixfeuerzeuge Platz gemacht hatte. Dasselbe bestand aus einer kleinen, stets rothlackirten Flasche, halb gefüllt mit festgestoßenem Federalaun und einigen darauf gegossenen Tropfen Vitriol (Schwefelsäure). Die Schwefelhölzer wurden so unbeholfen fabrizirt wie möglich; ein kleiner Block wurde mit einem Messer so gespalten wie die Hölzchen es bedingten, dann jedes einzeln in zwei verschiedene Flüssigkeiten getaucht und zuletzt in Häufchen behutsam übereinander gelegt. Nun war der Artikel fertig, aber meistens so schlecht, daß die Hälfte nicht brennen wollte. Hier eine kleine daraufbezügliche Anekdote:

Meister zu seinem Lehrjungen: „Du, Fritze, hole doch mal'n Päcksken Schwebelhölzer; aber probire erscht, ob se ooch brennen."

Junge—bringt die Hölzer: „Hier, Meester—et is ooch nich'n eenzijes Schlechtes dabei jewesen."—„Aber du Rindvieh, wat soll ick denn damit duhn, die sind ja schon alle anjebrennt!"—„Meester, se haben ja jesagt, ick soll' se erscht probiren; wenn es nanu nich recht is, kann ick doch nich davor."—Fritze nimmt'n Katzenkopp in Empfang un holt—unprobirte.

Das „Schwefelholz-Stippen" war es also, dem ich fortan meine physischen sowohl wie auch geistigen Kräfte zu weihen gedachte; und war auch so glücklich, in der Nähe unserer Wohnung, ohne viel Zeit verloren zu haben, eine Anstellung in diesem Fache zu erlangen.

Ich behaupte jetzt, daß Wissen und Können nicht allein den Werth des Daseins verdoppeln, sondern unter Umständen wahrhaftige Lebensretter werden können. Hätte ich das Triste und Monotone dieser Beschäftigung besser gekannt, ich wäre der Kunst nicht untreu geworden; aber da es nun einmal so gekommen, war es nur die Kenntniß aller Eckensteher-, Schusterjungen- und Droschkenkutscher-Witze, welche mich aufrecht erhielt und etwas Färbung in diese tödtliche Langweiligkeit brachte.

Aber im großen Ganzen sollte bald mehr „Leben in die Bude kommen." Die Trennung Belgiens von Holland, Aufruhr in allen größeren belgischen Städten, mit der Belagerung und Uebergabe der Citadelle von Antwerpen als Schlußdekoration. Diese Ereignisse berührten uns weniger; aber die Julirevolution in Paris, das war schon eine andere Sache; ganz Deutschland wurde durch das Knattern der Gewehrsalven in den Straßen der französischen Hauptstadt aus dem Schlaf gerüttelt, überall erhoben die sogenannten Demagogen kühner die Häupter und als Karl X. fortgejagt, die Revolution gesiegt und der Bürgerkönig Louis Philipp den mit allen erdenklichen Schandthaten besudelten Thron der Bourbonen bestiegen, konnte man auch in den lieben deutschen Landen der Versuchung, „zu krakehlen," an verschiedenen Orten nicht länger widerstehen, und so kam Berlin zu seiner „Schneiderrevolution," während die Braunschweiger ihren nichtsnutzigen Herzog Karl wegjagten und das Schloß zerstörten. Zahlreiche kleinere Kravalle, namentlich am Rhein, zeigten wenigstens, daß man nicht übel Lust hatte, es den Franzosen nachzumachen; aber „Alles zu seiner Zeit." Zeit und Menschen waren in Deutschland noch nicht reif dafür und so begnügte man sich einstweilen mit dem Willen und—der geradezu empörenden Polizeiwirthschaft.

Hier mögen noch ein paar Anekdoten aus jenen gemüthlichen Schreckenstagen ihren Platz finden.

Unabsehbare Menschenmassen waren vor dem Schlosse in Berlin zusammengeströmt; der König Friedrich Wilhelm III. war auf den Balkon getreten und fragte, was man wolle. Da brüllte Alles: „Roochen—Roochen in 'n Diehrgarten." Diese geistreiche Antwort schien aber Sr. Majestät nicht imponirt zu haben, denn er kehrte seinem treuen Volke den Rücken und—drückte sich. Man muß hierbei aber bedenken, daß nur auf weitem offenem Felde das Rauchen nicht verboten war, wogegen ein Hauseigenthümer nicht einmal vor seiner eigenen Thüre sein Pfeifchen Tabak schmauchen durfte.

Ein Schusterjunge kommt wie ein Faßbinder dahergelaufen, ein Kollege will ihn aufhalten und fragt: „Herrjehs, Aujust, wat is denn los? Du rennst ja, als hettste wat ausjefressen!"

„Halte mir nich uff, ich muß machen det ick'n juten Platz uff de Revolluzzjohn kriege, es jeht heite een bisken friher an!!"

„Meine Hä—r—r—en, machen se hier keenen Haufen!" rief ein ungewöhnlich dicker Polizeimann etlichen jungen Leuten zu, welche auf dem Seitenwege standen.

„Wer sind Sie denn, det Sie hier befehlen wollen?!"

„Ich bin der Viertel-Kommissarius!"

„Na—wenn Sie 'n Viertelkomzarjus sind, denn mecht ick mal'n Ganzen sehen!"

Für die Glaser war der Spektakel ein wahrer Segen, denn Laternen und Fensterscheiben hatten am meisten büßen müssen. Auch die „kannegießernden Weißbierphilister" hatten für längere Zeit vollauf zu thun mit Meinungsaustausch über die mögliche Tragweite der erwähnten Vorgänge, dann aber trat wieder die gewohnte Kirchhofsruhe und verschärfte Demagogenriecherei in die Stelle der kurzen Belebung und Aufregung. Auch eines elementaren Aufruhrs will ich noch gedenken, und zwar deshalb, weil ich nie wieder Aehnliches erlebt habe.

Es war gegen Ende August und recht schwüle, drückende Tage

vorangegangen, als sich an einem Nachmittage eine ganz eigenthümliche Wolkenwand aufschichtete, die Wand wurde pechschwarz und der obere Rand schwefelgelb; unwillkührlich ruhte jede Arbeit und Jedermann wurde von einer unbestimmten Angst ergriffen, um so mehr, weil man förmlich nach Luft schnappen mußte; dabei wurde es völlig Nacht. Auf einmal pfiff ein Windstoß durch die Lüfte, der geradezu entsetzlich und von einem Blitz begleitet war, welcher direkt aus der Hölle zu kommen schien, denn schwefelgelb wurde die Finsterniß glötzlich durchleuchtet und dann folgte—ein furchtbarer Hagelschlag, durchtobt von den erschütterndsten Donnerschlägen. Ein Weltuntergang konnte nicht grauenhafter in Scene gesetzt werden, als es dieses Unwetter war. Darauf eine Kälte wie mitten im Winter, denn der Hagel lag fast überall an 8 bis 12 Zoll hoch, und keine Scheibe auf der Wetterseite war ganz geblieben. Die Verheerung unter den Bäumen war bedauernswerth; die ältesten, größten und schönsten, vornehmlich Linden- und Kastanienbäume, hatte der wüthende Sturm mitsammt ihren Wurzeln aus dem Boden gedreht und selbst viele noch eine Strecke fortgeschleift. So jagte ein Scherz den andern.

Der Herbst kam und somit ein neuer Wohnungswechsel; wir zogen nach 214 in derselben Straße. Warum, weiß ich nicht; vermuthlich weil es in einer trockenen Wohnung nicht auszuhalten war; denn in dem neuen Quartier lief das Wasser an den Wänden herunter und unsere paar Sachen gingen vollends dabei zu Grunde.

Von Thatendurst geplagt, wurde mir die Stipperei bald zum Ekel, denn von Morgens 6 Uhr bis Abends 7 Uhr auf einem Flecke stehen, war wohl im Interesse des Schuhwerks recht angenehm, im Uebrigen aber kaum auszuhalten.

Durch die gütige Fürsprache eines Mannes, dessen starke Arme mit Hilfe eines Genossen ein großes Rad an der Presse in einer Zeitungs-Druckerei in Bewegung setzten—denn Dampfschnellpressen kannte man noch nicht—gelangte ich in das größte derartige Etablissement in Berlin und gewann hier den unschätzbaren Vortheil, die volle Bedeutung der Bezeichnung „Sklave“ kennen zu lernen, aber

—auch 1 Thaler die Woche zu verdienen, und—was thut der Mensch nicht um's Geld?!

Die Berliner Zeitungen hatten damals ein bedauernswerth kleines Format, enthielten nichts als den elendesten Hofklatsch, waren in Folge des Stempels viel zu theuer, erschienen Montags gar nicht, und etwa 8000 bis 10,000 Kopien wurden schon als riesige Auflage betrachtet; denn in der Regel las ein großes Haus mit vielen Familien darin nur eine Zeitung, welche, ehe der letzte Leseberechtigte dieselbe erhielt, mitunter schon schmutzig und zerrissen war. Ich will auch gleich beifügen, wie das Drucken von statten ging. Nachdem Alles vorbereitet, die Form für eine Seite Druck eingeschoben, der bogenauflegende Junge seinen erhöhten Standpunkt, und ein anderer—das war ich—den seinigen vor der Platte, wo die Bogen, wenn „einseitig" bedruckt, herausflogen, eingenommen, dann setzten die „Dreh-Männer," am großen Schwungrade stehend, auf einen Wink des Werkführers die Maschine in Bewegung und nun—wehe dem, der einen Fehler machte!

Für mich war dies eine schreckliche Arbeit, nicht daß es mir an Eifer und Aufmerksamkeit fehlte, durchaus nicht, aber ich war noch zu klein für diese Verrichtung; der Bogen flog aus der Presse, mußte im Fluge sicher und schnell ergriffen, umgedreht und egal faltenlos ausgebreitet auf der Platte vor mir liegen; sobald der Arm nur im Geringsten damit in Berührung kam, so gab es einen Falz; aber in der Angst folgte immer ein zweiter und dritter Bogen, welche dann nichts taugten. Nun wurde Ha—a—a—lt! geschrieen, die faltigen Bogen abgesondert, es gab einen höllenmäßigen Puff und dann wurde weiter gedruckt.—Soviel stand bald fest, bei der Maschine war ich nicht zu gebrauchen und wurde darauf in die Expedition versetzt.

In dem neuen Departement war es Tages über ganz nett, denn alles, was ich zu thun hatte, bestand darin, die losen Bogen von Romanen und andern Büchern nach der Nummer zusammenzulegen, um später geheftet zu werden; aber wenn der Abend kam, da ging eine wahre Schinderei los. Sowie die Zeitung soweit gedruckt

war, daß der Versandt losgehen konnte, dann fand in größter Eile das Zusammenfalten statt und sowie ein Packet fertig war, wurde es mit Riemen zusammengeschnürt, einem der Jungen auf den Rücken geschnallt, und fort ging es im Galopp von der Zimmerstraße nach der Post—ein sehr weiter Weg. Die Minute des Abgangs und der Ankunft am Ziele wurde in ein Buch geschrieben und jede Verzögerung bestraft, dabei aber die Zeit so barbarisch knapp bemessen, daß wir Jungen uns die Seele aus dem Leibe laufen mußten, um rechtzeitig mit unserer schweren Last auf der Post zu sein.

Bis zehn Uhr Abends dauerte dieses Wettrennen, dann war Alles expedirt und wir durften nach 16stündiger Arbeit heimgehen. Schon nach etlichen Wochen spuckte jeder Junge Blut, was bei solchen Ueberanstrengungen der schwachen Kräfte auch kein Wunder, denn der Aelteste von uns war nicht über 14 Jahre.

Wenn man nun todtmüde nach Hause kam, so konnte man vor Erschöpfung kaum essen und sich des Schlafes erwehren. Kurz nach 5 Uhr Morgens mußte aufgestanden werden, um Punkt 6 Uhr an der Thür der Druckerei stehen zu können; wer sich verspätete, wurde nicht eingelassen. Der Sonntag war frei—und der höchste Genuß, lange schlafen zu können.

Als ich zum Erstenmale nach einer solchen Jagd das aufsteigende warme Blut auf der Zunge fühlte, gab ich mit Willen meiner Eltern die „Thaler-Position“ sogleich auf, um mich wieder einer gesünderen Branche zuzuwenden, und dieses Mal sollte ich wirklich Glück haben.

Wir waren nämlich zur Veränderung 'mal wieder umgezogen, aber nur einige Häuser weit, von 214 nach Friedrichsstraße 211, und hier trat eine, mein ganzes Leben entscheidende Wendung der Dinge ein.

In diesem Hause war die Wohnung und das Geschäft des Hofvergolder Uber. Herr U. war ein sehr feiner Mann, beschäftigte Bildhauer, Vergolder, Maler, Stukaturarbeiter und Tischler, befaßte sich mit der Herbeischaffung von kostbaren Gemälden, seltenen Waffen oder sonstigen Raritäten für die Sammlungen hoher und

höchster Persönlichkeiten, hatte zweimal zu diesem Behufe Reisen nach Italien in eigener Equipage gemacht und war außerdem noch ein Landsmann und specieller Freund des berühmten Baumeisters Friedrich Schinkel.

Hier also bekam ich sogleich eine brillante Stelle, Honorar wöchentlch 1 Thaler. Meine Obliegenheiten bestanden im Ausputzen von Bleiverzierungen, Wegtragenhelfen fertiger Arbeiten, sowie im Frühstück- und Vesperbrodholen für eine Menge Arbeiter, wozu ich aber noch zwei Kollegen hatte.

Was ich in diesem Geschäfte kennen lernte, hat mir mein ganzes Leben lang genützt. Ich lernte die berühmten Maler Hildebrandt und Krüger—Letzterer wegen seiner bekannten Virtuosität im Pferdemalen auch „Pferde-Krüger"—genannt, kennen; Schinkel sah ich oft im Museum, welches damals nahezu vollendet war, und so verschiedene andere Berühmtheiten.

Für einen Jungen in meinem Alter, noch nicht 13 Jahre, konnte das Alles ziemlich gleichgültig sein, aber die Kunstwerke, welche ich Gelegenheit hatte, in vielen Palais und Schlössern zu sehen, riefen eine Empfindung wach, welche sich nie wieder verlor; nämlich ich fühlte, daß, wenn sich nur Jemand meiner annehmen möchte, ich sicherlich ein tüchtiger Künstler werden würde, denn ich besaß Ehrgeiz und zwar die Sorte, welche sich Anerkennung erkämpfen und erzwingen will; denn alles unverdiente Lob war mir stets ein Gräuel—ja, das Lob an sich ist schon zu viel, denn der volle Gewinn liegt ja schon im Bewußtsein, im Nutzen und dem unvergleichlichen Vergnügen, welches die Ausübung einer bildenden Kunst gewährt.

Leider wollte sich Niemand finden, der sich meiner annahm—reich gelohnt hätte ich es ihm gewiß;—aber so ist die Wirklichkeit, da kommt Alles anders wie in den seichten Schablonen-Romanen, wo ein Phantasie-Hungerleider, meist ohne hinlängliche Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben, am Schnürchen Menschen und Dinge vorführt, die wohl in seinem blasirten Hirnkasten, aber sonst nirgendswo in der Welt, sich so zusammenfinden.

So mußte es also beim Alten bleiben; aber wer kann in die

Zukunft sehen? Denn wie es gekommen, war es vielleicht für mich das Beste, und da ich unerschütterlich an das geheime Walten eines Fatums glaube, so habe ich durch Vergleiche gefunden, daß mein Schicksal genau meinem ganzen innern Wesen entspricht.

Hier muß ich wieder ein paar Vorkommnisse einschalten, welche, wenn auch noch so kleinlich, doch immerhin komisch sind. Die damaligen Berliner Rinnsteine waren geradezu schauderhaft und ihr Ruf der übelriechendste im ganzen Universum, aber vollends unerträglich, wenn es lange nicht geregnet hatte. Eines Tages hatte ich für eine Anzahl Gehilfen (Gesellen wäre eine Beleidigung gewesen) das Frühstück zu holen; in meinen „Schürzenpichel" etliche Schnapspullen verschiedener Länge zu stecken, unter den Armen eine Anzahl Sechserbrode und in der Schürze selbst Wurst, Käse, Schinken und ähnliche schöne Dinge.

Vor dem Laden des Budikers hatte sich das Wasser zu einer Pfütze ausgedehnt, mit dicker grüner Kruste darüber; nun war diese Stelle auch ein Droschken-Halteplatz, und wenn die Kutscher müssig umherstanden, dabei einen anständigen Kümmel im Leibe hatten, dann wurden sie üppig und machten faule Witze; so sagte denn einer dieser Rossebändiger: „Junge, du mußt de Nase heher dragen lernen, det du iber de Pullen kieken kannst."—Ich antwortete: „Lassen Sie doch Eenen jehen, Sie demlicher Krippensetzer;" dabei war ich vorwärts gegangen, will auf die Straßenbrücke treten —trete fehl—un Pladauz— stürze der Länge nach in die Jauche. Na—das Leben habe ich, wie ich heute noch beweisen kann, nicht dabei verloren, aber—der Gestank—der entsetzliche Gestank! —und —das ganze Frühstück—futsch!

Erst nach mehrwöchentlichen verzweifelten Waschungen war ich von dieser Pest hinlänglich befreit, um mich meinen Mitmenschen getrosten Muthes wieder nähern zu können, und es hieß nicht mehr: „Aber Junge, du stinkst ja wie Luder—wie kommt des?!"—und dazu denke sich Einer—die Schande!

Nicht selten erhielten wir Jungen Trinkgeld, in der Regel 2½ Silbergroschen, aber auch mitunter „4 Jute." Diese Extra-Ein-

nahmen wurden von meinen beiden Kameraden gewöhnlich ohne Säumen verläppert und vernascht; ich dagegen wagte keinen Dreier unnütz davon auszugeben, sondern, es ist mir lieb jetzt sagen zu dürfen, brachte es unverkürzt meiner Mutter. Dies Verfahren forderte den Spott und die Nörgelsucht der andern Jungen heraus, und erst nach einer tüchtigen Keilerei, nach welcher wir noch acht Tage lang mit violetten Augen und dickgeschwollenen „Gurken" umherliefen, bekam ich Ruhe und konnte fortan unmolestirt „knausern."

Im späteren Leben habe ich vielfach und immer die gleiche Erfahrung gemacht; alle die unergründlichen Bierschlünde, die Allerwelts-Vereinsbrüder, die passionirten Streiker, Achtstunden-Schwärmer und ähnliche Mitmenschen haben es in der Welt zu nichts gebracht und bringen es zu nichts, hingegen Diejenigen, welche von den Obengenannten ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit wegen am meisten angefeindet wurden, sind Alle vorangekommen.

Ein anderes Mal wurde mir die Mission anvertraut, etlichen auf der Pfaueninsel, einem drei deutsche Meilen von der Stadt entfernt liegenden Havel-Eilande, arbeitenden Malern verschiedene dort benöthigte Farben zu bringen. Zur Bestreitung der Reisekosten erhielt ich 15 Silbergroschen, empfing die nöthigen Vorschriften, machte mich am frühen Morgen auf die Beine und war auch so glücklich, am Potsdamerthor einen Wagen anzutreffen, mit welchem ich für fünf Groschen bis an den Waldweg fahren konnte, welcher nach der Havel führt; eine Fähre bringt dann den Wanderer gegen Erlegung der üblichen Gebühr, @ Person einen Sechser, nach der königlichen Insel, welche, außer von verschiedenen interessanten und schönen Bauwerken, von prächtigen Park- und Garten-Anlagen nach jeder Richtung hin bedeckt ist.

Soweit war Alles gut abgelaufen, die Farben sicher abgeliefert, ich durfte mich überall umsehen, hatte reichlich zu essen bekommen (die Hauptsache) und mußte nun, denn es war schon drei Uhr Nachmittags, ernstlich an den Heimweg denken.

Wer die früheren Chausseen mit den zum Sterben langweiligen endlosen Pappelalleen gesehen hat, der kennt das sehnsüchtige Ausschauen des sogenannten „armen Reisenden" nach einer möglichst unentgeltlichen Fahrgelegenheit. Mit meinen kurzen Beinen brauchte ich, die Ruhepausen eingeschlossen, wenigstens neun volle Stunden, um nach Berlin zu kommen, und dann sicherlich dreiviertel todt vor Müdigkeit; und—so weit das Auge reichte, kein Fuhrwerk zu sehen. Es blieb also nichts übrig, als frisch drauflos zu marschiren, aber schon nach der ersten halben Meile setzte ich mich muthlos auf einen Chausseestein und beschloß, zu warten, gleichviel wie lange, bis ein Fahrzeug kommen würde und mich vielleicht mitnähme.

Ich mochte eine halbe Stunde so gesessen haben, da kam auch ein leerer Frachtwagen, worauf sich ein Mann, ein Junge so groß wie ich, und ein Hund befanden. Ich bat den Fuhrmann himmelhoch, mich mitzunehmen, wozu er sich auch für den Preis von sechs Dreiern schließlich bewegen ließ. Nun kroch ich in den großen Wagen mit Leinwanddach darüber, streckte die müden Glieder auf das reichlich vorhandene Stroh und schwelgte schon in dem Gedanken, noch 7½ Groschen mit nach Hause bringen zu können, überzeugt, daß diese Summe die ganze Familie aus Rand und Band bringen müßte.

Eine halbe Meile weiter und Zehlendorf wurde erreicht, da kam der Junge zu mir gekrochen und sagte, der Mann wolle noch einen Silbergroschen, um im nahen „Krug" einen Schnaps zu trinken, ich würde vom Wagen geschmissen oder gar todtgeschlagen werden, wenn ich den „Mops" nicht 'rausrückte. Nun denke sich Einer meine Verzweiflung; denn ich dachte, das Geringste, was mir bevorstand, würde sicherlich der Versuch einer totalen Ausplünderung sein; aber lieber wäre ich gestorben, als daß ich meine 7½ Groschen hergegeben hätte.

So schlimm sollte es doch nicht werden, denn als der Silbergroschen thränenden Auges hervorgelangt, und ich dabei hoch und theuer geschworen hatte, daß es all mein Hab und Gut sei, ließ mich der Barbar vorläufig in Ruhe.

Bei Steglitz sollte ich abermals einen „Mops" berappen, aber „ja Kuchen!" Die Stadt war nur noch eine halbe Meile entfernt, auch war es nicht mehr so einsam. Meine Kurage hatte deshalb sichtlich zugenommen und so machte ich die Sache mit einem schrecklichen Geheul ab, worauf der Kerl mich ungeschoren ließ. Noch ein gutes Stück vom Thore entfernt, wurde ich, aus Wuth wegen dem mißlungenen letzten Erpressungsversuch, beim Kragen genommen und vom Wagen geschupst, daß mir alle Rippen weh thaten; aber die Angst war überstanden, das Leben und noch 6½ Groschen waren gerettet, mit denen ich freudestrahlend um 9 Uhr Abends zu Hause anlangte und die ganze Familie in die glücklichste Stimmung versetzte, denn das Mittagsessen für den nächsten Tag war durch dies Verfahren wieder gesichert.

Wunderbar ist es, wie mancher Mensch förmlich vom Glücke verfolgt wird und—doch kein Glück hat. Zu dieser Klasse gehörte auch Herr U. Er starb später sehr reich, war Ritter mehrerer Orden, württembergischer Hofbildhauer und, wie schon erwähnt, Hofvergolder; als Lampenverzierer in einer Berliner Lackirwaaren-Fabrik hatte er seine Carriere begonnen, es also nach damaligen Verhältnissen in seiner Art so weit gebracht, wie Keiner vor und nach ihm. Der große Erfolg lag im Wesen des Mannes selbst; er verstand es namentlich, sich bei den Prinzen durch Ueberraschungen beliebt zu machen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wobei Mühe und Kosten keine Rolle spielten; denn später wurden die Kosten doppelt wieder herausgeschlagen; hier nur ein Beispiel.

Der nun längst verstorbene alte Prinz Karl (berüchtigt durch die Ermordung seines Kammerdieners) hatte den Wunsch laut werden lassen, in seinem Wintergarten einen Springbrunnen zu haben. Eine darauf bezügliche Aeußerung des Prinzen war Herrn U. durch einen ihm besonders ergebenen Lakaien brühwarm hinterbracht worden; zugleich auch, daß Königliche Hoheit einen Tag in Potsdam zubringen würden, natürlich mit Angabe der Zeit. Herr U. setzte nun Himmel und Hölle in Bewegung, um innerhalb 24 Stunden eine allerliebste Fontaine herzustellen. Ein kleiner Hügel, von

allerlei Steinen, Muscheln und Moos gebildet, trug das Becken, von dessen Mitte aus der Wasserstrahl aufstieg, welcher durch verschiedene Aufsätze auch eben so mannigfache Figuren bildete. Kurzum, es war ein gelungenes Werk; Königliche Hoheit waren natürlich höchlichst überrascht und erfreut darüber und—rother Adlerorden dritter Klasse—der Lohn für diese schöne That! Daß damit auch andere, schwerer wiegende Vortheile verknüpft waren, versteht sich am Rande.

Sowohl Herr wie Frau U. waren aber dabei liebe menschenfreundliche Leute, denn als es mit meiner schwerleidenden Mutter immer mehr bergab ging, schickte ihr Frau U. jeden Tag das beste Essen und that noch mehr als das. Dafür soll der guten Frau heute noch gedankt sein.

Worin bestand nun das Unglück im Glücke?! Man munkelte, Herr U. hätte sich durch früheres allzu fideles Leben Nachtheile zugezogen, an denen er bis an sein seliges Ende zu knabbern hätte; auch Kinder hatten die Leute nicht, nahmen deßwegen drei Kinder naher, sehr armer Verwandten an Kindesstatt in ihr Haus und — ernteten den schwärzesten Undank.

Daß berühmte Männer auch recht absurde Marotten haben können, davon lieferte Schinkel einen Beweis. Es wurden nahezu für alle Bilder im neuen Museum neue Rahmen gemacht, aber alle matt Oelgold, nirgends eine Spur von Glanz; dasselbe war es mit jeder andern von Schinkel geleiteten Arbeit, und da nur sein Wille galt, so wäre sogar jede Einsprache dagegen gefährlich gewesen; nächstdem war es über die Maßen bequem für den Arbeiter, auch der Prinzipal konnte sehr damit zufrieden sein, denn er verdiente viel mehr bei diesem Ungeschmack, als wäre es anders gewesen.

Hier kann ich es nicht unterlassen, einige Worte über „Geschmack" beizufügen. Alle Welt spricht von Geschmack und Stil; nichts ist indeß unbestimmter, relativer, dem Wechsel mehr unterworfen, als gerade diese beiden. Meist nur stupide Nachäfferei, basirt auf dem Glauben einer eigenen, aber fast durchweg trügerischen Erkenntniß; Beweis dafür sind die Moden, denn die wahrhaft scheußlichsten, entstellendsten und unnatürlichsten finden den meisten Beifall. Hat

irgend eine übergeschnappte Närrin oder Narr etwas recht Albernes in dieser Beziehung ausgeheckt, so finden sich sogleich Tausende, welche, ohne ein Atom eigenen Urtheils oder Geschmacks, nichts Eiligeres zu thun haben, als sich solchen Unsinn anzueignen und — schön zu finden.

Das Einfache, Natürliche und Zweckmäßige findet am wenigsten Anklang. Es ist dasselbe Verhältniß wie wahrhafte Aufklärung, wirklicher Verstand, der unermeßlichen, unausrottbaren Dummheit gegenüber. Harmonie in Farbe und Formen betrachten wir oftmals als feststehend und selbst diese hängen von gewissen Breitegraden ab, um als schön anerkannt zu werden.

Maß halten—in allen Dingen! — wäre deshalb das einzig Richtige und Empfehlenswerthe; das Talent dazu liegt im Auge des Menschen und nimmermehr kann eine Person Anspruch darauf machen, thatsächlich Geschmack zu besitzen, deren Auge sich nicht beim Erblicken von Mißverhältnissen irritirt und beunruhigt fühlt. Nehmen wir als Bauwerk einen Tempel im Stile der besten Zeit des griechischen Alterthums, aber seine Giebelfelder sind für die Breite zu flach, seine Säulen für ihre Höhe zu dünn oder zu dick, die Proportionen in allen Theilen außer Verhältniß, aber die Einzelheiten, der Schmuck, künstlerisch tadellos; so ist und bleibt es dennoch—eine Mißgeburt und wird nicht aufhören, trotz aller sonstigen Schönheit, durch seine Disharmonie das Auge des verständigen Beschauers zu beleidigen, anstatt zu erfreuen! Da aber selbst die größten Meister von Irrthümern und Einseitigkeiten nicht frei geblieben sind, so läßt sich dies nur dahin auslegen, daß sie ja auch nur Menschen mit subjektiven Neigungen waren, welche es naturgemäß nicht zuließen, für alle Zeiten „Vollkommenes" zu schaffen.

Polenkrieg, Cholera und Anfang der Lehrzeit.

Die öffentliche Aufmerksamkeit war schon lange mit der größten Spannung auf Polen gerichtet. Kurz vor dem Ende des Jahres 1830 war die gewaltige Insurrection ausgebrochen, welche die ganze Kraft Rußlands in Anspruch nahm, um das unglückliche Volk auf's Neue zu unterwerfen und die Bande noch fester zusammenzuschnüren, mit welchen es vorher gefesselt, und um diese zu sprengen, zu den Waffen gegriffen hatte. Die größte Sympathie mit den Unterdrückten gab sich überall unverhohlen kund, die glühende Freiheitsliebe des im ungleichen Kampfe sich opfernden Volkes wurde anerkannt und bewundert. Die Bilder von Sensenmännern waren an allen Orten in den Schaufenstern zu sehen; ohne Aufhören wurde darüber debattirt, daß zum Beistande Polens Alles aufgeboten werden müsse, aber — Preußen und Oesterreich besaßen ja selbst Theile des zerstückelten Landes. Nichts durfte geschehen, um den nach Hilfe Rufenden den Kampf zu erleichtern. Namentlich fehlte es an Waffen und Munition, wogegen der Feind alle Mittel in Händen hatte, um jede sich zeigende Lücke sogleich auszufüllen.

Der Kampf um die Wiederherstellung Polens währte bis zum Herbst 1831, gerade so lange bis sich das Volk verblutet hatte und jeder Widerstand von selbst aufhören mußte; soviel war aber bewiesen worden: Rußland hatte sich in Acht zu nehmen, und sollte je ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland ausbrechen, so wäre es nicht unmöglich, daß die Unabhängigkeit und Befreiung Polens zur politischen Nothwendigkeit und mächtigen Waffe zur Bekämpfung des Gegners werden würde.

Unterjochte Völker als Bestandtheile eines größeren Reiches waren für beide Theile nie ein Segen, denn würden auch zehn Befreiungsversuche mißglücken, es kommt doch die Zeit und Gelegenheit wo der elfte, von Erfolg gekrönt, sich nun berufen glaubt, vielleicht hundertjährige Bedrückungen auf einmal, aber um so grausamer zu rächen! Der Haß der Polen gegen Rußland ist nicht gestorben,

er schläft nur—und sein Erwachen wird unter einer günstigeren Constellation sicher nicht ausbleiben!

Im Sommer desselben Jahres machte auch ein unheimlicher Gast zum ersten Male seine Erscheinung in Berlin, der überall, wo er eingekehrt, Angst und Schrecken verbreitet hatte. Es war die Cholera! Tod und Verderben bezeichneten ihre Spuren, und dadurch, daß die Vorstellungen, welche die Menschen sich davon machten, zehnmal fürchterlicher waren, als die Sache selbst, so erlagen schon Viele der bloßen Furcht, ehe noch die Seuche selbst bei der Arbeit war. Die verrücktesten magistratlichen Verordnungen brachten die Leute fast außer sich; die Vorschriften beim Herannahen von Leichenzügen, und wie diese selbst ausstaffirt sein sollten, waren mindestens—schauerlich.

Geradezu ruinirend war diese Periode für die Obst- und Gemüsegärtner; Gurken namentlich wurden als unfehlbar tödtlich erklärt; Melonen, die sonst 25 Silbergroschen bis 1 Thaler das Stück kosteten, wurden für zwei Groschen verkauft oder konnten verfaulen. Da war es eine Lust, arm zu sein! Fast zu Schanden haben wir uns „gepickt" an verbotenen Früchten; 1 Groschen die Mandel (15 Stück) der besten Gurken—da wäre es ja eine Sünde gewesen, sich nicht halb todt daran zu essen; prachtvolle blaue Pflaumen 5 Dreier die Metze, und so Alles im Verhältniß.

Die erfolgreiche Bekämpfung dieser modernen Pest von Seiten der Aerzte gelang damals ebensowenig, als heute; Reinlichkeit, so viel als thunlich frische Luft, Mäßigkeit im Essen und Trinken—und Furchtlosigkeit—sind die einfachsten und wirksamsten Mittel dagegen; das allerwirksamste—kalte Witterung! Die Entdeckung von allen möglichen mikroskopischen Kreaturen im menschlichen Organismus, als Bacillen, Mikroben und Konsorten, mag eine für den Fachmann recht interessante Spielerei sein, im Uebrigen ist sie sicherlich für die Katze, denn ohne Zweifel hat unser Stammvater Adam schon sein Häufchen Komma-Bacillen und Bakterien im Leibe gehabt, ohne dadurch je inkommodirt worden zu sein. Die gelehrte Wichtigthuerei spielt aber in der Gegenwart eine so große Rolle, besonders

in der Medicin, daß man darüber vergißt, selbst für die unbedeutendsten Krankheiten die richtige Behandlungsweise zu ermitteln, weshalb sich auch die Leiden der Menschen bis in's Ungeheuerliche vermehren, anstatt, wie rechtlich zu erwarten, sich stetig zu vermindern.

Eine allgemeine Geschäftsstockung war auch nicht ausgeblieben, und sogar die Hofarbeiten ganz beträchtlich vermindert worden, wodurch eine Menge Leute auf's Ungewisse beschäftigungslos wurden, welche nur für solche Arbeiten von auswärts herbeigezogen waren; mithin bei Herrn U. am meisten fühlbar. Bis dahin war ich noch nicht in der Lehre, obgleich ich schon mancherlei Nützliches, zum Geschäft Gehöriges gelernt hatte. Bloße „Mattvergoldung", wie die Schinkel'sche Irrlehre es bedingte, genügte aber nicht, um damit durch die Welt zu kommen, und so wurde ich dann zu einem Manne gebracht, der noch unverheirathet, als sehr geschickter Arbeiter anerkannt, außerdem aber, wie ich später ausfand, ein herzlich fauler Kunde war.

Obgleich ich auch jetzt noch nicht wirklich in die Lehre trat, so wurde doch stillschweigend angenommen, es sei der Fall, mit der Bedingung, so lange auszuhalten, bis ich ausgelernt hatte; denn es wurde bei mir zu Hause als Ehrensache betrachtet, an Einem Orte zu bleiben, sei die Behandlung auch noch so schlecht, wenn nur 'was Tüchtiges gelernt werden kann; man ersieht daraus, daß mit der Armuth das w a h r e Ehrgefühl keineswegs abhanden kommt.

Die Wohnung und Werkstatt meines neuen Brotherrn befand sich „Unter den Linden" 17 und 18 im vierten Hofe ganz versteckt, (man sieht, wie praktisch der Mann war,) unter uns waren Futterkammern und ganz unten die Pferdeställe des englischen Gesandten; es war also geradezu unmöglich, eine unpassendere Lokalität für ein solches Geschäft zu finden.

Herr Grau, der, nebenbei gesagt, entsetzlich jähzornig war, kultivirte gewisse Liebhabereien, die nicht allein Geld kosteten, bei ihm gerade das Wenigste, sondern auch viel Schweinerei und unnütze lästige Arbeit verursachten; dazu gehörten in erster Linie eine Unmasse Vögel.

Morgens 6 Uhr mußte ich auf dem Damme sein, etlichen dreißig Kanarien-Vögeln, einer Nachtigall, einem Staar, längere Zeit auch einem Raben, Futter und Wasser geben, auch wenn nöthig, die „Bauer" reinigen. Der Rabe war das Schrecklichste; das Thier roch wie die Pest, zu seiner Atzung mußte ich Ochsenmagen mit den daranhängenden Kaldaunen vom Schlächter holen, den Magen am Brunnen auswaschen und die Därme in kurze Stückchen schneiden —gewiß eine saubere Beschäftigung für einen angehenden Kunst-Eleven?! In der Küche stand ein Eimer, dessen Inhalt nicht selten mein ästhetisches Gefühl dermaßen verletzte, daß ich denselben nur mit zugeklemmter Nase dahin befördern konnte, wohin er gehörte.

Nun wurde Feuer auf dem Heerde gemacht und es ging an's Kaffeekochen; ein nie ganz reiner Topf mit Wasser gefüllt, dieses zum Sieden gebracht, ein Loth gemahlenen Kaffee hineingethan, etwas umgerührt, zugedeckt und stehengelassen bis der Herr die Gewogenheit hatte, sich aus dem Bette zu begeben, welches Ereigniß zwischen 10 und 11 Uhr meistens sicher bevorstand.

Je nach Laune ging nun Alles leiser oder lauter vorüber, bis Kaffee getrunken, gereckt, gegähnt und Anstalt zum Arbeiten gemacht wurde. Nun war die Zeit gekommen, daß ich zum Schlächter Kühne gehen und ein Pfund Rindfleisch mit Marksknochen, beim Kaufmann ¼ Pfund Reis und bei der Höckerin vor'n Sechser Grünes holen mußte.

Der Mühe ist es werth, bei der „dicken Kühnen" etwas länger zu verweilen, denn die Frau war ihrer drolligen und auch groben Redensarten wegen weit und breit bekannt und—beliebt. Hier Einiges aus der von ihr damals zirkulirenden Anekdotensammlung:

Es war auf dem Schlächter-Ball; die Schlächter ärgerten sich, wenn ein—Anderer mit der sehr hübschen Tochter der „Kühnen" tanzte. Ein junger Referendar, der auch nach diesem Ball verschlagen und schon mehrere Male mit Fräulein K., auf die er einen besonderen „Gusto" haben mochte, getanzt hatte, trat abermals mit den Worten zur Mutter: „Könnte ich vielleicht die Ehre haben, die nächste Polka mit Ihrer Fräulein Tochter?"— — —Erhielt

die klassische Antwort: „Ne, ne, Herr Reffendar'jus, nu nich mehr —se hat eben Eenen jehen lassen, wat ooch keen Schlächter war— et mechte am Ende Stenkerei geben."

Einer Frau, die sich laut darüber mockirte, so viele Knorpel im Kalbfleisch zu erhalten, antwortete Madame Kühne: „Wenn ick un mein Mann de Kelber alleene machten, denn machten wir se aus lauter Niere, aber daraus wird vorleifig noch nischt, un deswegen gibt es alleweile noch Knorpel!"

„Aber du meine Jüte—det Fleesch is ja lauter Knochen!" sagte eine Käuferin indignirt, die „Kühnen" dabei vorwurfsvoll anblickend.

„Madamken, so lange wie de Ochsen noch nich uff Bratwürschte loofen, wird det woll immer so bleiben," antwortete die dicke quappliche Schlächtersfrau; und dabei lächelte sie mit ihrem feisten, von Fett glänzenden Gesicht ihre Kunden so gutmüthig freundlich an, daß diese doch immer wiederkamen.

Alle Tage wurde dasselbe Gericht, 1½ Jahre lang, gekocht; da ich aber auch manches Andere zu thun hatte, so ging mir oft das Feuer aus oder das Fleisch wurde nicht zur rechten Zeit abgeschäumt, mitunter war auch so viel Asche in den Topf geflogen, daß aus der Suppe ein schmutziger Brei geworden. Durchweg brodelte es aber viel zu lange, denn der Prinzipal speiste sehr unregelmäßig zu Mittag, es wurde oft 2, 3 oder 4 Uhr Nachmittags, zuweilen blieb das schöne Essen (?) auch ganz und gar stehen, wenn meinem Herrn, wie er sich ausdrückte, „eine Laus über die Leber gelaufen war."

Ein sogenanntes zweites Frühstück dagegen wurde nie gänzlich versäumt und bestand gewöhnlich aus einem guten Nordhäuser Korn als Hauptsache, Brod und Käse, Wurst oder Schinken. Zu diesem Mahle stellten sich in der Regel ein Paar Kerle ein, die ich hier etwas näher beschreiben will.

Herr G. mußte eine angeborene Vorliebe für Adelige, insbesondere für heruntergekommene, haben, denn die beiden Pflanzen gehörten diesem Stande an. Der Eine war der Herr Oberstwachtmeister von Oehleken, der Andere nannte sich Baron von Kaffer.

Ersterer war der unfreiwillige Besitzer einer „Knicknase“ und gab vor, die „lädirte Gurke“ rühre von einem furchtbaren Säbelhieb her, den ihm ein Franzose in der Schlacht bei Leipzig beigebracht habe. Dieser abgelegte Bataillons-Chef war stets in einen viel zu großen gänzlich abgeschabten Ueberrock gehüllt, sprach, in Folge des „Knicks“, furchtbar durch die Nase und brachte jedesmal einen Appetit mit, der sich für Geld sehen lassen konnte, denn eine halbe Viergroschen-Schrippe allein zu verputzen, war dem alten Kriegshelden reine Wurst, wobei der „Nordhäuser“ auch kaum zur Ruhe kam.

Ein ganz anderer Mann dagegen war Baron Kaffer; mehr als mäßig in allen Dingen, denn der Baron besaß nicht einmal ein Hemde, wirkte seine Gegenwart stets erheiternd; als echter Edelmann nahm er nicht einen Schluck Schnaps an, ohne dafür eine prickelnde Anekdote oder einen Zug aus seinem—lumpenstreichreichen Leben als Gegenleistung zum Besten zu geben.

In seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigte sich der Baron aber gewöhnlich, wenn er satt war und sich zum Gehen anschickte; es fand dann jedesmal das folgende Zwiegespräch mit dem Gastgeber statt: „Du—Grau, pumpe mir doch 'mal bis morgen einen Thaler.“ „Bruder, soviel habe ich selbst nich.“ „Na, denn 15 Silbergroschen.“ „Sehr gerne, aber ich kann doch nicht den letzten Pfennig weggeben.“ „Ich kann dir nich helfen — aber 10 Silbergroschen muß ich haben. Na,—auf Ehrenwort! morgen bring ich's wieder!“ „Kaffer—quäle mich nicht, erst morgen kriege ich etwas Geld ein.“ „Gut denn, gieb „5 Puppen“ her, die darfste mir nich abschlagen, weniger kann ich nich brauchen.“ „Es geht beim besten Willen nich.“ „Grau—gieb mir zwei Jute!“ „Nein, auch die nich!“ „Schweinhund!!“—und fort war er.

Baron K. war Lieutenant gewesen, vermuthlich aber plebejischer Eigenschaften wegen fortgejagt worden; hatte dann verschiedene grobe Briefe an den Kriegsminister geschrieben, war dafür gebührend bestraft worden, und hatte sich nun dem Pump- und Schmarotzer-Geschäft mit einer solchen Energie gewidmet, daß dadurch selbst seine allerdummsten Freunde oftmals in Erstaunen versetzt wurden.

Die Kleidung des Barons bestand in einer zu kurzen und zu engen, wunderbar fadenscheinigen, schwarzen Hose und do. Frack, letzterer dem Schnitte nach aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts stammend, aber dermaßen blank gebürstet, daß er fast geputzten Stiefeln glich. Hierzu paßte der „Cylinder," als wäre er dazu geschaffen. Die Stiefeln des Barons waren ganz besäet mit kleinen Rüstern, welche einzig und allein seiner eigenen Kunstfertigkeit ihre Entstehung verdankten. Eine sehr breite schwarze Militair-Binde ohne Schleife, welche bis zu den Ohren reichte und worin das Kinn vollständig verschwand, verlieh dem Träger etwas ungemein Würdevolles. Unter dieser Hülle aber sah es traurig aus; nur zwei Aermel, mit einer „Strippe" um den Hals zusammen gehalten, ein weißer Lappen oder auch ein halber Bogen Papier vorn an der „Halsstrippe" geschickt befestigt, verleiteten den Uneingeweihten zu dem Glauben, der Baron habe ein Hemd an. Und—muß nicht der Glaube so Vieles decken, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist?!

Baron K. war ein großer Naturfreund, denn so lange die Jahreszeit es irgend erlaubte, schlief er bei „Mutter Grün" im Thiergarten; im Winter auf einem „Seegras-Sack" bei einem andern Freunde, welcher diese Lagerstatt großmüthigst zu seiner Disposition stellte.

Eines betrübenden Vorfalls muß ich leider hierbei Erwähnung thun, wodurch das schöne Freundschaftsband, welches den Baron K. und meinen Prinzipal umschlang, beinahe für immer zerrissen wäre, und das kam so:

Um den Frack zu schonen, noch mehr aber gegen die Nachtkühle besser geschützt zu sein, hatte der Baron von Kaffer von seinem Freunde Grau einen Mantel entliehen, der, wie bei den antiken Kutschern, mit einem Dutzend Krägen versehen, nicht geeigneter sein konnte, die traute Lagerstatt im Thiergarten durch seine wärmespendende Eigenschaft noch gemüthlicher zu machen. Eines Tages verlangte aus irgend einem Grunde Freund G. seinen Mantel zurück, und—erhält ihn auch—aber, o weh! Im ganzen Innern, in allen Näthen, unter allen Krägen, sah man das Wirken der hohen heiligen Natur—überall Leben—und was für Leben?!

Drei Tage lang wurde dieses zoologische Unicum in kochendem Wasser geweicht, die Näthe mit heißen Plätteisen durchfurcht, und nachdem das ehrwürdige Kleidungsstück alle diese Prozeduren durchgemacht, in die tiefste Ecke eines großen Schrankes gehängt, bis etwa nach Jahresfrist zufällig die Entdeckung gemacht wurde, daß sich hunderte von Mäusen darin festgesetzt und den merkwürdigen Mantel schon zur Hälfte aufgefressen hatten. Den unverständigen Nagethieren ist aber das Vergnügen schlecht bekommen, und es geschah ihnen nur Recht.

Ging mein Herr Abends aus, was meist zweimal die Woche geschah, so mußte ich seine Zurückkunft abwarten; dies geschah nie vor Mitternacht, und nach dem hatte ich noch einen weiten Weg, um nach Hause zu kommen. Saß ich nun so mutterseelenallein bei einer trüben Lampe auf dem Werktisch, dann begann, wenn ein Weilchen Todtenstille geherrscht, es in allen Ecken und Winkeln zu quieken, zu knabbern und zu rascheln. Schaaren von Mäusen (in Folge der Futterkammern) huschten am Fußboden umher, kletterten an den Beinen der Werktische herauf, kurzum wohin diese lieben Thierchen nur gelangen konnten, da fehlten sie auch nicht. Warf ich nun meine Schuhe oder einen andern Gegenstand dazwischen, wo sie sich am dichtesten herumtummelten, so war die ganze Bande wie der Blitz plötzlich verschwunden, bis die darauf folgende Ruhe dazu ermuthigte, das Spiel von Neuem zu beginnen.

Kam nun Herr G. nach Hause, so befand er sich gemeiniglich in einer besonders sentimentalen Stimmung. Nicht selten kam es auch vor, daß er in solcher Gemüthsverfassung noch einen „Adeligen," den er zufällig auf der Straße entdeckt, mitbrachte, um ihm ein Nachtquartier zu geben.

Fast immer geschah es, daß, sobald es sich Herr G. nach seiner Ankunft bequem gemacht, er sich auf einen Tisch setzte, wo ich mich dann jederzeit zu ihm setzen mußte. Und nun sprach er davon, was Alles geschehen sollte, und was er Alles thun würde, wenn—er 'mal reich wäre—und was für ein schönen Theil i ch davon abhaben solle.

Aber du lieber Himmel! Da hätte ich lange warten können, denn der gute Mann soll, trotz seiner Geschicklichkeit in der Arbeit, in Halle, wohin er etwa zehn Jahre später übersiedelte, im Armenhause gestorben sein.

Am liebsten, wenn wir uns so in der Geisterstunde unterhielten, sprach Herr G. von Freimaurerei—dabei wurde er jedesmal so seltsam, so geheimnißvoll, seine Stimme klang dann in dem ziemlich großen Raume als käme sie aus einem Grabe, die Lampe, dem Verlöschen meist nahe, fing an zu knistern, die Flamme zuckte noch einige Male hell auf, verlöschte und—nun kam das Gruseln! War „das" der Fall, ließ ich mich nicht länger halten. Die beiden Treppen herunter, durch die vier Höfe, eine Strecke die Linden entlang, und dann im Trabe durch die Friedrichstraße bis unterhalb der Kochstraße, wo ich wohnte,—bei Tage eine halbe Stunde, waren so das Werk von kaum 20 Minuten. Weil es darüber wenigstens 1 Uhr geworden, so schlief auch Alles, ich fand mein bischen Essen bei einer kleinen „Oelfunzel" stehen, verzehrte es schleunigst, kroch in's Bette und schlief sogleich ein, aber träumte auch nur von lauter Hokus-Pokus, von bedeutungsvoller Symbolik, von Leuchtern mit 7 Armen, Dreiecken und andern Wahrzeichen, bis die Mutter mich rüttelte und zum Aufstehen drängte.

Da es vorgekommen, daß für den Hauptschmarotzer „Oberstwachtmeister von Oehleken" die Rationen etliche Male ziemlich trocken ausgefallen waren, so mußte dieser wohl einen Dummeren gefunden haben, wo er besser bewirthet wurde, denn er ließ sich schon längere Zeit nicht mehr blicken. Auch der Baron von Kaffer mußte, der fruchtlosen „Pumpversuche" müde, sich nach einem andern Kumpan, welcher die Ehre seiner Bekanntschaft besser zu würdigen wußte, umgesehen haben, denn die Mantel-Affaire allein hätte seine interessanten Besuche gewiß nicht lange unterbrochen.

Die Lücke, welche das Fortbleiben dieser beiden Freunde in die gewohnte Unterhaltung gerissen, sollte indeß ganz unerwartet von anderer Seite wieder ausgefüllt werden. Drei liebe Kasseler Landsleute, und nach deren Verschwinden die Erscheinung des

Busenfreundes eines Bruders von meinem Prinzipal, welcher (der Bruder nämlich) sich als unberühmter Hof-Opernsänger in Lippe-Detmold ein Vergnügen daraus machte, Herrn Paul Raberich, vagirender Mime, bisdahin Komiker und erster Liebhaber einer, zuletzt in Guben ankernden „Schmiere,“ seinem lieben Bruder in Berlin auf den Hals zu schicken. Daß die Freude darüber groß, läßt sich denken, besonders weil keiner von den Vieren auch nur einen Groschen Geld besaß.

Der Vornehmste von der Landsmannschaft war ein junger Mediciner, Dr. Dalwitz. Derselbe hatte als Theilnehmer und Redner beim kurz zuvor stattgefundenen „Hambacher Fest“ die Gunst der Polizei total verscherzt und wurde als staatsgefährlicher Demagoge eifrigst verfolgt. 9 Tage logirte dieser wackere Jünger Aesculaps in einem dunklen Treppenverschlag, wohin ich ihm täglich eine Mahlzeit brachte. Plötzlich war er jedoch verschwunden; das Nähere darüber blieb mir unbekannt. Von den beiden Anderen war Einer Schriftsetzer, der aber nichts zu setzen fand, und der Andere ein sogenannter Weißbinder, oder Anstreicher, der jedoch das „Landstreichen“ dem Anstreichen vorzuziehen schien.

Diese beiden Leute und mein Lehrherr (die Bezeichnung Meister war außer im Scherz bei uns freien Künstlern nicht üblich) waren nun eines Abends auf dem Heimwege, so um Zwölfe 'rum, „Unter Linden“ von einem entgegenkommenden Trupp Studenten mit den Worten: „Knoten, aus dem Wege!“ attakirt worden, worauf es, da diesem Kommando nicht Folge geleistet wurde, zu einer anständigen „Holzerei“ kam, bei welcher sich „meine Leute“ (Herr G. namentlich war ein großer, sehr starker Mann) recht brav benommen haben mußten, denn der Schriftsetzer war einfach nur krumm und lahm geschlagen worden. Dem Weißbinder aber—er war zudem der Kleinste—hatte der Feind übel mitgespielt. Seine ganze Visage sah am nächsten Tage aus, als ob es nur eine gigantische blaue Nase wäre. Die Augen waren ganz zugeschwollen und seine ohnehin ungewöhnlich dicke Gurke dermaßen aufgetrieben, daß dadurch die Backengrenzen gänzlich verwischt waren. Was Herrn G. selbst

betraf, so war es die komplete Demolirung seines Cylinders, was ihm die meisten Schmerzen machte. Im Uebrigen mußte er selbst gehörig dazwischengehauen haben, denn ein dicker, mit schwerem Knopfe versehener Bambusstock, welchen mein Prinzipal stets mit sich führte, wurde bei dem rencontre dergestalt zersplittert, daß nur noch der Knopf davon übrig war.

Am Morgen nach dieser Bataille war es das Allernöthigste, die Blessirten für längere Zeit unterzubringen, und dazu eignete sich ein zu der Wohnung gehöriger, finsterer Holzstall ganz vortrefflich. Es wurden nun drei Bunde Stroh, mit einigen Futtersäcken darüber, als Lager hergerichtet, wozu noch eine invalide Bettdecke zum Zudecken kam. Die Verwundeten, auf diese Weise äußerst komfortabel untergebracht, mußten hier mit Glieder-Einreiben und kalte nasse Lappen-Auflegen volle vierzehn Tage aushalten, ehe sich der Eine ordentlich rühren konnte und der Andere sich sehen lassen durfte.

Aber auch Das ging vorüber, und es war niemand froher als ich, weil die ganze Last der „Stallfütterung" natürlich auch mir zugefallen war. Nun kam es darauf an, die lieben Landsleute mit guter Manier wieder los zu werden. Mit Gottes Hilfe fand sich dazu Rath, und so brachte ich denn die Beiden eines Tages zum Potsdamer-Thore hinaus, bei welcher Gelegenheit ich das magere Felleisen des noch auf den Beinen schwachen Schriftsetzers bis Steglitz trug. Dann wurde rührender, mit Thränen befeuchteter Abschied genommen und ich erhielt die feierliche Zusage, daß, wenn es ihnen 'mal recht gut ginge, sie auch an mich denken würden. Es muß aber wohl nie gut gegangen sein, denn ich habe nie wieder etwas von diesen braven Leuten gehört.

Nach einer, leider nur zu kurzen, angenehmen Ruhepause erschien nun der schon angezeigte Herr Paul Raberich auf der Scene, dem ich es aber zum Lobe nachsagen muß, daß er das ihm gereichte Brod, Wurst u. dgl. m. auch ehrlich verdiente; denn trotz aller sonstigen Schwulitäten ist doch nie mehr gelacht worden, als während der dreiwöchentlichen Anwesenheit dieses liebenswürdigen, obgleich schon

mittelalterlichen Künstlers, dessen ganzes Gepäck, außer einem halben Schnurrbart, nur in einer rothen Perücke bestand. Namentlich in der gemüthlichen Dämmerstunde führte er uns alle komischen Figuren aus den Kotzebue'schen Ein-Aktern vor. Er verstand die verschiedensten Stimmen nachzuahmen und konnte Grimassen schneiden, daß meinem Prinzipal, der ziemlich dick war, oft vor Lachen der Bauch wackelte. Auf einem runden Stück Blech mit einem Loche in der Mitte, welches er zwischen die Zähne nahm, ahmte er alle erdenklichen Vogelstimmen so täuschend nach, daß die betreffenden Vögel selbst darüber ganz verblüfft waren. Aber auch dieß schöne Verhältniß mußte aufgelöst werden, denn ewig—kann man nicht zusammenbleiben!

So geschah es denn an einem naßkalten nebeligen Novemberabend, daß ich dieses mit einem bunten geflickten Schlafrock, einer alten Pelzmütze und sehr defektem Fußwerk bekleidete Genie bis zum Kottbusser Thore geleitete, von wo er dann fürbaß in die Nacht hineinschritt—wohin?! Der arme Kerl wußte es vielleicht selbst nicht.

Bald nachher stellte sich der Herr Baron von Kaffer wieder ein, —aber die Zeiten hatten sich geändert!—er mußte sich wieder drücken, weil—Herr Joseph Grau, Vergolder aus Kassel, sich mit Jungfer Jeannette Räbiger, aus Lohs in Schlesien, zu verheirathen willens war!

Weitere Lehrereignisse—Tod meiner Mutter!

Die Verheirathung fand auch unmittelbar darauf statt, aber auch ein früher gegebenes Wort wurde dadurch schmählich gebrochen. Der schon einige dreißig Jahre zählende Mann (ich erfuhr das Alles erst später) hatte ein armes Mädchen verführt, ließ es dann hilflos sitzen und die Folgen allein tragen; aber diese Schändlichkeit hat sich später bitter an ihm gerächt, denn Glück und Segen kehrten nie ein in seinem Hause.

Die neue Braut hatte ein Paar Thaler Geld und einige Stücke altmodischer Möbel gehabt,—das war der ganze Unterschied;—von Liebe, wie ich es später auffaßte, konnte nie die Rede gewesen sein. Bei der Trauung, welche im Hause stattfand, stellte sich Herr G. in Hemdärmeln, mit der Arbeitsschürze angethan, vor eine Kommode, die Auserwählte in nichts weniger als bräutlicher Toilette neben ihm. Um nun der Geschichte, nach ihrer Ansicht, doch einen etwas feierlichen Anstrich zu geben, wollte eine alte Frau, die als Zeugin fungirte, rechts und links eine brennende Kerze auf den improvisirten Altar stellen, als aber der Bräutigam dieses Unterfangen wahrnahm, wurde er sogleich böse und fragte die gute Frau, ob sie verrückt wäre? denn kein vernünftiger Mensch brauche Licht am hellen Tage. Der Geistliche machte, daß er fortkam, als sein Geschäft beendet, denn viele Komplimente waren auch mit ihm nicht gemacht worden.

Ich will hier gleich etwas vorgreifen, um zu zeigen, welch schöner Geist später in dieser Ehe waltete. Es war an einem Mittage, als der Gemahl, um einer nicht der Rede werthen Kleinigkeit, seiner Gattin einen Teller voll heißer Suppe an den Kopf warf. Da der jungen Frau diese Brutalität nicht gefallen mochte, so erlaubte sie sich dem Tyrannen gegenüber Aeußerungen, welche einem sanften Tadel nicht ungleich und die Folge hatten, daß der biedere Hausherr aufsprang, das arme ohnehin schwache Weib niederschlug, dann bei den aufgelösten Haaren packte, durch die halbe Wohnstube, die Küche und durch die Werkstatt schleifte, wo dann das Opfer rücklings, die Beine hoch, halbtodt in einen großen Waschkorb geworfen wurde und so lange liegen blieb, bis es sich selbst wieder heraushelfen konnte.

Ein Andermal, es war schon ein Kind da, ein unglückliches Würmchen, denn es besaß einen Wasserkopf und war überhaupt ganz verbupanzt, hatte eben dieses Kindchen gewagt, in der Nacht zu schreien, wodurch auch die Ruhe des Vaters gestört wurde. Im Zimmer war es recht kalt, weil Winter, und Teppiche auf den soliden Fußböden nur in reichen Häusern Sitte; trotz dieser ungünstigen Umstände hatte der gereizte Familienvater doch nicht umhin

gekonnt, den Wurm beim Wickel zu kriegen und weit weg auf den Boden zu schleudern. Die Thränen und das Angstgeschrei der Mutter rührten den Wütherich nicht, um so weniger, als das Kind nun beruhigt und wieder in's Bett genommen, sogleich einschlief. Nicht lange nachher war es still—für immer. Minder schlimme Jähzorns-Resultate kamen noch unzählige vor.

Bis kurze Zeit vor der Heirath hatte ich die Woche 1 Thaler bekommen und mich vollständig selbst erhalten müssen, aber seit dem 1. Oktober 1833 war ich „kontraktlich" als Lehrling installirt und schlief mit einem dazugekommenen Kollegen hart an der Thür des Wohnzimmers; daher meine Wissenschaft.

Etwa um dieselbe Zeit traf mich auch, soweit meine Gefühle in Betracht kamen, der härteste Schlag, der mich bis dahin getroffen, denn er drang bis in die tiefste Tiefe meiner jungen Seele. Eines Abends, er war nie vorher gekommen, kam mein Vater. Ich ahnte gleich nichts Gutes—aber seine Worte: „Die Mutter—ist todt!" entfesselten einen so wilden leidenschaftlichen Schmerz in meiner Brust, wie ich dergleichen nie wieder empfunden habe. Sie war ja die einzige Person, welche mich, weil ich ihr Kind, uneigennützig geliebt hatte, und deren Gemüthsanlagen ganz auf mich übergegangen waren. Mehr Thränen können nie um eine Mutter vergossen werden, als ich um die meinige vergossen habe, denn es geschieht mit gleicher Heftigkeit noch heute nach 53 Jahren, wie im ersten Augenblicke, als ich die niederschmetternde Botschaft von ihrem Hinscheiden empfing. Auch den Fluch der Armuth habe ich in jenen Tagen in seiner ganzen Schwere kennen gelernt, und obgleich es mir später in materieller Beziehung immer wohlgegangen,—doch nie vergessen.

Als alles Traurige, bis auf die unvermeidlichen Nachwehen, vorüber und meine in der Nähe wohnende Schwester, obgleich selbst verheirathet und in beschränkten Verhältnissen, sich noch des kleinen verwaisten Hauswesens angenommen, schlichen die sieben Tage der Woche wieder hin wie vordem.

Ueber meine Lehrzeit, welche 4 Jahre währte, könnte ich ein

eigenes Buch schreiben, aber bei allen traurigen und heiteren Scherzen lernte ich dennoch mehr und gründlicher als es vielleicht an einem andern Orte der Fall gewesen wäre, und ich war es mir wohl bewußt, wie sehr meine spätere Existenz, mein Erfolg im Leben davon abhängig war.

Nach und nach waren noch mehrere Lehrkameraden hinzugekommen, bis wir zuletzt unsere Fünfe waren, aber so merkwürdig zusammen gewürfelt, wie es selten vorkommen mag. Der Dienstzeit nach war ich der Aelteste, dann kam ein langer „Schlahks," der aber von Dummheit thatsächlich strotzte, und sein Vater dazu. Die Beiden glaubten steif und fest an alle Sorten Gespenster, hatten Leute mit den eigenen Köpfen unter dem Arme spazieren gehen sehen, und stiegen im Dunkeln keine Treppe hinab, ohne sich zu bekreuzen und dazu in Hast die Formel: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn—die Bösen fliehen vor seiner Macht!" auszusprechen. Die Leute waren aus Schlesien und von den Pfaffen um jedes bischen Vernunft geprellt worden.

Der Dritte von uns war ein nichtsnutziger Schlingel, der schon Jahre vorher geschauspielert hatte, stets falsche Locken trug und die Erfindung der Arbeit als das größte Verbrechen betrachtete, welches je an der Menschheit verübt wurde. Numero Vier schimpfte sich, ehe er in die Lehre trat, „Privat-Sekretär," war gleichfalls ein trauriges Subjekt; hatte Anfangs der fünfziger Jahre in New-York und zwar in „Mager's Konzerthalle" das erste deutsche Theater errichtet, und ist dann mehrere Jahre später in den kläglichsten Verhältnissen gestorben. Numero Fünf war ein recht guter Junge, hatte merkwürdig krumme Reitbeine von etwas ungleicher Länge; trug immer sehr lange Haare, ein großes Barett auf dem Kopfe, und war ganz versessen darauf, später noch Kunstreiter zu werden; woraus aber nichts geworden ist; statt dessen lief er nach Jahren mit kurzem Sammtrock, Lederhosen, mit Sporen an den Stiefeln und einer großen Hetzpeitsche in der Hand umher; verstand es, Schulden zu machen wie'n Major, und soll seine Laufbahn als Budiker abgeschlossen haben.

Daß es bei einem so zusammengesetzten Personal nicht an dummen Streichen fehlen konnte, liegt auf der Hand, denn nur wenn noch Gehilfen beschäftigt wurden, bekam Alles einen manierlichen Anstrich. Von den vorgekommenen einfältigen Spässen will ich hier nur Einen mittheilen und denke es wird genügen.

Eines Tages war der Prinzipal mit den „Dummen" ausgegangen, um eine vielleicht fünf Stunden erfordernde Arbeit zu verrichten. Da nun der Schauspieler seinen „Einstand" noch nicht gegeben hatte, deshalb sollte diese günstige Gelegenheit dazu benutzt werden. So wurde denn alsbald eine Flasche holländischer Korn für 2½ Silbergroschen, Wurst, Käse und die nöthigen Dreierschrippen geholt, die Arbeit beiseite gelegt und das Fest nahm seinen Anfang. Als wir dem „Holländischen" bereits tapfer zugesprochen und die Heiterkeit schon anfing, bedenklich zu werden, war es eben an der Zeit, dem Gelage ein Ende zu machen; aber das Verderben wollte seinen Lauf haben. Die Flasche war geleert, der Schauspieler, dem die Sorte besonders geschmeckt hatte, bestand darauf, noch ein Quart des plebejischen Getränkes herbeizuschaffen, aber mit der steigenden Begeisterung blieben nun auch die genialen Vorschläge und Einfälle nicht aus.

Der Meister, wie schon früher angedeutet, war ein Schlaukopf in seiner Art; denn um 'mal unverfälschte billige Wurst zu essen, mästete er schon wer weiß wie lange ein Schwein; das Vieh war unter einer im Hofe mündenden Treppe installirt und hatte, vielleicht von einer dunklen Ahnung der damit verbundenen Lebensgefahr geleitet, zum Fettwerden auch nicht den geringsten Anlauf genommen.

Das Schwein aus dem Stall ziehen und darauf im Hofe herumreiten, erschien uns als ein göttliches Vergnügen. Der Kunstreiter unternahm es, den borstigen Insassen mit 'ner Mistgabel aus seiner Klause herauszuwedeln, außerdem war noch ein Besen und Peitsche zur Hand, und so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Aber—o Weh! Das schmutzige Geschöpf mußte auch jähzornigen Charakters sein, denn es stürzte, ehe wir es uns versahen, wuthschnaubend aus

seinem Käfig, und obwohl es sich, zu unserm Glücke, nicht sogleich orientiren konnte, wurde es uns doch erst nach hartem Kampfe möglich, ihm eine Waschleine als Lenkseil um den Hals zu befestigen; dann setzte, oder besser, legte ich mich auf seinen Rücken, und nun stürmte das Thier wie rasend von dannen. Der Kunstreiter hielt mit einer Hand die Leine, die Forke in der andern, Schauspieler und Privat-Sekretär mit Besen und Peitsche tobten hinterher.

Gerade als wir durch das große Frontgebäude rasten, war der englische Gesandte nebst Gemahlin und Diener im Begriff (zu Pferde) in den Thorweg einzubiegen; das Pferd der Dame scheute, und es wäre vielleicht ein Unglück geschehen, wenn der dienstfertige Portier nicht schnell genug hinzugesprungen wäre. Nun war kein Halten mehr, das Schwein warf mich ab und jagte mit dem Kunstreiter der Friedrichstraße zu, eine Menge Menschen hatten sich natürlich auch angesammelt und wer weiß was noch daraus geworden, wenn dem Schweine nicht der Athem ausgegangen und es plötzlich stehen geblieben wäre.

Ein Glück war für uns die einbrechende Dunkelheit, auch die Besinnung hatte sich wieder eingestellt, und damit gelang es, ohne größeres Aufsehen zu erregen, das liebe Vieh wieder in seine „vier Pfähle" zu bringen und es ungestört über das von ihm Erlebte —nachdenken zu lassen.

Mir war bei der ganzen Geschichte nicht wohl zu Muthe, denn ich hätte den unsinnigen Scandal verhindern müssen, hatte also nichts weniger als meine Schuldigkeit gethan, wenn auch die Sache selbst so komisch gewesen, daß man sich hätte scheckig darüber lachen können.

Meine drei Kollegen waren anscheinend sorglos die Treppen hinauf in die Werkstatt gegangen, ich zog es vor, mich im Hofe versteckt zu halten. Nicht lange—es war schon nahezu ganz finster —so hörte ich den Prinzipal mit den „Dummen" kommen—gleich darauf— horch! ein heiliges Kreuzdonnerwetter—dumpfe Hiebe— schauerliches Geheul!—wieder vergingen einige Minuten—der „Kunstreiter" polterte mit schlotternden Gebeinen die Treppe her-

unter; er schien seine Keile wegzuhaben; meine weise Zurückhaltung war also doch gut gewesen. Der arme Nante (er hieß Ferdinand)—ich konnte ihn nicht mehr deutlich sehen, aber—er holte ohne Zweifel einen „Nordhäuser," und der wirkte immer beruhigend: nota bene—nach dem Sturm!

Für mich sah es nun schlimm aus, ließ ich mich blicken, so brach das Ungewitter von Neuem los. So beschloß ich denn, bis zehn Uhr „Unter den Linden" spazieren zu gehen und dann—oh—Pfui Deibel!—den Rest der Nacht auf der am entferntesten gelegenen „Seufzerhalle" dieses Gebäude-Complexes zuzubringen.

Ein furchtbarer Rüffel war Alles, was am nächsten Morgen für mich noch aufgehoben, denn es gab Wichtigeres zu denken; Meister G. sollte Knall und Fall ausziehen und nun war die Frage —wohin?! Der Vize-Wirth hatte dies am Abend vorher bereits angekündigt, und es schien fast, als ob dieser grausame Befehl zur Ausführung kommen sollte; hauptsächlich weil sich der Gesandte über uns beschwert hatte. Eine Wohnungsveränderung wäre an sich durchaus kein Malheur gewesen, aber—der stete Ueberfluß an Geldmangel machte die Affaire zu einer recht fatalen. Als nun die Noth am höchsten und selbst ein kurzer Aufschub vom Vize-Wirth abgeschlagen war, da sollte es sich wieder zeigen, was ein Weib vermag. Entflammt von heroischem Muthe kämmte sich unsere Lehrmadam, gemeinhin „die Tante" genannt, ihre Haare so schön glatt als möglich, zog ihren besten Fummel an und ging zu dem Eigenthümer des Hauses; es war ein Major a. D., sehr reich und wohnte gerade unter dem Gesandten. Die kouragirte Frau hatte Glück; durch Bitten und Lamentiren gelang ihr der große Wurf; sie erhielt die Zusage, daß der außerdienstliche Major mit „Seiner Herrlichkeit, Lord Abercromby," darüber sprechen, er selbst aber vorläufig nicht auf dem Auszug bestehen wolle.

Triumphirend kam die „Tante" von diesem Zuge zurück; wie von einem drückenden Alp befreit athmeten wir Alle erleichtert auf, denn die Sorge, daß doch noch das dicke Ende hintennachkommen könne, war nur gering.

Freudige Ereignisse festlich zu begehen, ist ein alter Gebrauch. Ein herzstärkender Nordhäuser und für 7 Silbergroschen Knoblauchswürste—diesmal zwei Stück auf den Kopf, und reichlich Brod dazu—schmeckte uns herrlich, denn vor lauter Angst und Unruhe war auch aller Appetit vergangen und das Versäumte mußte nachgeholt werden. Natürlich wurde die „Tante" glänzend belohnt, denn es vergingen über vier Wochen, ehe ihr wieder ein Teller, Topf oder Tasse an den Kopf geworfen wurde.

Das Schwein war nach dieser gewaltsamen Excursion augenscheinlich in Schwermuth verfallen, denn es wurde täglich dünner und hinfälliger, mußte also über Hals und Kopf abgemurkst werden, um wenigstens noch Etwas davon zu retten. Auf einen regelrechten „Wurstpicknick," wie beim Ankauf des Thieres projektirt, war unter solchen Magerkeitsverhältnissen nicht zu rechnen, deshalb gestaltete sich auch das derzeitige Verputzen des „Schweinernen" eher zu einem Trauermahle, als zu einem heiteren Feste.

Ein Mann wie mein Prinzipal ließ sich aber durch Mißerfolge nicht von neuen Dämeleien abschrecken, denn lange dauerte es nicht, als 2 Gänse in's Haus gebracht wurden, welche von der Tante—„genudelt" werden sollten. Du lieber Himmel! die armen Geschöpfe dauern mich heut' noch; kaum die Federn blieben übrig, so schlug die Mast bei ihnen an, auch die Mühe des Schlachtens blieb erspart, denn, hoffentlich schmerzlos, waren sie eines Morgens in ein besseres Gänse-Jenseits übergegangen, wo alles Nudeln ein Ende hat.

Ein großer Krawall! Der Hobus und die Meiern.

Ich will nun drei kleine Episoden berühren, von denen ich aber die Zeitpunkte nicht mehr genau weiß; doch waren es die Jahre '34 und '35. Der verhaßten Bevormundungssucht wegen herrschte im Allgemeinen ein sich bei jeder Gelegenheit äußernder Groll gegen die Regierung. Es war nun am 3. August „Königs-Geburtstag," da wurde ohne jede besondere Veranlassung das sonst erlaubte

Schießen und Feuerwerken im Thiergarten verboten, und es gab sich, als dies bekannt wurde, bald eine bedenkliche Unruhe und Erbitterung kund. Genug, als es Abend wurde, wälzten sich ungeheure Menschenmassen dem Brandenburger Thore zu, wo, als es kaum dunkel geworden, denn auch der Spektakel los ging. Zuerst fiel die aufgeregte Menge über ein Cirkusgebäude her und demolirte es vollständig. Weil nun die Polizei nichts gegen die Tumultuanten ausrichten konnte, so erschien bald Kavallerie, und zwar Dragoner, auf dem Platze. Diese, auf die dicht zusammengekeilten Massen lossprengend, richteten mehr Unheil an, als sich verantworten ließ; denn eine Menge Weiber und Kinder wurden niedergeritten, zahlreiche Verkaufsstände armer Leute, welche ein Paar Groschen zu verdienen gedacht hatten, in dem Gewühle umgestürzt und ihre Waaren unter die Füße getreten.

An den Wegen lagen viele Haufen Chaussee-Steine; diese wurden nun als Wurfgeschosse benutzt und flogen hageldicht von allen Seiten auf die Soldaten, dazu zerschlug man die Laternen und löschte das Gas aus, was zu einem entsetzlichen Durcheinander führte, begleitet von betäubendem Johlen, Pfeifen und Schreien. Das dauerte so bis tief in die Nacht hinein, dann erst gab es Ruhe, aber nicht länger als bis gegen 9 Uhr Morgens, wo sich Tausende und aber Tausende von Männern auf dem Pariser Platz ansammelten, welche keine friedlichen Absichten zu haben schienen, doch erst als Kürassiere, die beiden Straßenbreiten der Linden vollständig einnehmend, gegen den Platz anrückten und die Menschen zusammenzupressen suchten, brach der Sturm los.

Die Kürassiere machten gleich darauf „Kehrt", hieben auf Jeden mit der flachen Klinge los, der ihnen in den Weg kam, und zogen sich dann hinter einer Kolonne Infanterie zurück, welche um die Friedrichstraßenecke bog und nur darauf gewartet hatte, um vorrücken zu können. Große Menschenhaufen waren aber den Reitern gefolgt und ergossen sich nun wie ein reißender Strom in die Promenade und die Reitwege; wo es anging, wurde im Vorwärtsstürzen das Pflaster aufgerissen; rechts und links klirrten hunderte von Fenster-

scheiben; man brach die Lehnen der Bänke ab, stieß damit in die Laternenscheiben und drehte wie im Wirbel die eisernen Gestelle ab. Sehenswerth war es, wie eine Menge Hände mit blitzartiger Schnelligkeit die langen eisernen Stangen ergriffen, welche die eisernen Pfeiler der Promenade verbinden; ein furchtbarer Ruck und die dicke Stange war gebogen und aus den Löchern gerissen, wo sie mit Blei eingegossen war; eine Arbeit, die sonst großen Aufwand von Zeit und Mühe nebst geeigneten Werkzeugen beanspruchte.

Wie ein rasender Sturm war Alles vorübergegangen, wenige Minuten und die Zerstörung komplet. Die letzten Scheiben wurden im Schlosse zertrümmert, dann gewannen Polizei und Militär die Oberhand, und massenhafte Arretirungen waren die Frucht dieses glorreichen Tages.

Den Tag darauf fand noch ein schwaches Nachspiel statt, und dann—bis auf Weiteres—verschärfte Kirchhofs-Ruhe. Und nun ein paar andere Bilder!

Schon manches Mal hatte ich den alten ehrwürdigen Galgen vor dem Rosenthaler Thore mit geheimem Grauen betrachtet und mich in die gute Zeit versetzt, wo Hängen, Köpfen und Rädern noch an der Tagesordnung waren, es also noch der Mühe lohnte, brav und tugendhaft zu sein; und nun—seit vielen Jahren war die Todesstrafe so gut wie abgeschafft, denn Friedrich Wilhelm III. war kein Freund davon. Jetzt aber sollte der Galgen wieder zu Ehren kommen und ein Raubmörder durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht werden.

Das war ein Fest—ganz Berlin schwamm in Entzücken, denn soviel war vorauszusehen, daß sich selbst der „Stralauer-Fischzug" dem gegenüber verstecken mußte.

Schon Abends vor dem zur Exekution anberaumten Tage wurden die Dächer der umliegenden Häuser dazu hergerichtet, um, gegen einen angemessenen Tribut, dem schaulustigen Publikum als Tribünen zu dienen. Bereits vor Sonnenaufgang wurde jeder disponible Leiterwagen zur Stelle geschafft, um, mit quer darüber gelegten Brettern, zu erhöhten Stehplätzen umgeschaffen zu werden

und so den glücklichen Besitzern eine kolossale Extraeinnahme zu sichern.

Ganze Berge von Schrippen und Knoblauchswürsten, Kolonnen von Fäßchen mit sauren Gurken—„@ einen Dreier, un noch'n Tepken Brihe dazu," wurden herangefahren, die „Kümmelfritzen", Würfelbuden u. s. w. faßten Posto;—kurzum es fehlte an Nichts, auch das Publikum, der Janhagel als Vortrab, ließ nicht auf sich warten, und so war es denn kein Wunder, daß Stunden vor Anfang des eigentlichen Schauspiels kein Plätzchen mehr zu entdecken war, wo man den Galgen noch in Sicht hatte.

Um zehn Uhr sollte die Hinrichtung stattfinden, eine halbe Stunde früher erschien eine Abtheilung Kavallerie, um die Richtstätte in geringer Entfernung einzuschließen, aber zu förmlichen Tumulten kam es, ehe der bestimmte Rayon frei gemacht werden konnte. Die Tausende, welche schon Stunde um Stunde der Dinge harrten, die da kommen sollten, waren nicht so ohne Weiteres gewillt, die schwer errungenen Positionen aufzugeben und statt dessen mit dem Anblick gewöhnlicher Pferde-Hintertheile vorlieb zu nehmen; der Gewalt muß aber schließlich Alles weichen, und so wurde auch dieses Hinderniß mit Hilfe der flachen Klingen bald überwunden.

Der Delinquent sollte nach alter Sitte in eine Kuhhaut gehüllt, zum Rabenstein „geschleift" werden—das meint „per Schlitten", obgleich es im Juli war.

Als endlich ein dumpfes Brausen wie Wogenschwall den Ruf durch die Massen trug: „Sie kommen, sie kommen!!" da wollte Jeder wenigstens ein Fleckchen Kuhhaut sehen, um Enkeln und Urenkeln noch davon erzählen zu können.

Dem Hobus—so hieß der Held des Dramas—mußte der Stolz die Brust schwellen, als er die überwältigende Menge sah, die sich nur seinetwegen herbei bemüht und den gewöhnlichen Werktag zum heiteren Festtage umgewandelt hatte.

Nun wurde es auch auf dem Galgen lebendig; nach langen 10 Minuten ward Hobus zum Rande des etwa 12 Fuß hohen Unterbaues geführt, wo, gerade unter den Hängebalken, der Richt-

block stand. Der Henker und sein Knecht wollten nun den Oberkörper des Verurtheilten entblößen, aber da kamen sie an den Unrechten; Hobus riß sich wüthend die Kleider selbst vom Leibe und warf die einzelnen Stücke weit von sich, knieete dann entschlossen nieder und legte seinen Kopf in die Höhlung des Blocks, wo derselbe festgeschnallt wurde. Die Spannung war nun auf's Höchste gestiegen—da—das breite Richtbeil blitzte plötzlich in der Sonne, und ehe man überhaupt wußte, was vorgegangen, hielt der Henker das abgeschlagene Haupt hoch empor. Dann folgte ein infernalisches Toben und Schreien, ein heilloses Gedränge, denn Jeder wollte der Erste in der Stadt sein, und nach Verlauf einer halben Stunde war das Galgenviertel wieder so öde, als wäre gar nichts vorgefallen.

Die Leierkasten-Männer hatten in den nächsten Tagen alle Hände voll zu thun, denn ein rührendes Lied, welches abgeleiert wurde, und der Text dazu für einen Sechser, fand bei den kunstverständigen Berlinern die gerechteste Würdigung; ich lasse, da es genügen wird, hier nur die erste Strophe folgen:

„Armer Hobus, wie verblendet
„Hat dich doch des Goldes Schein;
„Hätt'st du dich zu Gott gewendet,
„Könnt'st du noch lebendig sein!" u. s. w.

Es lag kein volles Jahr dazwischen, da sollte den Berlinern eine Ergötzlichkeit, noch reizender als die oben geschilderte, geboten werden, nämlich: „die Meiern" sollte gerädert werden; und da diese Todesart denn doch noch bedeutend interessanter ist, als das geschmacklose, plumpe Köpfen, so war es nicht zu verwundern, wenn man sich bestrebte, diesem letzten Nachzügler einer bereits abgeschlossenen Kulturperiode mit der theilnahmsvollsten Pietät entgegen zu kommen.

Madame Meier hatte ihren Gatten, der Budiker war, mit einem Käsemesser den Kopf abgeschnitten. Die resolute Frau hatte sich jedoch zu dieser Unliebenswürdigkeit durch einen Liebesbrand hinreißen lassen, den ein anderer Mann in ihrem Herzen entzündet

und welcher nur durch das Abmurksen des Budikers gelöscht werden konnte. Kaum aber war das Entsetzliche geschehen, so erhielt auch die Polizei schon Wind von der Kopflosigkeit des Herrn Meier; und da sich aus vielfachen Gründen der Verdacht sogleich auf dessen liebebedürftige Ehehälfte konzentrirte, so konnte sie der damals üblichen Belohnung für Eltern- und Gattenmord—dem romantischen „Rädern"—nicht entrinnen.

Am Hinrichtungstage war es hinsichtlich des Publikums dasselbe wie bei Herrn Hobus, nur in Anbetracht des seltenen Schauspiels noch großartiger, nämlich es gab, als die Geschichte vorbei, ganze Wagenladungen Verwundeter und sogar etliche Todte, denn im entscheidenden Augenblicke, wo Jeder durchaus Etwas sehen wollte, kippten, durch den furchtbaren Andrang, hunderte von den Brettern um, welche über den Wagen lagen und doppelt so dicht mit Menschen besetzt waren, als es der Raum thatsächlich erlaubte.

Die Prozedur selbst ging folgendermaßen von Statten: Das Hochgericht war ein steinerner Bau von vielleicht 25 bis 35 Fuß Quadrat, etwa 12 Fuß hoch, mit einer Treppe und etwas erhöhtem Raude. An einem Ende waren drei aufrechte starke Pfosten, in Triangelform eingemauert und diese mit zwei Balken verbunden, an denen eine Menge kleiner Schildchen prangten, worauf die Namen Derer zu lesen, welche bereits das Vergnügen genossen hatten, an besagten Balken gehangen zu haben, bis—sie todt waren.

Es wurde nun von den Henkersknechten ein Rahmen auf den Boden gelegt; die dem Umsinken nahe „Meiern" in der Mitte des Rahmens auf den Rücken gelegt, ihre ausgespreizten Hände und Füße an den Seiten befestigt, so daß sich die Verurtheilte nicht zu bewegen vermochte, und nun ergriff der Henker ein schon bereitstehendes, der Form nach, gewöhnliches Wagenrad, welches aber weniger Speichen und keinen Reif hatte, that fünf kräftige Schläge auf ebenso viel verschiedene Körpertheile—und—dem Gesetze war Genüge geschehen.

Diese Art der Todesstrafe ist eine höchst widerwärtige und wäre mein Geschmack noch lange nicht. Es handelt sich ja nur darum,

das betreffende Individuum für immer unschädlich zu machen, und da wäre die schnellste und schmerzloseste Methode die beste. Den sentimentalen Gefühlsduselern, welche die Todesstrafe gänzlich abgeschafft haben wollen, wird ein gerecht und billig denkender Mensch nimmermehr beipflichten; denn wem das Weib, Kinder, oder sonst eine liebe Person, von einer Bestie in Menschengestalt, vielleicht noch unter Martern und Qualen, hingemordet wurde, dem ist „die Gesellschaft" Genugthuung schuldig; also das Allergeringste, was geschehen kann: die Abthuung des Mördes auf dem kürzesten Wege.

Dennoch giebt es eine Klasse sentimentaler Heuchler, welche unaufhörlich gegen die vernünftige Todesstrafe, überhaupt gegen jede Vernunft, protestiren. Sobald dieselben Leute aber in Mitleidenschaft gezogen werden dadurch, daß ihnen selbst ein schmerzlicher Verlust durch einen Mordbuben zugefügt wurde, so giebt es mit einem Male keine Strafe, die hart genug wäre, solche Missethat zu rächen.

So geht es auch mit Gesetzen und Verordnungen, bei deren Abfassung immer nur andere Leute in Betracht gezogen werden. Wie sich aber auch die einfachste Maßregel in der Praxis ganz anders als in der Theorie ausnimmt, möge ein kleines Beispiel zeigen.— Ein junger Assessor in Berlin hatte sich durch besondere Strenge bei Ausarbeitung eines verschärften Rauchverbotes hervorgethan und seine Beförderung zum „Rath" als Lohn für den dabei entwickelten Amtseifer konnte kaum ausbleiben.

Nun begab es sich, daß unser Held, Abends spät eine heitere Gesellschaft in animirtester Stimmung verlassend, sorglos und verwegen, mit einer brennenden Zigarre im Munde, auf die Straße trat, dann um eine Ecke bog und direkt einem Gendarmen in die Arme lief, welcher ihn mit den Worten: „H—e—rrr, Sie rauchen!" festhielt und auch ohne Umstände zur nächsten Wache transportiren wollte. Das wäre aber entsetzlich gewesen—sein bisher unbefleckter Name sollte in den täglichen Polizei-Berichten figuriren—nein! Alles in der Welt, nur das nicht!—mochte es sonst kosten, was es

wolle. Seine Baarschaft bestand aus ungefähr 12 Thalern; diese ganze Summe bot der Assessor dem Ordnungsmanne, damit ihm dieser solche Demüthigung ersparen möge, wobei der Bedrängte auch das Eigenthümliche seiner Stellung gebührend hervorhob. Aber—es half Alles nichts. Der Gendarm war zum Unglücke des jungen Gesetzgebers noch viel gewissenhafter und pflichttreuer wie dieser selbst, denn nun wurde der arme Assessor der Gesetzübertretung und versuchter Bestechung eines Beamten im Dienste angeklagt und—seine ganze Carriere ging dabei in die Brüche; denn wie durfte ein solcher Vertreter länger einer Kaste angehören, welche Gesetze macht, aber von deren Tragweite oft nicht die blasse Ahnung hat.

Eine komische Geschäftsreise—Cholera und Krakehl.

Im Frühjahr 1836 wurde die Wohnung „Unter den Linden" freiwillig geräumt und nach einer besseren Lokalität in der Taubenstraße gezogen, wo meinem Lehrherrn, dem Alles daran lag, seinen sonstigen Dummheiten 'mal durch einen recht kolossalen Eselsstreich gleichsam die Krone aufzusetzen, dies, mit Hilfe eines neuannektirten Freundes, welcher sich „Doktor H. Grind" schrieb, so über die Erwartung gelang, daß er für immer daran genug hatte.

Dr. Grind war eine jener problematischen Existenzen, wie solche rudelweis, in Deutschland namentlich, umherlaufen. Es sind die bedauernswerthen Menschen, denen ein Handwerk zu erlernen zu gemein dünkte, die ohne einen Schatten natürlicher Qualifikation, freilich wohl zumeist von unvernünftigen dünkelhaften Eltern dazu gezwungen, sich einem Studium widmeten, dann unzählige Semester auf verschiedenen Universitäten zubrachten, wobei nicht selten die ganze Habe der Familie aufgefressen, jede, auch die geringste Hoffnung getäuscht und vernichtet, häufig jüngeren Geschwistern die Mittel, etwas Tüchtiges zu lernen, entzogen, und diese selbst einer

entbehrungsreichen Zukunft entgegen geführt werden. Alles nur darum, damit ein talentloser Tropf riesige Massen Bier saufen lernte, die Familie mit ihrem Sohn und Bruder, dem „Studenten," renommiren und den viel wohlhabendern Nachbar bemitleiden konnte, der so geizig und einfältig war, seinen Sohn Peter, einen aufgeweckten Jungen, das Tischlerhandwerk erlernen zu lassen.

Der Doktor war ungewöhnlich mager und machte ganz den Eindruck eines sein Leben lang vergebens auf eine Pfründe lauernden Kandidaten, dem schließlich nichts übrig bleibt als—zu verhungern. Auf der Nase trug er eine eigenthümlich geformte Brille, deren Gläser zirkelrund und mindestens zwei Zoll im Durchmesser hatten, dazu lange Haare, welche nicht glatt herabhingen, sondern wie ein Vogelkamm mit den Spitzen aufwärts standen und so dem Haupte des Doktors ein schrecklich eulenähnliches Aussehen verliehen.

Dieser Vertreter einer mir unbekannt gebliebenen Wissenschaft hatte bald das ganze Herz des Prinzipals gewonnen und wurde von diesem, um dem Herrn Doktor doch eine seinen Kenntnissen einigermaßen angemessene Stellung zu geben, einstweilen als Buchhalter angestellt, obgleich durchaus nichts zu halten war. Die Beiden, Herr und Diener, hatten nun in stillen Stunden beim geiststärkenden „Nordhäuser" einen Plan ausgeheckt, dessen Gelingen jeder Bedrängniß für die Zukunft ein Ziel setzen mußte; im Falle des Mißlingens aber nur den Dummen schaden konnte, welche sich zu dieser Unternehmung würden das Geld abschwatzen lassen; und —diese fanden sich wirklich!

Unverzüglich wurde nun an's Werk gegangen, denn es handelte sich um nichts Geringeres als eine großartige Geschäftsreise mit eigenem Fuhrwerk. Fertige Waare sollte verkauft, wohin man kam, Geschäftsverbindungen angeknüpft und Bestellungen aufgenommen werden. Die „Tante" sollte zu Hause das Geschäft führen, Gehilfen anstellen, Geld—borgen u. s. w. Kurzum, es sollte das bedeutendste Zukunfts-Etablissement in unserer Branche aus diesem bescheidenen Anfange hervorgehen.

Ein alter Bücklingswagen mit dem gebräuchlichen weißen Lein-

wanddache wurde billig erstanden, dann mit Oelfarbe, dem hoffnungsvolleren Grün, über und über bepinselt, die bedenklichsten Schwächen des Fahrzeugs nach Kräften gestärkt und nun—nach einer bewegenden Kraft umgesehen.

Der Spandauer-Markt war das Mekka aller Pferdekäufer und Verkäufer, das heißt Solcher, welche dem Grundsatze huldigten: „billig und schlecht!“ Von dort wurde auch, für nur 20 Thaler, der benöthigte Gaul herbeigeschafft, welcher auf seinen vier steifen Beinen einen Körper trug, dessen Linien aller Schönheit vollständig Hohn sprachen.

Mir und meinem Kameraden „mit der ungünstigen Schädelbildung“ wurde nun der Auftrag zu Theil, das „eckige Thier“ so zu sagen etwas gelenkiger zu machen, und zur Erreichung dieses Zweckes ein längerer Ritt projektirt.

Mit Vergnügen diesen Befehl entgegennehmend, konnten wir kaum den nächsten Morgen erwarten, um des uns noch nie gebotenen Vergnügens einer Reitparthie theilhaftig zu werden. In aller Frühe machten wir uns schon auf den Weg, unser Ziel waren die „Rehberge,“ welche, so wie deren ganze Umgebung, damals nur aus Flugsand bestehend, uns beim Herunterfallen ein weiches Lager garantirten. Aber—o weh!— wir hatten die Rechnung ohne den Gaul gemacht; das edle Thier war kaum von der Stelle zu bringen; auch besaßen wir wohl einen Zügel, aber weder Sattel noch Decke, und anstatt Trab und Galopp zu reiten, wie es so schön ausgedacht war, mußte der Eine immer schieben, wenn der auf dem scharfkantigen Rücken des Pferdes Sitzende überhaupt vorwärts kommen wollte.

Nachdem unsere mittleren Extremitäten „durch des Rückens scharfe Schneide“ genug zerkniebelt und zerschunden waren, machten wir uns, die Trostlosigkeit des Unternehmens einsehend, betrübt auf den Heimweg. Auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor angekommen, konnten wir doch nicht umhin, noch einen verzweifelten „Reitversuch“ zu machen—um doch nicht ganz unverrichteter Sache heimzukehren—der denn auch wirklich so halb und halb glückte.

Ich redete dem „Dämlichen" nun gut zu, auch in die Stadt und bis nach Hause zu reiten, in Betracht ziehend, daß wir am frühen Morgen nicht beachtet wurden, aber am späten Nachmittage die Geschichte nicht so glatt ablaufen würde.

Meine schlimmen Befürchtungen sollten leider zutreffen, denn als mein Kamerad, der von meiner Sorge keine Ahnung hatte, sich sogar freute, daß ihm die Reitehre freiwillig überlassen wurde, dem Thore nahekam und von den dort stationirten Herumtreibern eine Menge fauler Witze über Roß und Reiter losgelassen wurden, da sah er sich bereits ängstlich um, ob kein Retter nahe.

Und nun erst „Unter den Linden!" Alles lachte—es war ein wirkliches „Spießruthen-Reiten" durch die Menge eleganter Reiter, Equipagen und Fußgänger; soweit war der Spaß noch harmlos, aber als ein besonders nichtsnutziger Straßenjunge mit „Pferdeäppel" hinterdrein warf und es Andere nachmachten, da ging ein förmlicher Ulk los, und der „Dumme" wußte sich nicht zu rathen und zu helfen; das Pferd mit seinen klumpigen Hufen ging nur immer—klipp—klapp,—klipp—klapp,—so sehr sich auch der unglückliche Reiter abmühte, eine schnellere Gangart zu erzielen. Ich hatte mich feiger Weise seitwärts in die Büsche, das heißt auf die entgegengesetzte Seite der Straße geschlagen und näherte mich erst wieder, als die Blamage überstanden und das vor weiterer Unbill schützende Heim in Sicht kam.

Als die „Rozinante" in den provisorischen Stall gebracht, und der „Dumme" sich von den Spuren der „Pferdeäppel-Kanonade" einigermaßen befreit hatte, wurde ein heiterer Bericht über das Betragen des interessanten Geschöpfes abgestattet, womit der glückliche Besitzer des Thieres indessen nicht ganz zufrieden zu sein schien, denn er erklärte seine treuen Knappen—uns nämlich—für „Heujuchviecher," denen man nichts anvertrauen könne! So endete mein e r st e r, vielleicht auch letzter Ritt auf einem Pferderücken.

Um von dem Erlös unterwegs zu zehren, wurde aller vorräthige Schund zusammengepackt, und da im Innern zu wenig Raum, eine

lange schwere Kiste noch unter dem Wagen befestigt, als das Geeignetste, jedes schnellere Vorankommen von vornherein zu verhüten.

Nachdem nun Alles hinlänglich vorbereitet, der nöthig erschienene Proviant verstaut, ein großer „Buddel" Nordhäuser handrecht untergebracht, rührender Abschied von allen Lieben und den zurück bleibenden Arbeitskräften genommen, da bestiegen der Prinzipal und sein Buchhalter das Gefährt, ersterer ergriff die Zügel, schwang die Peitsche und der Bücklingswagen setzte sich, zum Staunen und Grauen der ganzen zahlreich vertretenen Nachbarschaft, zu dieser denkwürdigen Irrfahrt rumpelnd und knarrend in Bewegung.

Mit fieberhafter Ungeduld wurde von den Hinterbliebenen den ersten Nachrichten entgegengesehen; aber Eisenbahnen gab es noch nicht, deshalb vergingen nahezu drei Wochen bis die erste Kunde von den Reisenden anlangte.

Gerade war man bis Halle gekommen, als es die Seele der armen geschundenen Mähre in ihrer irdischen Hülle nicht länger ertragen konnte und, selbst vielleicht einem glücklicheren Sterne zueilend, die Reisenden in einer um so größeren Bedrängniß in diesem Jammerthale zurückgelassen hatte.

Nirgendswo auf dieser Erde Friede, Glück und Sicherheit, überall Kampf, Verfolgung, Krankheit und Tod! Abgesehen von dem entsetzlichen Menschenelende, giebt es auch ein Thier-Proletariat, welches noch viel weniger als sein klügerer Gebieter im Stande ist, seine Lage zu ändern, wäre diese auch noch so bejammernswerth. So sind z. B. die große Mehrzahl aller Esel in Italien zweifellos die geplagtesten Geschöpfe unter Gottes Sonne. Altersschwache Pferde werden in allen Ländern auf's schmachvollste gequält; bei schlechtem, ungenügendem Futter müssen solche Thiere arbeiten, bis sie, der Last und den Hieben erliegend, todt niederstürzen. Auch der arme herrenlose, schmutzige Köter, der überall fortgetrieben und noch obendrein mit Fußtritten regalirt wird, so wie noch zahllose andere seiner Mitgeschöpfe, denen das Leben ohne ihr Verschulden zur Hölle gemacht wird, werden schwerlich einen Ersatz für alle aus-

gestandenen Leiden zu erwarten haben! Es ist eine wunderliche Welt!!

Mit der Hiobspost waren auch verschiedene Bestellungen eingelaufen, aber was konnten die nützen? Zudem sollte schnell Geld geschickt werden, um das verblichene Zugthier schleunigst zu ersetzen; aber—„da lag der Haase im Pfeffer"—wo hernehmen, und—nicht stehlen! Dennoch wurde Rath geschafft. Der größte Theil der Aufträge ward einem Freunde und Konkurrenten überantwortet, als Gegenleistung eine Anleihe zu Stande gebracht und dem in der Patsche sitzenden Gemahl ohne Verzug die realisirten „Schweden" zugestellt, womit diese Kalamität als glücklich beseitigt zu betrachten war.

So vergingen Monate, mit „Ach und Krach" war vorangearbeitet worden, mehrere Briefe waren von der reisenden Firma währenddem eingelaufen, wohl hie und da Bestellungen, aber nie Geld enthaltend, es sollte im Gegentheil immer noch mehr von diesem unentbehrlichen Tauschmittel aufgetrieben und nachgeschickt werden. Man war schließlich bis Kassel gekommen, wo der Prinzipal noch Verwandte besaß, denn er war dort, wie schon früher erwähnt, zur Welt gekommen und der Sohn eines früheren Hofvergolders, der namentlich unter „Jerome Napoleon" sein Schäfchen in's Trockene gebracht und ein hübsches Vermögen erworben hatte; aber fünf Söhne, alle gleich geartet, hatten redlich dafür gesorgt, daß nichts davon übrig geblieben, und so hieß es auch da: „wie gewonnen, so zerronnen!"

Hier ein kleines Pröbchen, wie unter der verluderten Franzosen-Herrschaft Geld gemacht wurde—leider ist diese Methode heute noch auch anderwärts in Flor.

Einem Hofmarschalle wurde von dem Vater des Herrn Grau eine Rechnung zur Beglaubigung für die Hofkasse vorgelegt; die Summe war 300 Thaler. „Nix kut—nix kut,—makke Sie hier äng," sagte der Marschall, dabei mit dem Finger vor die drei weisend,—und als dies zögernd geschehen, wodurch mit Hülfe der zugefügten 1 sich der Betrag mehr als vervierfacht hatte, rief dieser

ehrliche Hofbeamte schmunzelnd: „Bon—bon! Sie eine kluge Mann!“ und so geschah es damals überall im Königreiche Westfalen, denn das französische Gesindel ahnte vielleicht, daß die Freude nicht lange dauern würde.

So ging es fort, bis eines Tages der Prinzipal nebst Buchhalter, ohne Bücklingswagen, ohne Zugthier, überhaupt mit keinerlei Gepäck beschwert, wieder auf der Bildfläche erschienen und nun nicht genug erzählen konnten, wie schön die Reise gewesen und wie glänzend dieselbe hätte ausfallen können—wenn—ja—wenn?!

Unter immer größer werdenden Schwierigkeiten, durchflochten mit allerlei komischen und ernsten Zwischenfällen, ging das Jahr zu Ende; und wie bei vielen andern Leuten wurde das Neue, 1837, mit den sanguinischsten, deshalb völlig bodenlosen Hoffnungen begrüßt; denn es sollte nie die Arbeit, sondern immer ein ganz unerwarteter Glücksfall den schwerbeladenen „Schuldenkarren“ aus der Patsche ziehen; die freudigen Ueberraschungen, eine reiche Erbschaft, oder großer Gewinnst in der Lotterie, blieben nun freilich aus, dagegen stellte sich aber die Cholera wieder ein, wobei Tausende, namentlich den ärmeren Klassen angehörend, ohne ärztliches Zuthun, in wenigen Wochen hinweggerafft wurden.

Die ärgste Furcht, wie bei dem ersten Besuche der Epidemie, hatte freilich nachgelassen; aber trotzdem, wer es irgend konnte, verließ die Stadt, um nicht eher zurückzukehren, als bis die Luft wieder rein war.—Hier ein kleines Beispiel der dennoch herrschenden Besorgniß.

Mein Kollege, der „Privat-Sekretär“ und zu der Zeit etwa 19 Jahre alt, war an einem dieser Cholera-Tage ganz eigenthümlich gestimmt Abends gegen 10 Uhr in's Haus gekommen, hatte sich, statt in's Bett, auf einen im Hofe stehenden Möbelwagen gelegt, hier mußte er wohl einen heftigen Anfall von Seekrankheit gehabt haben, denn sein Rülpsen und Stöhnen hätte einen Stein erbarmen können. Natürlich war diese Verfassung nicht unbemerkt geblieben, aber als dies geschehen, verbreitete sich auch Schrecken und Entsetzen, nicht allein in dem unseren, sondern auch in den Nachbarhäusern.

Ein Cholerafall! was konnte es anderes sein! In großem Bogen umstanden bald eine Menge Menschen jeglichen Alters, etliche mit brennenden Laternen, den Möbelwagen. Ein ängstliches Hinund-herlaufen, allgemeine Rathlosigkeit; die Einen wollten zur Polizei, Andere wieder zum Arzt schicken—vor lauter Bestürzung geschah aber gar nichts. Nun war doch Jemand zum nächsten Doktor gelaufen, der aber machte leere Ausflüchte, ein Zweiter und Dritter gleichfalls, der Vierte versprach zu kommen, und—kam auch. Währendem war der „Cholerist" nicht faul gewesen, er hatte sich erhoben und fragte beklommen: „Aber, wat is denn hier los?!" „Sie haben die Cholera!" antwortete einer aus dem Haufen. „J Jott bewahre, fällt mir jar nich ein!"—Jetzt drängte sich der Arzt durch, hielt sich einen Moment in respektvoller Entfernung, trat dann näher, schnüffelte an dem vermeintlichen Kranken umher, drehte sich dann herum und rief, daß es Jeder hören konnte: „Der Mensch ist gar nicht krank, das Schwein ist besoffen!—einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf, das wird ihn gleich kuriren!—gute Nacht!" und damit schrammte der Medikus wieder ab. Mein Kollege Numero Vier wurde nun mit einer Fluth von unangenehmen Redensarten in's Haus gejagt, wo er schnell in sein Bett kroch, sich aber auf diese Weise bei allen jugendlichen Hausbewohnern zur Zielscheibe von allen möglichen, meistens albernen Späßen gemacht hatte, was so lange anhielt wie die Cholera selbst, dann mußte wieder an andere gescheidtere Dinge gedacht werden.

Durch einen kleinen Zwischenfall will ich noch zeigen, wie ein so jähzorniger Patron, wie mein Lehrherr einer war, doch auch zur Besinnung kommt, ehe er einen Andern, und wäre es nur sein Lehrling, zum Aeußersten treibt:

Mitten im Sommer ist es in Berlin bis gegen 9 Uhr heller Tag, trotzdem und obgleich nur wenig zu thun war, mußten wir noch bei Licht arbeiten. Ueber die Unbilligkeit dieser Zumuthung empört, sagte ich eines Tages zu meinen Kameraden, ich würde nicht arbeiten und sollte es mich das Leben kosten!—Es überkommt den Menschen zu Zeiten eine Gleichgültigkeit, Desperation und Ueberdruß am

Leben, daß er zu Allem fähig wäre; ein Weltuntergang wäre ihm in solcher Stimmung das Willkommenste, nur um bis in alle Ewigkeit von der Erbärmlichkeit des Daseins nichts mehr zu sehen und zu hören—und gerade in solcher verwegenen Stimmung befand ich mich auch. Natürlich wurde meine Versicherung als Großmäuligkeit aufgefaßt, und so meinte der Eine: „Du—ick dete doch arbeten—es is sicherer.“—Ein Anderer glaubte, daß mir „die Eisbeene geknickt würden,“ wenn ich ufmuckte; der Kunstreiter aber meinte es am Besten, er wollte mir „Was uff's Jrab setzen, wenn ich dodgeschlagen würde;“—so kam der Abend heran.

Träge zündeten die Andern ihre Lampen an,—ich—die meinige nicht. Nun trat eine erwartungsvolle Bangigkeit ein, denn der Prinzipal konnte jeden Augenblick erscheinen. Jetzt knarrte die Thür zur Werkstatt. Todtenstille. Es war wie vorausgesetzt, der Meister, welcher nun eintrat. Er mußte schon Etwas gemerkt haben,—mit unheimlich funkelnden Augen auf mich zutretend, fragte er mit vor Wuth zitternder Stimme: „Warum arbeitest Du nicht? !“

„Ich sehe nicht ein, warum wir ohne Noth bei den langen Tagen noch bei Licht arbeiten sollen,“ antwortete ich, meiner Aufregung kaum Herr werdend.

„Du willst nicht arbeiten? !“

„Jetzt nicht!! und nun mag kommen was da will!!“ Ich zeigte eine verzweifelte, todesmuthige Entschlossenheit, zitterte am ganzen Leibe, war aber gesonnen, sollte mich der Wüthende angreifen, es an Gegenwehr nicht fehlen zu lassen, denn ich war 18 Jahre und keineswegs schwächlich.

Der Mann war auf ein solches Entgegentreten nicht gefaßt, vielleicht imponirte es ihm auch, seinen Zorn mußte er aber unter allen Umständen auslassen, und so folgte denn, einem plötzlichen Donnerschlage gleich, ein furchtbarer Hieb mit seiner wuchtigen Faust auf den Werktisch, daß Lampen, Flaschen und Töpfe mit ihrem Inhalte in die Höhe sprangen und niederstürzend alles Zerbrechliche in Stücke ging, dann folgte das Zuschlagen einer Glasthür, daß

alle Scheiben klirrend zerbrachen. So ging es wie ein Wirbelwind durch die ganze Behausung, dann ein letzter Krach, wobei die „Tante" übel wegkam—ein dumpfverhallendes Grollen, und—das Ungewitter war vorüber.

Um 10 Uhr machten die Andern Feierabend, ich aber brannte meine Lampe an und arbeitete bis Mitternacht, mit dem erhebenden Bewußtsein, die Ehre gerettet und den Tyrannen besiegt zu haben.

Am nächsten Morgen herrschte eine schrecklich schwüle gedrückte Stimmung; die „Madame," mit einem Tuch um den Kopf, huschte wie ein Schemen durch die Räume, kein Wort wurde gesprochen, kurzum es war mehr als unbehaglich. Sehr spät, wie gewöhnlich, vernahm man auch das dröhnende „Baß-Husten" und Niesen des Meisters, der gleich darauf selbst erschien und mich zu sich in ein Zimmer winkte, wo wir allein waren.

„Wilhelm," hub er an, „du hast nicht recht gehandelt—ich meinte es immer so gut mit dir!"

„Herr Grau," sagte ich, „ich konnte mir nicht helfen, aber es ist ja jetzt Alles vorbei, und nun wollen wir uns wieder vertragen!"

„Na,"—und dabei reichte er mir seine Hand, die ich völlig versöhnt ergriff,—„es mag gut sein—aber das darf nicht wieder vorkommen, und nun gehe an deine Arbeit."

Jeder fühlte nach diesem definitiven Friedensschlusse wie von einem drückenden Alp befreit, und da ich schon nach ein paar Monaten meine Lehrzeit beendigen sollte, so war mir diese Versöhnung doppelt lieb, denn es erzeugt ein unangenehmes Gefühl, in Unfrieden aus einem Hause zu scheiden, wo bei allem Ueblen doch auch das dauernd Nützliche und Vortheilhafte mit in den Kauf gegeben wurde.

Kurze Freiheit und kurze Freude.

Am 1. Oktober 1837 wurde ich zum „Gehilfen" gemacht, wobei Herr G. den Wunsch aussprach, daß ich in seinem Geschäfte bleiben möge und er mir den besten Lohn zahlen wolle. Das war allerdings

recht freundlich, aber auf einen grünen Zweig wäre ich dabei nicht gekommen, denn auf regelmäßige Bezahlung war nicht im Entferntesten zu rechnen; so bedankte ich mich denn vielmals und ging dahin, wo ich schon voraus wußte, angemessene Beschäftigung zu finden, und dies war bei einem bedeutenden Kunsthändler, der eine eigene Vergolder-Werkstatt hatte, welche von einem Werkführer geleitet, oder, wie in diesem Falle, mißleitet wurde. Dieser Vize-Prinzipal—er hieß „Spatz"—war ein ganz angenehmer Mensch, noch ledig, aber, wie ich später ausfand, ein grenzenlos lüderliches Subjekt. Er hatte schon längst auf mich gewartet und war froh, als ich endlich kam.

Nun mußte ich aber auch wohnen, und das war keine Kleinigkeit, denn die erste Frage beim Miethen ist immer: „Wo sind denn Ihre Sachen? Aber—Sachen!—du lieber Himmel, wie und wo hätte ich zu „Sachen" kommen sollen?! Wie ich gerade ging und stand, war Alles was ich auf der Welt besaß, und selbst das war schlecht genug.

Das „Intelligenz-Blatt" durchstöbernd, blieb ich bei dem merkwürdigen Namen „Schulze" hängen, Schneidermeister, Taubenstraße 42, hatte eine Kammer mit Bett für 1 Thaler 15 Silbergroschen monatlich zu vermiethen—Kaffee mit Semmel 1 Silbergroschen. Der Name Schulze ist ein so friedlich vertrauenerweckender, daß ich sogleich beschloß, dorthin zu gehen, zudem war es auch ein Schneider, und was konnte näher liegen als die Idee, den Mann auch außerdem in Nahrung zu setzen und mir einen hübschen Anzug „auf Pump" machen zu lassen.

Ich besah mir also die Wohnung und fand diese, wie sich's von selbst versteht, ganz nach meinem Behagen. Die Leute waren jung und hatten nur ein kleines Kind; auch das genügte. Als aber der Handel so gut wie abgemacht und die Wirthin—es war eine sehr drollige Frau—mit lachendem Munde sagte: „Nanu bringe se man Ihre Sachen; se können heite noch einziehen!" da war ich wirklich verlegen, was ich auf diese Zumuthung erwiedern sollte.

Eine unumstößliche Wahrheit bleibt es, daß rückhaltslose Offenheit in den meisten Fällen wirksamer ist als die geriebensten

Winkelzüge, und so theilte ich den Leuten haarklein meine Verhältnisse mit, wie diese wirklich waren, gewann dadurch deren Vertrauen in gleichem Maße, erhielt ohne weitere Bedenken die mir unentbehrliche Kammer und schon nach Verlauf von acht Tagen einen Anzug—natürlich auf Kredit—der an Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ.

Es hat mir bei „Schulzens" recht gut gefallen, namentlich die Frau stak so voller Witze, daß man nur an sie zu drücken brauchte, so kam gleich einer heraus—was ich mir indeß nie erlaubt habe.

Bald fand ich aus, daß sich der Herr Werkführer auf einer sehr abschüssigen Bahn befand und der Boden, wo es nicht weiter ging, in nicht allzulanger Zeit erreicht werden mußte. Durch mangelhafte Kontrolle von Oben zur Unehrlichkeit verleitet, suchte er seinen schönen Verdienst doch noch durch Manipulationen zu verbessern, welche Betrügereien so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Selbst das Geld, welches er oftmals zum Ankauf gewisser Materialien empfing, wurde nicht selten von ihm „verkröhscht," wie der Berliner sagt,—und die Waare geborgt. Hatte der Mann Geld in der Tasche, dann quälte er mich gemeinhin bis auf's Blut, mit ihm dahin zu gehen, wo ein heißes Sehnen i h n hinzog; aber wenn ich auch mitunter nachgab und mitging, so war ich in der Regel nahe dem Ziele „verduftet."

Jedesmal nach solchem Abenteuer war es interessant, uns Beide am nächsten Tage zu sehen; der leichtsinnige Tropf kam erstens viel zu spät zur Arbeit, setzte sich hin—katzenjammerte und heulte wie ein Kind, wenn das schöne Geld bis auf den letzten Pfennig verjubelt war; nahm sich dann fest vor, ein anderes Leben anzufangen, bemitleidete den armen Schneider und Schuster, denen er nun auch nichts abtragen könne, mit einem Worte, repräsentirte den gelungensten Vorwurf zu einem moralischen Jammerbilde. Mit einer stark reduzirten physischen Qualifikation ging auch alle Energie und die Lust zur Arbeit flöten, und das Ende der Geschichte war, daß der verluderte Herr Spatz eines Tages in das Comptoir gerufen, ohne Weiteres seiner Stelle enthoben und entlassen wurde; ich

dagegen, ohne vorher eine Ahnung davon gehabt zu haben, zum Werkführer ernannt und sogleich installirt wurde.

Ich hatte diesen günstigen Wechsel nur meiner anerkannt guten Arbeit zu danken, und möchte hierbei jedem jungen Manne rathen, nicht sich damit genügen zu lassen, was ihm eben gelehrt wird, sondern aus eigenem Antriebe, des eigenen Vortheils wegen, stets danach zu trachten, sich zu vervollkommnen und sich so seinem Arbeitgeber unentbehrlicher zu machen, und—wenn auf eigenen Füßen stehend—besser voran zu kommen!

Meine Lage wäre nun eine recht befriedigende gewesen, denn mein wöchentlicher Verdienst hatte sich durch diese günstige Wendung der Dinge nahezu verdoppelt, aber das sollte nicht lange dauern. Im Sommer 1838 erhielt ich das ominöse Papier, welches der Schrecken aller jungen Männer ist, mit dem stets gleichlautenden Inhalt, „daß der Empfänger sich an einem gewissen Tage bei der Kreisersatz-Kommission in der Niederwallstraße einzufinden hat, um hinsichtlich seiner Brauchbarkeit zum Militärdienst untersucht zu werden."

Man hat beim Empfang dieser Vorladung genau das Gefühl, als wenn man einem Ungeheuer in den Rachen getrieben und seines Lebens nie wieder froh werden sollte.

Als der verhängnißvolle Tag erschienen, war auch mein Schicksal schon so gut wie besiegelt: „tüchtig zur Infanterie!" lautete der entscheidende Spruch, nachdem eine Untersuchung wie beim Pferdekauf vorangegangen. Später folgte noch eine zweite Prüfung in Masse auf dem Schützenhause, und gleich darauf auch der Befehl zum Abmarsch.

Soldatenleben in Prenzlau.

Als ich meinem Prinzipal, dem Kunsthändler Herrn Kuhr, die Sache mittheilte, freute ich mich innerlich doch recht sehr, als ich bemerkte, wie viel ihm an mir gelegen war. Ohne Verzug wollte er Alles aufbieten, um mich „loszueisen,"—der damalige Kaiser Nikolaus

kam jedes Mal, wenn er in Berlin war, mit dem Prinzen von Preußen zu ihm und kaufte Bilder, denn die Mutter des Herrn K. war die Amme der Kaiserin von Rußland gewesen; vermöge solcher Connexionen wäre es schon möglich geworden, mich zu befreien.

Aber wir wissen ja nie, wozu Etwas gut ist; die traurigsten Erfahrungen sind oft nutzbringender für spätere Jahre, als sorgloses bequemes Indentaghineinleben. Darum einer inneren Stimme folgend, bat ich den Herrn, wegen mir nicht Einen Schritt zu thun, denn was Hunderttausenden nicht erspart bleibt, wollte ich auch versuchen; es war auch ein mächtiger Drang in mir, etwas mehr von der Welt zu sehen, denn eine Entfernung von 25 Meilen hatte damals mehr Bedeutung als jetzt das Zehnfache per Eisenbahn; zudem geschah es auf Regimentsunkosten! Ein paar Monate später war ich freilich entschieden anderer Meinung—aber da ließ sich nichts mehr ändern.

Eine gemischtere Gesellschaft als die, welche sich Mitte September 1838 am Oranienburger Thore versammelt hatte und wozu auch ich gehörte, kann man sich kaum vorstellen. Vom richtigen „Plundermatz" bis zu recht anständigen jungen Leuten war jede Schattirung vertreten; dasselbe galt auch von den Stimmungen; von der fidelsten Ausgelassenheit bis zu den rührendsten Umarmungen und heißesten Thränen, denn es waren Leute darunter, die bereits Weib und Kind hatten. Es sind dies Solche, welche vielleicht zwei-, dreimal zurückgestellt wurden und dadurch zu dem Glauben gelangten, daß nichts mehr zu befürchten stand. Ein rücksichtsloseres Verfahren der Behörde ist aber auch kaum denkbar und hat oft das größte Unglück im Gefolge. Mir selbst fehlten noch 3 Monate an 20 Jahren, also die günstigste Zeit; außerdem dauerte der ununterbrochene aktive Dienst nur 2 Jahre, und 1 Jahr Reserve.

Ich befand mich auch in recht bedrückter Gemüthsverfassung, nämlich der Abschied von den Schneidersleuten war mir sehr nahe gegangen. Meine Wirthin hatte mir unter Thränen und Schluchzen versichert, daß sie noch nie einen so guten „Schlafburschen" ge-

habt hätte, und ich doch, wenn das Elend vorbei, wieder zu ihnen kommen möchte.

Um Mißverständnisse zu verhüten, will ich hier gleich bemerken, daß „Schlafbursche“ den Inhaber einer Kammer, „Chambergarnist“ den eines möblirten Zimmers bedeutet.

Als der Trupp vollzählig, gab der begleitende Hornist das Signal zum Abmarsch und fort ging es zum Thore hinaus. Nachdem schon eine ansehnliche Strecke zurückgelegt, wurde Halt gemacht, gelagert und dem Magen angeboten, was Jeder an Genießbarem mit sich führte, wobei die „Kümmelpullen“ nicht zu kreisen aufhörten und auch die Betrübtesten ihren Kummer zu vergessen suchten. Als wir wieder in Reih und Glied standen, hielt der Führer eine kleine Ansprache, wobei vornehmlich der Strafen gedacht wurde, welche im Falle etwaiger Unordnung oder Widerspenstigkeit zu gewärtigen, und endete mit den Worten: „Von jetzt ab seid ihr alle Brüder und Kameraden, und habt euch hinfort untereinander „Du“ zu nennen.“ Die Duzbrüderschaft in Uniform finde ich in der Ordnung, aber in Civil konnte ich es nicht über's Herz bringen, an der nun losbrechenden „Duzerei“ Theil zu nehmen, denn ich habe damals und in meinem ganzen späteren Leben eine nicht zu überwindende Abneigung gegen jede unfreiwillige Familiarität gehabt, mit Ausnahme solcher Personen, wo es sich von selbst versteht.

Unser erstes Nachtquartier war in einem großen Dorfe, und da es gerade Kartoffelernte, so ging es am Abend, als die Leute vom Felde kamen, bei den Bauern recht lebhaft zu. In der größten Stube des Hauses war—wie wir glaubten, nur für uns drei hier Einquartirte— eine Streu zurecht gemacht, die wir bei der Ungewohntheit des ersten Marsches und der großen Ermüdung so früh als thunlich aufsuchten und auch bald schliefen wie die Ratten.

Als wir am nächsten Morgen die Augen öffneten, sahen wir mit Erstaunen eine wunderliche Gesellschaft um uns herum; etwa ein Dutzend Frauen und Mädchen, welche mit uns im gleichen Raume kampirt hatten, waren damit beschäftigt, sich, unter Kichern und Schnattern, die wirren Haare glattzukratzen und die Kleider in

Ordnung zu bringen, wozu, weil der Tag kaum graute und die Laden noch geschlossen waren, eine Stallaterne, welche von der niedrigen Decke herabhing, ein trübes ungewisses Licht spendete.

Obgleich die Scene eine ganz amüsante, so war die Beschaffenheit der Atmosphäre in dem Raume doch eine so impertinent beleidigende, daß wir eilten, zu dem Wassertroge im Hofe zu gelangen, welcher, malerisch an dem Ufer einer großen Mistpfütze gelegen, den sämmtlichen Insassen des Gehöftes als Waschbecken diente.

Währenddem wir uns reinigten und erfrischten, waren in derselben Stube die Vorbereitungen zum Frühstück beendigt. Zwei mächtige Kübel Milchsuppe standen auf einem großen Tische, für jede Person lag ein Holzlöffel da, außerdem für Alle ein umfangreiches, recht kräftig riechendes Brod nebst Messer; rund um den Tisch standen Holzschemel. Als die ganze Gesellschaft Platz genommen, sprach ein alter Mann ein kurzes Morgengebet, und dann, als wenn eine Anzahl Ruderer mit ihren Rudern zugleich in's Wasser schlügen, klatschten alle Löffel zugleich in die Schüsseln. Mir schien die Sache, als ich keine Teller sah, bedenklich, fand aber bald aus, daß ein der Löffelgröße entsprechendes Mundwerk keiner Zwischen-Station bedurfte.

Der Hornist blies nun zum Antreten und bald befand sich unsere Rekrutenkolonne wieder auf dem Marsche, wobei sich bereits wahrnehmen ließ, wie sich Gleich und Gleich zu einander gesellte—ein Verhältniß, wie es in gewissem Grade auch durch die ganze Dienstzeit fortbesteht. Nur eine große allgemeine Gefahr besitzt die Gewalt und Eigenschaft, und selbst dann nur vorübergehend, die von Gleichheitsschwärmern gefaselte Brüderlichkeit zur Thatsache werden zu lassen.

Am fatalsten waren die Regentage; mitunter bis auf die Haut durchnäßt, mit patschnassen Füßen, kamen wir meistens noch in schlechte Quartiere; denn wohlhabendere Einwohner in den kleinen Städten suchen sich von solchen Lasten durch eine Extraabgabe zu befreien.

Als Neu-Ruppin, wo zwei Bataillone des 24sten Regiments, dem wir zugetheilt, in Garnison lagen, erreicht war, wurde unsere Zahl bedeutend reducirt, und dann nach kurzer Rast das Häuflein, wobei auch ich mich befand, seinem schließlichen Bestimmuugsorte, der Stadt Prenzlau in der Uckermark, zugetrieben.

In Prenzlau angekommen, wurden wir noch am selben Tage der Metamorphose unterworfen, welche aus einem sanften friedlichen Civilisten den barbarischen Kriegsknecht macht. Mit dem Abschneiden der Haare fühlt der Rekrut schon die despotische Macht, welcher er nun widerstandslos verfallen ist; und hat er 'mal die schmierige Mütze, die alte Exerzirjacke und ditto Hosen auf dem Leibe, so ist ihm zu rathen, daß er alle Pimpelei, Empfindelei und jeden Schatten von Widerspruchsgeist mit Stumpf und Stiel aus seinem Wesen entfernt, überhaupt sich von allen feineren Gefühlen lossagt, besonders Wuth und Thränen niemals blicken läßt, um sich nicht zwecklos kränkenden Rohheiten auszusetzen.

Da ich keinen Pfennig Schulden zurückgelassen, auch gut in Kleidern gewesen, so war es mir noch nicht gelungen, Ersparnisse zu machen, deshalb kam es nun sehr darauf an, die wenigen Thaler, welche ich besaß, so weise zu vertheilen, daß auf jede Woche wenigstens etliche Groschen kamen; denn ohne jeden Zuschuß war es eine Unmöglichkeit, ohne mitunter zu hungern, durchzukommen; denn selbst die Aermsten erhielten dann und wann von Hause, wenn auch kein Geld, so doch eine Unterstützung in Naturalien, was in solchem Neste noch vorzuziehen ist.

Wir lagen in keiner Kaserne, sondern waren bei den Bürgern in meist elenden, natürlich unheizbaren Kammern untergebracht und erhielten alle zehn Tage 24 Silbergroschen 2 Pfennige, wofür Alles, außer Brod, beschafft werden mußte. Hatte der Monat aber 31 Tage, so war die Noth vollends groß, denn für den letzten Tag gab es gar nichts.

Nehmen wir als Beispiel nur einen kalten Wintertag, dessen Anfang und Verlauf ich hier nur leicht skizziren will.

Nachdem es dem Inhaber gelungen, in dem schlechten Bette,

dessen Decke nur mit Stoppeln statt der Federn gefüllt, gegen den Morgen etwas warm zu werden, ist es schon wieder Zeit zum Aufstehen. Das Wasser in einem invaliden Krug ist eingefroren; ein Stück Eis wird herausgestoßen, im Munde geschmolzen und damit gewaschen; ein zweites Stück vertritt die Stelle des Kaffees, wozu ein Keil gefrorenes Kommisbrod verzehrt wird. Nur mit Jacke und Hose äußerlich bekleidet, denn es gab nichts weiter, wurde die alte schwere Muskete, damals noch mit Steinschloß, in die Hand genommen, der abscheuliche Tschako aufgestülpt, und fort ging es nach dem großen Exerzir-Schuppen, wo um 8 Uhr das Drillen begann. Wurde das „Chargiren" geübt, so konnte man nahezu vor jedem Manne Blutspritze sehen, welche daher rührten, daß die Leute mit den vor Frost steifen Fingern auf die Mündungen der Gewehrläufe schlugen, oder sich anderweitig am Eisenzeug verletzten.

Diese Tortur dauerte in der Regel bis 12, oft auch nur bis 10 Uhr unter Dach, und dann noch ein paar Stunden in Eis und Schnee vor dem Thore. Nach zweistündiger Rast wurde wieder angetreten und je nach Umständen 2 bis 3 Stunden im Freien oder im Schuppen geübt, und um 7 Uhr zur Instruktion gegangen; letzteres war am erträglichsten, dauerte nicht allzulange, auch war es immer schön warm in dem Lokale.

Die Hauptquälerei dauerte ein Jahr, bis die neuen Rekruten eingestellt waren, dann wurde es, mit Ausnahme des Wachtdienstes, weniger beschwerlich, wozu auch die erlangte Gewohnheit das ihrige beitrug.

Daß bei so verschieden zusammengewürfelten Menschen auch das Komische stark vertreten ist, versteht sich von selbst, und ich denke dem Leser eine kleine Erheiterung zu gewähren, wenn ich hier eine kurze Erzählung von mir einschalte, welche schon früher in einem Unterhaltungsblatte abgedruckt und beifällig aufgenommen wurde.

Es war Anfangs Juli 1839 und die Hitze während etlicher Tage eine ganz ungewöhnliche. Aus diesem Grunde sollte nur von halbdrei bis vier Uhr exerzirt werden. Hauptmann Brüller, unser Compagnie-Chef, blieb etwa eine Stunde auf dem Platze,

welcher dicht am Thore lag, dann, im Begriffe fortzugehen, rief er: „Premier-Lieutenant von Schlapphanski, nehmen Sie die Griffe und Wendungen noch 'mal durch, und wenn Alles gut geht, können die Leute in die Quartiere gehen!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Bemerkt muß hierbei werden, daß keine Compagnie mehr „geschuhriegelt" wurde als gerade diese—es war die 12te—und hauptsächlich deßwegen, weil mindestens die Hälfte davon Berliner waren, Letztere aber in so schlechtem Geruche standen, daß, wenn etwas schief ging, kein Anderer daran Schuld haben konnte, als „so'n großmäuliger Berliner," und wäre er so unschuldig wie ein Lämmchen gewesen. Da mußten denn die Gerechten mit den Sündern leiden, was allerdings sehr fatal war, aber auch manchen verzweifelten Spaß mit sich brachte.

In der frohen Erwartung, schnell davonzukommen, klappte es auch wunderschön und soeben hatte der Lieutenant gesagt: „Ich bin zufrieden—habt Euch Mühe gegeben—nach Hause gehen!" Da erscheint wie das böse Verhängniß der Hauptmann wieder und winkt schon von ferne, noch stehen zu bleiben. Herangekommen, ist seine Frage: „Nun—ist's gut gegangen?"

„Sehr gut, Herr Hauptmann!"

„Na, ich will 'mal sehen, ob es nicht bloßer Zufall war! Von Schlapphanski—lassen Sie die Compagnie nochmal antreten, wir wollen nur noch einige Schwenkungen machen."

„Stillgestanden—rich't't—Euch! Ge—w—e—h—r auf!!"

„Aber was ist denn das?! Millionenkreuztausenddonnerwetter!! Ist das ein Gewehraufnehmen? Na wartet!"

Wohl an 30 Mal hieß es: „Gewehr auf!—Gewehr ab!" Unsere linken Schultern mußten schon braun und blau geworden sein, aber anstatt besser ging es immer erbärmlicher.

„Der verfluchte Kerl da am rechten Flügel im dritten Gliede—aha!—das ist der Schnoddrich! Will der Himmelhund gleich die Pfote von dem Lauf nehmen! Lieutenant von Liebereich, wollen Sie Richtung in Ihren Zug bringen!"

(Von Liebereich, mit gedämpfter Stimme): „Unteroff'zier Nörgler, haben Sie keine Augen im Kopf? Der fünfte Mann im zweiten Gliede sitzt ja seinem Vordermanne auf der Patrontasche!"

(Nörgler leise, grimmig): „Will das verdammte Vieh, Schulze der Vierte, seine Richtung nehmen, ich werde Ihm gleich 'nen Genickfang geben! Der Heuochse daneben—Wulbike, zieh' Er doch seinen Fettpantsch ein!!"

„In—Zügen—rechts—schwenkt—Ma—a—arsch!"

„Halt!" donnerte der Hauptmann, kirschroth vor lauter Wuth, denn es ging unter'm Luder. „Das ist ja unerhört, eine wahre Affenschande! Der Satan soll Euch Halunken reiten! Exerziren sollt Ihr, bis Euch das Blut unter den Nägeln hervorspritzt!"

„Einzeln vorbeimarschiren!"

Das war nun gerade das Schlimmste, was kommen konnte. Ein Jammer war es, mitanzusehen, wie die Kerls vorbeischlenkerten, als aber mein Kamerad Schnoddrich an die Reihe kam, da hörte wirklich Alles auf. Dreimal fiel ihm das Gewehr vornüber; was bei dem damaligen Gewicht (14 Pfund), dem klotzigen Kolben und dem Hochtragen an der linken Schulter durchaus nichts Ungewöhnliches war. In diesem Falle aber kannte der Zorn des Hauptmanns keine Grenzen mehr. „Hund!" schrie er, „Kanaille! Feldwebel Kohlbauch, notiren Sie dem Kerl drei Tage Mittel-Arrest!"

„Korporal Kümmelschlauch!"

„Herr Hauptmann befehlen?"

„Bringen Sie den Mann auf der Stelle nach der Hauptwache und rapportiren Sie!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Eine Weile ging die Schinderei noch nach Herzenslust voran. Da kam Kümmelschlauch zurück und meldete: „Den Füsilier Schnoddrich dem wachthabenden Unteroff'zier Keilert zum Arrest übergeben." Plötzlich schrie Brüller: „Was! der Schuft, der Berliner Eckensteher will in den Arrest sitzen und faullenzen?! 'Raus mit dem Kerl!—hierher! Bis zehn Uhr soll das Luder bei

lebendigem Leibe im Mondschein exerziren, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

Nicht lange währte es, so erschienen Kümmelschlauch und Schnoddrich wieder auf der Scene. Die Compagnie war währenddessen in Front aufgestellt worden und Schnoddrich wurde befohlen, einzutreten. Nachdem Letzterer gehört, was ihm noch bevorstand, flüsterte er mir (ich war sein Vordermann) zu: „Du, paß uff— alleene kann ick doch nich exerziren, so'n dämlicher Bauernjunge muß dabei sind, aber den krieje ick 'runter, da kannste Jift druffnehmen!"

Und so geschah es. Nach Fünfe war es bereits, als die Compagnie auseinander gehen durfte, wobei Unteroff'zier Schindebold (der Niederträchtigste von Allen) den Befehl erhielt, eine Stunde später, und zwar mit Schnoddrich, wieder auf dem Platze zu sein.

Mit dem Mondschein hatte es übrigens seine Richtigkeit; es war ein prächtiger Abend und schon tagsüber kein Wölkchen am Himmel zu sehen gewesen, leider aber die Tage so lang, bis gegen 9 Uhr, daß es den Beiden, nämlich Schindebold und Schnoddrich, nicht vergönnt war, diese Pracht lange gemeinsam zu genießen, denn schon kurz nach Neune erschien der Vize-Gefreite Müller der Dritte auf der „Marterwiese," um ein Diktat des Hauptmanns, die „Mondschein-Uebung" einzustellen, zu überbringen.

Schnoddrich wankte wie zerschlagen seiner traulichen Bodenkammer zu, wogegen Korporal Schindebold sich nach einer merkwürdig bescheidenen Destillation begab, um ein Gläschen sogenannten Rachenputzers hinter die Binde zu gießen, mit der Absicht, seine furchtbar echauffirten Kommisnerven dadurch zu stärken und zu beruhigen, was ihm jedoch nur schlecht gelang, denn die Folgen dieser Extra-Anstrengungen sollten sich, wie man gleich sehen wird, als sehr weitreichende herausstellen.

Dem Commandeur des Bataillons, Major von Donnerschlag, konnten diese Vorgänge nicht verborgen bleiben. Da nun ohnehin, wie wir Gemeine oft Gelegenheit hatten zu bemerken, die Liebe zwischen diesem und seinem Untergebenen, Hauptmann Brüller,

nicht sehr groß war, so kam es dazu, daß Letzterer nach Neu-Ruppin, wo das Regiment stand, zu seinem größten Verdrusse versetzt wurde. Nämlich einige fette Uckermärker Bauernsöhne versahen die Küche des Compagnie-Chefs fortwährend auf's splendidste mit Viktualien aller Art und nahezu ebenso reichlich wurde der Feldwebel Kohlbauch, gewöhnlich Compagnie-Mutter genannt, bedacht. Zum Danke dafür sah man diese Wohlthäter selten im Dienst; um jede Kleinigkeit, z. B. wenn eine Kuh gekalbt hatte, erhielten sie Urlaub. (Ueberall Korruption!)

Premier-Lieutenant von Schlapphanski — welcher, fast dem Greisenalter nahe, sich nach Ruhe sehnen mochte—nahm seinen Abschied. Korporal Schindebold lag sechs Wochen am Fieber darnieder, zugezogen durch zurückgetretene Wuthanfälle und Vergallung des Blutes.

Schnoddrich aber, der Held dieser Begebenheit, hatte sich etwas ganz Apartes ausgesonnen, denn als wir am nächsten Morgen um 5 Uhr auf Brachfeldern weitab von der Stadt zu Felddienst-Uebungen angetreten waren, um 6 Stunden in der Hitze herumgejagt zu werden, da sagte mein Kamerad, als er meiner ansichtig wurde: „Du, paß uff, et passirt 'was—da müßte man denn doch keen Berliner nich sind!" Und richtig—es passirte 'was.

Spät Nachmittags kam der Wirth Schnoddrichs, Stellmacher Knorpel, hastig in mein Quartier—wir lagen nur ein paar Häuser weit voneinander—und berichtete, daß sein „Soldoade" plötzlich furchtbar krank geworden sei und ich schnell zu ihm kommen solle. Eben beim Lederzeug-Lackiren, eilte ich dennoch sogleich zu ihm. Der arme Kerl krümmte sich wie ein Wurm und stöhnte jämmerlich, sich dabei den Leib wie unsinnig reibend; dann war sein Mund kolossal geschwollen und sah aus, als ob eine mächtige blutrothe Wurst quer über das ganze Gesicht läge, vom Munde selbst war fast jede Spur verschwunden. Auf mein dringendes Fragen, was geschehen, konnte ich mit genauer Noth die Worte zusammenbringen: „Ick erzehle Dir det später, det Kohr is mir denn doch zu dumm!"

Schleunigst begab ich mich zu dem Unteroffizier seiner Korporalschaft, um Meldung zu machen, und zwei Stunden später lag Schnoddrich schon im Lazareth, zu Häupten ein Täfelchen, worauf geschrieben stand: „4te Form.“ Das meint: Viertel-Portionen! Ueberreichlich für die ersten Tage, denn an Essen war bei dieser Mundbeschaffenheit ohnehin nicht zu denken. Indessen die ungeheure Geschwulst verminderte sich bald, aber mit den Eingeweiden stand es desto schlimmer.

Eine Woche später besuchte ich den braven Schnoddrich im Lazareth und hatte, ihm eine Freude zu machen, ein paar Sechser-Schrippen in meine Stiefelschäfte gesteckt, um diese unbemerkt unter die Bettdecke zu schieben. Mit meinem guten Kameraden sah es aber sehr trübe aus, und mußte er sich, so weh es uns Beiden auch that, solchen Genuß, wie ein paar gesunde Schrippen, vorläufig noch versagen. Ein vierschrötiger Dörfler, der daneben lag und nur am kalten Fieber litt, aber auch die ominöse „4te Form“ bekam, übernahm die Mühe, den Kopf unter die Decke gesteckt, das herrliche Gebäck zu verschlingen, und lohnte mir diese edle Gabe später mit einem respektablen Stück Pökelfleisch.

Um einen Begriff von der menschenfreundlichen Behandlung zu geben, die den Kranken zu Theil wurde, sei erwähnt, daß bei der Runde, welche der Bataillons-Arzt—er hieß Grobius—Vormittags mit den vier Chirurgen—auch „Pflasterkasten“ genannt—machte, derselbe eines Tages unter Anderem sagte: „Da liegen die faulen Schweinehunde und saufen dem König die theure Medizin aus!“ Diese kostbaren Medikamente bestanden vornehmlich aus Hunger, Wasser und den ordinärsten Feldthee-Sorten, Kamillen oder ähnlichen Kräutern. Und nun erst der Speisezettel! Trockenes Brod und Wassersuppe zum Frühstück—niemals Kaffee;—jeden Mittag Reissuppe und ein Bröckchen schlechtes Fleisch; Abends wieder die unselige Wassersuppe, und nur bei Leuten, die schon nahezu todt waren, wurde ein geringer Unterschied gemacht. Man ersieht daraus, daß sich Se. Majestät, bei uns wenigstens, nicht über Verschwendung oder unnöthigen Luxus zu beklagen hatte.

Wie lange mein Freund Schnoddrich die Annehmlichkeiten des Lazarethlebens genossen, ist mir nicht im Gedächtniß geblieben, jedoch seine gute Natur überwand—wie es häufig der Fall—alle ärztliche Mißhandlung; aber als er schon längst aus der Muster-Heilanstalt entlassen, war sein Körper doch noch so schwach, daß er nur zum leichtesten Dienst herangezogen werden konnte; eine Begünstigung, die der Pfiffikus redlich erkämpft hatte.

Erst als wir ausgedient und uns, in Berlin angekommen, auf dem Alexanderplatz trennten, erst hier—im Momente des wehmüthigen Abschieds, sollte ich das Geheimniß der wunderbaren Krankheit Schnoddrich's, deren Enträthselung aller Pflasterkasten-Weisheit nicht annähernd gelungen, erfahren.

„Du," sagte mein Freund, „Du bist der eenzige Mensch, den ick det erzähle; siehste, den Dag wo ick so krank wurde, da hatte ick een janzes Quart Weinessig gesoffen un mit dieses Jetrenke meine Kaldaunen jänzlich verrunjenirt, un daderzu rieb ick mir det Maul so lange mit Salz in, bis es so dicke wie'ne Pauke wurde un ick es nich mehr uffduhn konnte; un nanu pass' uff: Wenn es Jeder so machen dhäte, un wenn sie's überall so machen dhäten, denn dhäte es keene Soldaten mehr jeben un es dhäte Keener Keenen mehr dodtschlagen, den er jar nich kennt un der ihm niemals nischt jedahn hat! Siehste, es dhäte denn keenen Krieg mehr jeben! Wäre det nich scheene?! Un nanu adje Briderken, lebe wohl—uff Wiedersehen!"

Schnoddrich schrammte ab, ohne sich nochmals umzusehen. Aber so ganz Unrecht hatte er noch lange nicht!—Nie habe ich wieder etwas von diesem wackeren Friedens-Krieger gesehen oder gehört.

Noch mehr von Freund Schnoddrich—Vater Bütow.

Es ließe sich noch Mancherlei von Freund Schnoddrich erzählen, denn es war einer von den Menschen, welche man ihrer Absonderlichkeiten wegen so leicht nicht vergißt. Merkwürdig hager, mit ungewöhnlich großen Händen und Füßen, welche nicht recht festzusitzen schienen, denn immer, auch im Zustande der Ruhe, war ein Schlenkern bemerkbar. In seinem schmalen lederfarbigen Gesicht saß eine Nase, die in einer gewissen Beleuchtung solchen Schatten warf, daß die halbe Visage dadurch gänzlich verdunkelt wurde. Seine Lippen waren gummiartig dehnbar und die Zunge so lang, daß er sich beinahe selbst die Ohren ablecken konnte; und letztere wiederum so groß, beweglich und lappenähnlich, daß er diese Schallfänge wie ein Paar Fächer zu gebrauchen verstand; dabei rauchte er leidenschaftlich aus einer Pfeife, die einen so großen Kopf hatte, daß wenigstens ein halbes Pfund „Vierradener Krausstaback," oder auch Kastanienblätter, auf einmal hineinging. Obgleich immer hungrig, könnte Schnoddrich (sein wahrer Name war Claude) doch, wenn er nur Taback hatte, 48 Stunden sehr wohl aushalten ohne seinem Magen etwas anzubieten. Sein Vater war ein kleiner Rentier und pflegte ihm 2 Thaler monatlich zukommen zu lassen, aber immer nicht eher als bis der liebe Sohn darum schrieb. Der großen Pfoten wegen sah aber Schnoddrich's Schrift aus, als ob Maikäfer in Tinte getaucht und nachher auf weißem Papier herumgejagt worden wären. Ich that ihm deßwegen von Anfang an den Gefallen und schrieb die Briefe für ihn an seinen Vater, deren Ton und Inhalt jederzeit Steine erweichen mußte, wenn ich auf Beifall rechnen durfte.

Hatte ich wegen Zeitmangel oder absichtlich solchen Schreibebrief etwas verzögert, so brauchte Schnoddrich gemeinhin aus einer Summe von Redensarten die folgende Auswahl:

„Na, du—wat is denn det?—Du fängst ooch schon an zu ver-

dummen, wie ick merke,—det Kommisbrod is Dir ooch woll schon in'n Kopf jestiegen,—ick spucke jetzt schon drei Dage Boomwolle un mein „Oller" hat noch nischt jeschickt," u. s. w.

Kam nun das Geld, so wurde für einen Thaler Tabak—es gab dafür einen ziemlich großen Sack voll—gekauft und der Rest dazu angewandt, dem inneren Menschen wieder etwas aufzuhelfen, woran ich redlich Theil nahm, bis die letzte Wurstpelle vertilgt war, und auf's Neue Wochen des Mangels folgten.

Zwei Proben beneidenswerthen Appetits mögen hier auch noch eine Stelle finden. Mein Freund kam eines Tages in meine Kammer und klagte über schauerlichen Hunger, und da ich seltsamerweise selbst nichts hatte, so wurde beschlossen, zum „Kaptain-D'Arms" zu gehen und um einen Brodzettel zu bitten. Nachdem dieser erlangt, begaben wir uns zum Kommis-Bäcker und erhielten zufällig ein noch warmes Brod (wurde später wieder abgezogen). Auf der Straße konnte sich mein Kamerad nicht satt genug daran—riechen, dann brach er das knusprigste Ende ab, nun brach ich auch ein Stückchen ab, darauf wanderte das Brod—wir mäßigten dabei sehr unsere Schritte—beständig von Einem zum Andern, und als wir unsere nicht weit entlegenen Quartiere erreichten, war von der ganzen „Gottesgabe" auch nicht ein Krümchen mehr übrig, aber das beglückende Gefühl dagegen eingetauscht, 'mal förmlich geschwelgt zu haben.

Ein anderes Mal kam Schnoddrich—die Landwehr war gerade zur vierzehntägigen Uebung einberufen—und brachte die frohe Botschaft, daß ein ziemlich „geschwoll'ner" Bauer mit ihm zusammen quartiert wäre, der einen großen Quersack voll Butter, Käse, Brod, Wurst und andere schöne Dinge mitgebracht habe und jedenfalls erleichtert werden müßte.

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als dem biederen Landmann uneingeladen einen Besuch abzustatten. Es war ein recht gemüthlicher Kerl, der auch schon nach etlichen darauf abzielenden Späßen ahnungslos mit seinen Schätzen herausrückte, die ihm, nebenbei gesagt, auf 14

Tage ausreichen sollten. Selbst eine Flasche leidlich guter Kornschnaps, worauf gar nicht gerechnet war, kam dabei zum Vorschein. Wir thaten zuerst, als ob Essen uns reine Nebensache und es nur darum zu thun wäre, den braven Landwehrmann mit unsern ziemlich derben „Schokoladen-Witzen" zu unterhalten, als aber das Gemetzel in vollem Gange, und wohl eine besorgnißerregende Abnahme der Vorräthe, aber noch nicht die geringste Abnahme unseres Appetits zu bemerken war, da wich die frühere Heiterkeit zusehends von dem Gesichte des edlen Uckermärkers, und tiefer Kummer, der sich auf seinen ehrlichen Zügen lagerte, schien anzudeuten, daß es Zeit sei, dem grausamen Spiele ein Ende zu machen. Da von unserer Seite alle Zeichen der Mißbilligung unverstanden blieben, so raffte sich der Mann plötzlich zur That auf, und mit den Worten: „Ju fräten mi jo Dallens upp!" stopfte er das noch Uebrige, so schnell es anging, wieder in seinen Futtersack. Aber unsere Strafe blieb auch nicht aus—stundenlang konnten wir uns kaum rühren nach dieser furchtbaren Mahlzeit!

Einem dunklen Drange folgend, machte ich zu jener Zeit auch meine ersten Reimversuche; freilich fielen diese jämmerlich genug aus, ich hatte aber guten Grund, zu vermuthen, daß bei der ganzen Compagnie Keiner war, von dem eine ernstliche Konkurrenz zu befürchten gewesen.

Nun befand sich dicht neben dem Exerzirstall eine kleine niedrige rußige Kneipe, und wenn es draußen sehr kalt, so war es eine wahre Wohlthat, sich bei „Vater Bütow" durchwärmen zu können; das Unglück aber war, es mußte wenigstens ein Sechser dabei verzehrt werden, sonst konnte „Bütow," der das Aeußere des leibhaftigen, uns aus Bildern bekannten Satans hatte, sehr eklich werden. Er war ein gnomenhafter Knirps, hatte zwei Klumpfüße, schiefstehende rothgrüne Augen und feuerrothes, struppiges Haar. Das Gesicht war eine einzige, in sich verschieden gefleckte Sommersprosse, unterbrochen von irregulären zottigen Bartfragmenten, dazu hatte er eine knarrende, unheimlich krächzende Stimme, es fehlten also nur noch

zwei kurze Hörner nebst gebräuchlicher Rückenverlängerung, und der Teufel, wie er sein muß, war fertig.

Bütow hatte auch einen Ableger—es war ein Junge von etwa 12 Jahren—welcher als Spezialität noch fürchterlich schielte, im Uebrigen aber, mit Ausnahme der unteren Extremitäten, ein treuer Abklatsch seines Erzeugers war. Nun machten sich die Soldaten immer den Spaß, um den Alten zu ärgern, daß sie seinen Namen durch Pfeifen kundgaben, was sich, wenn es recht gut gemacht wurde, wirklich drollig anhörte, aber auch den Alten in die größte Wuth versetzen konnte.

Der Junge mußte nun immer aufpassen, wer die Attentäter waren, und schrie dann: „Voadder, Voadder—do dä het ens wedder flööt!"—Dann krächzte Bütow: „Dömme Jong's, ick schloag em oale Knoacken in'n Liev entwee, wenn hei dat ensnochemoal deiht!!"—Nun der Sprößling wieder: „Voadder, ick hebb't anjitzt siehn—dä—do—dä—dä loange Finke uht Berlin, he het flööt!" „Moadder, minge Piroaden-Stebbeln, ick mut tüm Mijor goahn! Dämme Jong's, eene oale Mähn to necken, üüch will ick dat uhtdriwen!"

Ich hatte nun den Einfall gehabt, den schon so vielgeplagten „Vize-Satan" zum Helden eines Gedichtes in platter Mundart zu machen; da dieses Werk unerwarteten Beifall fand, so wurde es öfters abgeschrieben und gerieth auf diese Art auch in die Hände des darin Besungenen. Der wurde darüber fuchswild, obgleich der Inhalt eigentlich ganz harmlos war; schmierte seine „Stebbeln" ohne Verzug frisch mit Thran, zog seinen Bratenrock an, setzte einen merkwürdigen Uckermärker Cylinder mit den bekannten langen Haaren und dem die Krempe weit überragenden Deckel auf sein borstiges Haupt und—stampfte, mit einer Abschrift meines Poems bewaffnet, allen Ernstes zum „Mijor," natürlich um mich, den unglücklichen Verfasser, anzuklagen und Satisfaktion zu verlangen.

Am nächsten Tage beim Appell mußte ich vor die Front treten, der Hauptmann, von seinen drei Lieutenants umgeben, hielt mir das corpus delicti vor die Augen und fragte, ob ich besagtes Ge-

dicht verbrochen hätte? Leugnen konnte ich nicht und sagte deshalb sehr kleinlaut: „Ja!“—Nun glaubte ich, es würde mir wenigstens der Hals gebrochen werden; statt dessen drehte der Compagnie-Chef mehrere Male energisch die Spitzen seines Schnurrbarts, sah mich dann, anscheinend unschlüssig, wie meine That zu rächen sei, mit durchbohrenden Blicken einen Moment an und kommandirte mit Donnerstimme: „Kehrt!!—eintreten!“

Später fragte mich einer der Lieutenants, ein Herr von Grumkow, ob ich noch Anderes geschrieben, und ermuthigte mich zu weiteren Versuchen, nur—den „Bütow“ solle ich ferner nicht als Stoff benutzen, sonst möchte es nicht immer so glatt abgehen. Aber die Sache war nämlich die: der Bataillons-Commandeur hatte selbst herzlich darüber lachen müssen.

Von dem Tage an wurde ich, wie es mir vorkam, etwas vernünftiger behandelt, und auch zum Ueberfluß dazu designirt, später bei der Landwehr als Unteroffizier einzutreten; aber eine weitere Probe meiner Dichtkunst verdarb wieder Alles.

Der Feldwebel, ein kleiner Riese von genau 5 Fuß 1 Zoll rheinisch Maß, der bei jedem Quark eine ungeheuer wichtige Miene aufsetzte und nicht selten über seinen bis auf den Boden reichenden Säbel stolperte, spielte in dem „Opus“ eine erkennbare Rolle. Beim Unter-Offiziers-Exerziren mußte, oder sollte vielmehr, Jeder weiße lederne Handschuhe haben; ich Unglücklicher war nun nicht im Besitz dieser, die Intelligenz des Soldaten ersetzenden „Handfutterale;“ und nun war es gerade der Feldwebel, dessen hohe Begriffe von militärischer Würde und Tüchtigkeit sich nicht damit vertrugen, daß ein Landwehr-Unteroffiziers-Aspirant in anderen als weißen ledernen Handschuhen auch nur annähernd seiner hohen Bestimmung gerecht werden könne.

In diesem Falle traf es sich ganz prächtig, daß diese hohe Ehre an mir einen schrecklich undankbaren Empfänger gefunden, und herzlich froh war ich, dieser Beförderung entronnen zu sein, denn ich glaube zu solcher Gattung Vorgesetzter hätte sich Niemand schlechter gepaßt als ich.

Verkehrte Bücher—Das Abenteuer in Mariendorf.

Da es unmöglich, diese kleinen, mehr oder minder unterhaltenden Vorgänge in logischer Reihenfolge zu erzählen, so kann ein Vor- oder Zurückgreifen, weil ich Alles aus dem Gedächtnisse schöpfen muß, nicht ausbleiben; dennoch wird das Ganze, wenn auch nicht immer in direktem Zusammenhange, der Abrundung nicht entbehren. Also weiter!

Nichts wurde strenger bestraft, als wirkliche oder vermeintliche Insubordination. Ein Soldat, von Profession Zimmermann, wurde beordert, an einer Schwimmbrücke zu arbeiten, was er pünktlich that, dabei aber sein eigenes Werkzeug benutzte. Aus irgend einem Grunde befahl ihm der beaufsichtigende Offizier, fortzugehen, aber sein Werkzeug dort zu lassen, um von einem anderen Manne benutzt zu werden. Dies verweigerte der Erstere mit dem Bemerken, daß es ihm könne verdorben werden, und er sich später damit ernähren müsse. In Folge dieser Aeußerung wurde Kriegsgericht über den sonst braven Menschen gehalten, und er erhielt 3 Monat Festungsstrafe.

Es war die Zeit, wo die jüngeren Soldaten ihre erste Wache thun müssen, und ein feststehender Gebrauch dabei, 'was „zum Besten“ zu geben, bestehend in Branntwein, Brod, Wurst, Schinken u. dgl. Als nun ein Einjährig-Freiwilliger an die Reihe kam, wollte sich der junge Krieger einen besonders guten Namen machen und ließ so viel heranfahren, als Jeder mochte.

Der Herr Corporal, welcher die Wache kommandirte, hatte die willkommene Gelegenheit, zu freibergern, ganz besonders ausgenützt und befand sich, obwohl in ziemlich verschwommener, doch in jovialster Stimmung. Mit der Mannschaft sah es auch ziemlich trübe aus, besonders aber war es der Posten „vor dem Gewehr,“ welcher von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit befallen, den um Mitternacht herangeschlichenen Ronde-Offizier nicht eher bemerkte, als bis der-

selbe schon den Fuß über die Schwelle des Wachtlokals setzte und plötzlich, wie dem Boden entstiegen, vor dem verwirrten und bestürzten Kommandanten stand, mit unheilverkündenden Blicken die ganze Sippschaft musterte und die Vorlage des Wachtbuchs verlangte. Der unglückliche Corporal vermochte auf einige strenge Fragen nur unzusammenhängenden Blödsinn herauszuquetschen, und legte dann das Buch vor; aber, o Himmel!—verkehrt; zufällig den Irrthum gewahrend, drehte er das Buch in seinem Dusel noch zwei, drei Mal um, aber zuletzt lag es wieder verkehrt. Das war dem Lieutenant—es war gerade ein recht hämischer schadenfroher Bursche—so recht Wasser auf seine Mühle; denn darüber mußte ja der solideste Staat, die Armee ganz sicher zu Grunde gehen, wenn es 'mal soweit gekommen, daß Wachtbücher ungestraft, das Oberste zu Unterst gekehrt, hingelegt werden durften.

„Sie sind krank, Herrr!"— herrschte er den vor Schrecken bleichgewordenen Untergebenen an; und zum nächststehenden Füsilier: „Marsch zum Doktor!—Soll sogleich kommen.—Gefreiter!—die Wache übernehmen!—Unteroff'zier Schlundputzer! Sie begeben sich nach der Untersuchung sogleich in Ihr Quartier!"

Bald erschien ein Compagnie-Chirurg, der natürlich, weil der Offizier noch zugegen war, nicht umhin konnte, die Krankheit des „Verunglückten" beim rechten Namen zu nennen, und als wirksamste Heilungsmittel äußerlich etliche Stunden süßer Ruhe, innerlich reines kaltes Wasser ohne Zusatz von Alkohol dringend empfahl, worauf er sich, den Patienten unter seine Obhut nehmend, wieder entfernte.

Besagter Malefaktor diente auf Civilversorgung, welche mit 12 Jahren aktiven Dienstes zur Berechtigung wird, und diese Zeit war schon überschritten.

Um sich dem Urtheil eines Kriegsgerichts zu entziehen und der sicheren Degradation auszuweichen, nahm der Mann seinen Abschied, und ernährte sich später kümmerlich als Hausknecht oder Handlanger.

Ich will hier nochmal weit zurückgreifen und den unberechenbaren Nachtheil des Buchverkehrthinlegens durch ein weiteres Beispiel illustriren.

Mein Vater war ein braver fleißer nüchterner Mann; trotzdem gelang es ihm nicht, wie schon im Anfange erzählt, seiner Familie ein nur einigermaßen erträgliches Loos zu bereiten. Es war nun während eines recht trübseligen Winters, da wurde meinem Vater gerathen, sich an eine Behörde oder Privatgesellschaft um Unterstützung zu wenden, was er auch that. Es währte nicht lange, so erschien ein ungewöhnlich gottselig aussehender Herr und brachte—eine Bibel,—erkundigte sich über Verschiedenes, die Lage betreffend, was überhaupt überflüssig, denn die Mutter lag krank im Bette und es war eine Hundekälte im Zimmer. Nachdem der gleißende Köter noch etliche Bibelsprüche vom Stapel gelassen und in salbungsvollen Worten auf die Wirkungen des wahren Glaubens hingewiesen, auch zum eifrigen Lesen „des Buches der Bücher" gehörig ermahnt, nahm der christliche Heuchler, mit der Aussicht auf baldiges Wiederkommen, rührenden Abschied.

Wir waren aber sammt und sonders—Gott sei's gedankt!—keine Kirchengänger und betrachteten die Pfaffen wie eine Art Amphibien, denen man lieber aus dem Wege geht. Um indeß nicht ungerecht zu erscheinen, so nehme ich mit Freuden alle Diejenigen aus, welche durch exemplarischen Lebenswandel zu thatsächlichen Lehrern der Moral und so ihren Gemeinden zu nachahmungswürdigen Vorbildern werden. Solche Männer besitzen auch sicherlich alle jene Eigenschaften, welche den edleren Menschen schmücken und auszeichnen—Toleranz, wahre Nächstenliebe und den edlen Muth, jederzeit das Schlechte, wo es sich auch zeigen mag, zu bekämpfen. Die überwiegende Mehrzahl sind aber unduldsame Baals-Priester, denen das „goldene Kalb" über Alles geht.

Nach etwa 8 bis 10 Tagen erschien derselbe Herr, mit einem Bibelspruch als Gruß, wieder innerhalb unserer bescheidenen vier Wände; fragte, ob man auch fleißig in dem „heiligen Buche" gelesen, was, vor lauter Angst und Ehrfurcht bejahet wurde. Dann sich direkt zu meinem Vater (der, wie schon früher bemerkt, des Lesens unkundig,) wendend, nahm er das unglücklicherweise in greifbarer Nähe liegende Buch, gab es meinem Vater in die Hand und wollte

eine Stelle aus irgend einem Briefe von irgend einem Apostel an irgend eine in Laster und Sünden versunkene Gemeinde, vorgelesen haben.

Nun mochte dieser Muster-Christ meinem Vater das Buch wohl richtig in die Finger gegeben, Letzterer aber in seiner erklärlichen Verlegenheit, es mechanisch umgedreht haben, und sah nun in stummer Resignation bald die Bibel, bald den frommen Herrn an. Als dieser nun gewahrte, daß uns mit dem Bibellesen augenscheinlich nicht zu helfen sei, und vermuthlich zu dem Schlusse gelangte, daß unter solchen Umständen jede wirksamere Unterstützung nur an Unwürdige verschwendet würde, so blieb auch jeder materielle Beistand aus, und—es ging auch ohne. Ja—als die Umstände wieder erträglicher wurden, freuten wir uns sogar darüber, daß die Geschichte so abgelaufen, und wir nun dieser gleißenden Sippe nichts zu danken hatten.

Bemerkt sei noch, daß es überall dasselbe ist. Die Pharisäerbrut mit ihrem ganzen Anhange mästet sich als Vorstände meist kirchlicher, wohlthätiger Gesellschaften; gute Menschen steuern Unsummen dazu bei, im Glauben, daß ihre Gaben wirklich hilfsbedürftigen Mitmenschen zugute kommen; wie sehr würden die Geber aber erstaunen, wenn ihnen die Art der Verwendung bekannt würde; denn gerade die Thränen, welche dadurch getrocknet werden sollten und könnten, bleiben sicherlich ungetrocknet.

Ich gehörte zu einem „Commando," welches nach einem großen Gefangenen-Hause detachirt gewesen, um dort auf drei Monate den Wachtdienst zu versehen, und sich nun von Luckau über Berlin auf dem Rückwege befand, wobei es freigestellt wurde, durch einen Doppelmarsch einen Tag zu gewinnen, um länger in der Residenz bleiben zu können.

Wir waren unserer fünf, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten; aber da es im November ein sehr trüber Tag und wir ohnehin schon sehr ermüdet waren, so bestimmte uns nur die Erwartung, eine Fahrgelegenheit zu erwischen, dazu, den Marsch, anstatt der Ruhe, fortzusetzen.

Nachdem eine tüchtige Strecke Feldweg zurückgelegt war, wurde die Chaussee erreicht. Hart an der Straße lag hier ein vereinzelter Bauernhof und wir beschlossen, da es auch schon zu Dunkeln anfing, bei dem Bauer anzufragen, ob er uns für ein Billiges nach Mariendorf (etwa 1½ d. Meilen) fahren wolle, wo wir dann zu bleiben gedachten. Wir trafen den Mann nicht im Hause und als er endlich kam, verlangte er nach längerem Handeln 20 Silbergroschen dafür, uns auf einem kleinen Leiterwagen, mit zwei Pferden bespannt, nach genanntem Dorfe zu bringen. Zu unserem Schrecken stellte es sich erst jetzt heraus, daß wir Alle zusammen nicht über mehr als 15 Groschen zu disponiren hatten, indem Einer immer dachte der Andere wäre besser bei Kasse als er selbst. Das Ende vom Liede war, daß der Bauer brummend in's Haus ging und sich nicht weiter um solche Gäste kümmerte wie wir waren. Wohl oder übel mußten wir nun auf den eigenen Beinen weiterzukommen suchen, und wäre auch durchaus nicht so schlimm gewesen, wenn die Dunkelheit und ein sich herabsenkender dichter Nebel das Vorwärtskommen nicht über die Maßen erschwert hätten.

Unzählige Male rutschten wir an den Seiten in den Chaussee-Graben, denn in der Mitte der Straße war zu riskiren, von einem hinten oder vorauskommenden Gefährt überfahren zu werden; denn selbst eine Postkutsche mit zwei brennenden Laternen ließ sich erst entdecken, als wir schon dicht daran waren.

Endlich—nach Verlauf von vier Stunden erreichten wir das Dorf; es war aber so stockfinster, daß es nur mit dem vorsichtigsten Fühlen und Tappen möglich wurde, von der Stelle zu kommen, und nur dem günstigen Umstande, daß ein Mensch uns dicht vor der Nase über den Weg lief, war es zu danken, daß wir ohne weitere Fährlichkeiten die gastliche Schwelle des Dorfkrugs erreichten und hier sicher geborgen waren.

Eine Magd mit einem Lichte in der Hand öffnete die Pforte und zeigte uns die Thür zur Gaststube. Kaum aber waren wir eingetreten, als ein kleiner Mann, der sich mit Frau und einem Haufen Kinder in dem Raume befand, mit den Worten auf uns

zusprang: „Aber Kinder, seid ihr nich von's 24ste Regiment? Herrjees, un ihr seid Füsiliere!—Na aber—mein Anton—Anton!! komm doch 'mal aus de Ofenecke! Na kennt ihr denn den nicht?! Herr Gott, der is ja Trummler bei Euch gewesen!!

Natürlich kannten wir den; er war ein halbes Jahr vorher entlassen worden und sollte der dummste Tambour von der ganzen Brigade gewesen sein. Trotzdem, die Freude war eine ganz unbändige. Der glückliche Vater Antons ließ sich nicht abhalten, uns auf seine Kosten zu bewirthen; eine halbe Stunde später dampfte eine große Schüssel Pellkartoffeln auf dem Tische; Brod, Butter und ein stärkender Kornschnaps thaten das Uebrige, und dann ging es an's Erzählen. Alles war wunderbar merkwürdig, natürlich wurde dabei entsetzlich gelogen, aber das erhöhte nur den Genuß, und der kleine Mann wollte vor Vergnügen fast aus der Haut fahren und kam nicht aus dem Lachen. Auch Anton, der sich schrecklich zu schämen schien, war aus seiner molligen Ecke hervorgekrochen und nahm Theil an der Heiterkeit; nur die Frau schien anderer Meinung zu sein und blickte mißbilligend auf das Treiben des leichtsinnigen Gatten, während die andern Kinder zum Theil schon eingeschlafen waren.

Der älteste Sohn unseres Wohlthäters, der „Tambauer," war nicht über 23 Jahre, nächstdem zählte ich noch acht Sprößlinge von vielleicht ein bis vierzehn Jahren. Die guten Leute waren ohne Zweifel sehr—sehr arm, denn sie gehörten zu den Wanderfamilien, welche, den allernöthigsten Hausrath mit sich führend, die kleinsten Kinder auf einen elenden Karren gepackt, den die Eltern und größeren Kinder schieben und ziehen, sich von Ort zu Ort begeben, um durch Tagarbeit, in der Ernte, oder beim Straßenbau ihr entbehrungsreiches Dasein zu fristen.

Diese Art Nomaden sind aber fast durchweg ehrliche brave Leute und, wenn nur immer gesund, freuen sie sich trotz ihrer mühseligen Existenz vielleicht in höherem Maße des Lebens, als mancher Millionär, den vor Uebersättigung und Blasirtheit alles Das anekelt, wodurch solchen armen genügsamen Menschenkindern die reinsten

und höchsten Genüsse bereitet werden. Schlägt ihnen die letzte Stunde, so sterben sie in dem unerschütterlichen Glauben, in einer besseren Welt für alle ausgestandenen Mühsale reichlich entschädigt zu werden.

Und wer könnte überzeugend behaupten, daß dem nicht so wäre? Wer weiß denn, welches wunderbare, dem Menschengeiste unfaßliche Leben dieses überwältigende Räthsel, „Weltall" genannt, in sich birgt?! Wer kennt denn die Wandlungen der Wesen und Dinge?! Was wäre überhaupt unmöglich im Universum?! Der Beschränkteste sowohl wie der erhabendste Geist, sie wissen nicht und können nicht wissen, was im Reiche der Möglichkeiten vorgeht, also lasse man dem Armen seine tröstende Hoffnung!

Es war darüber halbzehn Uhr geworden—auf einem Dorfe schon sehr spät—und es mußte Platz für die Streu gemacht werden. Als dies Geschäft beendet, kamen noch 2 Fuhrleute in blauen Kitteln und 3 Handwerksburschen dazu, welche so lange in einem Hinterzimmer ihren entsetzlichen Kneller gepafft und „Schaafskopf" gespielt hatten; es zeigte sich also, daß von allen Gästen keiner ein Bett bezahlen konnte oder wollte.

Die kleineren Kinder wurden nun zuerst gebettet und mit einer durchlöcherten Pferdedecke zugedeckt. Dann folgten Vater, Mutter und Bruder Anton; das gab gerade an der Hauptwand eine volle Reihe, daranstoßend wir fünf junge Krieger; die Fuhrleute zwischen uns und den Handwerksburschen. So bildete die ganze Gesellschaft einen rechten Winkel. Als Alles zur Ruhe, wurde ein düsterbrennendes Lämpchen aufgehangen und dadurch der ganze Raum in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt.

Wir mochten ein paar Stunden geschlafen haben, als das kleinste Kind heftig zu weinen anfing; die gleichfalls erwachte Mutter versuchte Alles, den Schreihals zu beruhigen, machte dabei aber vielmehr Spektakel als der Balg selbst; nun mischte sich auch noch das Familien-Oberhaupt ein, was dazu führte, daß sich ein regelrechter Zank zwischen den Eheleuten entspann, wobei Anton Partei für die Mutter nahm. Daß sämmtliche Schläfer alsbald

in Mitleidenschaft gezogen wurden, konnte nicht ausbleiben. Die Fuhrleute fingen nun auch an, heidenmäßig zu fluchen, die Handwerksburschen in drei verschiedenen deutschen Sprachen zu schimpfen, und wir Fünfe, weil nun Alles spektakelte, spektakelten mit; es war ein gräuliches Durcheinander.

Zum Ueberfluß erschien auch noch der Wirth in groteskem Nachthabit, mit einer hohen Zipfelmütze auf dem Kopfe, und drohte Jedem mit „Rausschmeißen," der noch ferner die nächtliche Ruhe stören würde.

Der Lärm nahm nun so allmählig ein Ende und bald schien wieder Alles zu schlafen, denn ein entsetzliches Schnarchkonzert hatte seinen Anfang genommen; da kam es mir und einem meiner Kameraden—wir hatten noch nicht wieder einschlafen können—so vor, als verschlechterte sich die Atmosphäre von Minute zu Minute; einer der Handwerksburschen fing leise an zu stöhnen und sich auf seinem Lager unruhig hinundherzuwälzen; von den Kindern herüber schien gleichfalls ein Strom verdorbener Luft zu kommen, auch begannen die Jüngsten wieder unruhig zu werden. Ein unterdrücktes Schimpfen der Mutter, aus welchem die Worte „infamer Sauigel!" mehrmals deutlich hervorklangen, ließen auf einen, wenn auch unzeitigen, jedoch intimen Familienvorgang schließen. Zum Unglück erwachte auch nun einer der Fuhrleute, und da es, seiner ungewählten Ausdrucksweise nach zu urtheilen, sicher der Gröbste von Beiden war, so ließ sich das Schlimmste erwarten, denn als der Kerl erst durch die gottsträflichsten Flüche seinem Herzen Luft gemacht, sprang er auch noch auf und öffnete die Stubenthür so weit als es gehen wollte; nun drang aber plötzlich ein so eisig kalter feuchter Luftstrom in den dunstig brühwarmen Raum, daß sich alle darin Befindlichen bis auf den Tod erkälten mußten, wäre die Thür offen geblieben. Die Frau fing laut an, um ihre Kinder zu jammern, und weckte den Mann, um die Thür wieder zuzumachen, das aber wollte der grobe Fuhrmann nicht geschehen lassen; der Tambour und zwei der Unsrigen sprangen nun auch auf die Beine, um das Thürzumachen zu erzwingen; darüber gerieth aber

der grobe Patron in eine solche Wuth, daß die Sache schon anfing gefährlich zu werden. Bei dem Hinundwiederzerren, dem Stoßen und Drängen stürzten zum Unglück noch unsere fünf mit den Bajonetten zusammengestellten Gewehre, woran die Säbel und Tschakos hingen, mit furchtbarem Geklapper zu Boden, ein Geräusch verursachend, wodurch das ganze Haus in Alarm gerieth und alle Insassen aufgeschreckt herbeieilten. Der Wirth mit zwei Knechten und drei Frauenspersonen waren bald zur Stelle, und nicht viel fehlte, so wäre es zu einem Nachtstück gekommen, wie es die reichste Maler-Phantasie nicht wirkungsvoller hätte ersinnen können. Verhindert wurde dies nur durch das zu große Bedürfniß nach Ruhe und Frieden, welche auch nun nicht weiter gefährdet wurden, nachdem sich dieser zweite noch verderblichere Sturm allgemach gelegt und die Gemüther sich wieder beruhigt hatten. Aber die Luft hatte sich doch um ein erkleckliches gebessert, also das Böse—Gutes erzeugt.

Unter diesen aufregenden Herbergs-Scenen war es 5 Uhr geworden, die Zeit, wo Knechte und Mägde wieder „auf dem Damme" sein mußten. Auch wir machten uns sachte aus dem „Stroh," rollten die Mäntel, bestellten Kaffee, der auch bald nebst Brod und Butter gebracht wurde, verzehrten unser Frühstück so geräuschlos als möglich, mußten für die empfangenen Genüsse 12½ Groschen blechen, schlichen uns dann, ohne die lieben Freunde und Schlafgenossen weiter zu stören, mit den behutsamsten Kommis-Schritten zum Hause hinaus, und standen nun wieder—im undurchdringlichsten Nebel—so rathlos auf der Dorfstraße als wie beim Einmarsch am Abend vorher. Da es aber schon anfing, lebendig zu werden, auch der Morgen bereits zu dämmern begann, so konnte das Abenteuer als überwunden betrachtet werden.

Anfangs fühlten wir schrecklich frostig und unbehaglich, aber mit der Annäherung des Tages fing der Nebel an zu fallen, und als sich erst der Sonnenball am fernen Horizonte riesengroß, aber blutigroth, einen freundlichen Tag verkündend, zeigte, da fühlten wir schon um Vieles komfortabler.

In Tempelhof, dem letzten Dorfe vor Berlin, wurde an dem, am Ende des Ortes gelegenen Dorfteiche, zum Behufe einer gründlichen Reinigung nochmals Halt gemacht, um, wie es die Regel unseres hochachtbaren Standes gebot, „adrett“ in die Hauptstadt einzurücken, wo wir am selben Abend mit dem „Gros“ der Truppe zusammentreffen mußten.

Ein neuer König—Schlußparade—und Heimkehr.

Es verging nun eine lange Zeit, von welcher sich nichts Besonderes berichten läßt. Mitte Sommer 1840 starb der König Friedrich Wilhelm III., ein frischer Fahneneid wurde seinem Nachfolger, F. W. IV., geleistet, und anfangs August ging es zum Manöver nach Brandenburg. Auch davon ist nichts weiter der Rede werth, als—das Ende.

Die Schlußparade hatte bei großer Wärme in tiefem Sande stattgefunden; mächtige Staubwolken, die aufgewirbelt wurden, machte sich beim Vorbeimarsch die Infanterie in so fern zu nutze, daß sich die Mannschaften das damals sehr anstrengende Gewehrhalten an der linken Schulter, mit Hilfe der rechten Hand, nach Kräften erleichterten. Aber trotz des furchtbaren Staubes mußten diese Kniffe vom Höchstkommandirenden nicht ganz unbemerkt geblieben sein, denn obgleich derselbe, den nach Abnahme der Parade um ihn versammelten Generälen und Stabsoffizieren gegenüber, des Lobes über die Haltung der Truppen voll gewesen und zwei Ruhetage befohlen hatte, mußte doch dazwischen eine Bemerkung gefallen sein, die, in ihrer Auslegung, einem Tadel eher als einem Lobe geglichen. Lawinengleich von Oben nach Unten anschwellend, wurde nun diese Aeußerung zu einer vernichtenden Kritik aufgebauscht. Zuerst waren es die Stabsoffiziere, welche von den Brigade-Generälen ihre Rüffel in sanftester Form erhielten. Von diesen auf die Hauptleute herab regnete es schon die schwersten

Vorwürfe und Beschuldigungen. Die gekränkten Compagnieführer waren noch weniger willens, die Schmach, nicht ihre volle Schuldigkeit gethan zu haben, allein auf sich sitzen zu lassen, und fielen unbarmherzig über die armen Lieutenants her. Was ging denn aber diese die ganze Geschichte an?! Den Unteroffizieren ihre Sache war es, darauf zu sehen, daß keine Loddereien vorkamen, und diese wurden nun runtergeputzt, daß es eine Lust war. Und was blieb nun dieser Klasse von Vorgesetzten weiter übrig, als— die unterdrückte Wuth und den hereingefressenen Aerger auf—wie sich ein Rheinländer ausdrückte—„dö örmen geploagten Kuhfootdröger afftoschöddeln."

„Ihr, zum Himmel vor Faulheit stinkende Seehunde!—ihr Satans-Gelichter!—Eure Heuochsenseelen müßten Euch mit den Wurzeln aus Euren Luderwänsten gerissen werden! Um Euch Tagediebe muß man sich wie'n dummer Junge runtermachen lassen, aber wartet! Exerziren sollt Ihr bis Euch Alle der Deibel lebendig holt!!" u. s. w.

Nun folgte an Stelle der wohlverdienten und bedürftigen Ruhe, noch ein Tag der niederträchtigsten Schinderei, danach bekam es Jeder satt, und wir gequälten Vaterlandsvertheidiger wurden bis zum gleich darauffolgenden Rückmarsch in Ruhe gelassen.

Gegen Ende September langte das Bataillon wieder in der Garnison Prenzlau an, dann wurden ohne Verzug die Montirungsstücke abgegeben und die Civilkleider angelegt. Die Lumpenmätze dagegen, welche nichts Ordentliches mitgebracht hatten, erhielten eine uralte Uniform-Garnitur, um damit zu Hause noch Staat zu machen. Als das geschehen und die Führungs-Atteste, begleitet von einem Schwalle ernster Ermahnungen, sämmtlich die hohe Ehre betonend, welche uns zu Theil geworden, die wir aber undankbarer Weise mit dem größten Vergnügen abschüttelten, ausgetheilt waren, versammelte sich die ganze freigelassene Bande, so weit deren Marschroute eine gemeinsame, am Berliner Thore.

Eine lange Stange mit einem bunten Tuche, einem Paar zerrissener Stiefel und einer Flasche Kümmel an deren Spitze befestigt,

bildete unsere Standarte; darauf ordneten wir uns zu einem regelmäßigen Zuge und dann mit betäubenden Hurrahs und einem wahren Höllenspektakel setzte sich die Kolonne in Bewegung. Ein paar Unteroffiziere, welche bis dahin noch ein Scheinkommando gefristet, schrieen noch hinterher: „Macht Euch nicht zu mausig, noch haben wir Euch!!"

Das damals empfundene intensive Freiheitsgefühl habe ich nie vergessen—wie erlöst aus unerträglicher Sklaverei, wie befreit von Ketten und Banden, wie erwacht von einem schweren, schweren Traume—so fühlte ich. Ob noch viele der „Entlassenen" dies Gefühl theilten, kann ich natürlich nicht sagen, glaube es aber nicht, wäre auch schwerlich zu wünschen. Für Ehre, Vaterland und Familie—für seine Ueberzeugung kämpfen—Ja!! Nur nicht diese Friedensplackereien, denn die verlangen einen guten Magen, um—sie geduldig zu ertragen.

Als kleinen Nachtrag zu der Kommis-Periode will ich noch mittheilen, unter welchen Umständen ich ein dickes Heft, enthaltend „allerlei Komisches und Ernstes in Prosa und in Reimen," zusammenbrachte, welches mir aber später, vielleicht zum Glücke, durch Verleihen abhanden kam; auch war es mir nur im zweiten Winter möglich, wo der größte Theil des Sonntags frei war, meinen Empfindungen auf dem „Dichtwege" Ausdruck zu verleihen.

In meiner Kammer stand ein total invalider Kachelofen, welcher an allen Seiten den Rauch entweichen ließ. Ich kaufte nun eine Klobe Holz, spaltete diese kurz und klein, machte Feuer und stellte einen Topf mit Wasser daran; wenn kochend, that ich ein halbes Loth Kaffee mit etwas Cichorien dazu und erhielt so einen excellenten Nachmittags-Trank. Legte nun, wenn das Feuer ausgebrannt und der Qualm sich verzogen, ein Brett quer über den Ofen, stellte mich auf eine Bank, drückte den Bauch an die warmen Kacheln und schrieb so, mit schlechter Tinte, noch schlechterer Feder, auf dem allerschlechtesten Papier, was mir irgend in den Sinn kam, so lange bis die Kälte oder Dunkelheit diesem Treiben gewaltsam ein Ende machte. Und so erbärmlich es auch sein mochte,

dennoch waren diese Stunden des stillen Denkens meine angenehmsten, und sind es in bedeutend verbessertem Grade auch mein ganzes Leben hindurch geblieben. Da ich die Einsamkeit liebe, weder rauche, spiele, tanze, noch auch größeren Gesellschaften Geschmack abgewinnen kann, so sollte man meinen, ein so angelegter Mensch müßte häufig Langeweile haben; aber gerade diesen von vielen Millionen Menschen so sehr gefürchteten, schwer zu überwältigenden Feind hatte ich nie zu fürchten!

Bei jedem an der Hauptstraße mündenden Feldweg wurde unsere Schaar kleiner, und es war wirklich rührend, mitanzusehen, wie so Mancher heiße Thränen beim Abschiede von einem guten Kameraden vergoß und das Händeschütteln gar kein Ende nehmen wollte. Das Gefühl der wiedererlangten Freiheit überwog aber doch Alles, besonders der leichte Anzug erzeugte eine Empfindung, als ob man fliegen könne. Die ganze Welt sah mit einem Male heiterer aus als seit Jahren, zudem war es das schönste Wetter, und aus prächtigen Waldungen, welche meilenweit die Chaussee einfaßten, galoppirten häufig ganze Rudel Hochwild über den Weg.

Um in zwei Tagen die Tour zurückzulegen, mußte tüchtig marschirt werden, denn die Entfernung zwischen Prenzlau und Berlin beträgt 14 d. Meilen, aber mit Hilfe des frohen Muthes und vorübergehend gebotener Fahrgelegenheit gelang es noch, statt wie berechnet, in der Nacht, am hellen Nachmittage die Haupt- und Residenz-Stadt zu erreichen, wo die Leute mit den Uniformen 6ter Garnitur es vorzogen, vor dem Thore die Dunkelheit abzuwarten, um nicht als Sträflinge betrachtet zu werden.

Berlin hatte gerade ein festliches Kleid an, denn der Einzug des neuen Königs hatte Tags zuvor stattgefunden, deshalb war auch an ausgehängten Fahnen, grandiosen Ehrenpforten und Blumengehängen, den Straßen entlang, durch welche sich der Zug bewegt hatte, kein Mangel, und machte einen wirklich herzerhebenden Eindruck.

Freund Schnoddrich war, wie schon erwähnt, am Alexander-

platz links abgebogen, und nur ich und ein anderer guter Kamerad, dessen Endziel Koblenz war, hatten allein den Weg fortgesetzt. An der Ecke der Linden- und Charlotten-Straße schieden auch wir, und nun stand ich da mit meiner Freiheit, aber auch ohne einen rothen Pfennig in der Tasche zu haben. Man kann sich kaum einen miserableren Zustand denken, als absolute Geldlosigkeit!

Ganz absichtlos trat ich an das, in unmittelbarer Nähe befindliche große Schaufenster des Kunsthändlers, für den ich früher gearbeitet, um die Bilder anzusehen; da klopfte mir Jemand auf die Schulter und als ich mich fast erschreckt umwandte, war es Herr K., der Besitzer der Handlung.

„Aber was thun Sie denn hier, lieber Gr.? Haben Sie denn Ihre Dienstzeit überstanden, oder haben Sie nur Urlaub?"

Als ich diese und noch ein paar andere Fragen beantwortet, nahm er mich mit in den Laden, wo ich ihm noch mittheilen mußte, was ich zunächst zu thun gedächte, und ob ich schon Aussicht auf Arbeit hätte. Darüber war ich selbst noch sehr im Unklaren, nur soviel stand fest, ich mußte so früh als möglich Beschäftigung zu erlangen suchen, um leben zu können.

Es trat nun ein an und für sich ganz unbedeutender Umstand an mich heran, der aber, wie eben mein Entschluß ausfiel, von größter Tragweite war, ähnlich als wenn der Wanderer an einem Kreuzwege steht und nun nicht weiß, welche Richtung er einschlagen soll. Der kleinste Irrthum, ein unzeitiges Wort entscheiden oft die ganze Zukunft eines Menschen. Das Zögern oder schnelle Zugreifen bei einer sich darbietenden Gelegenheit, deren Werth noch in Frage steht, können die spätere Lebenslage einer Familie zu einer entschieden mißlichen oder höchst günstigen gestalten; deshalb ist es gut, wenn schon der junge Mann, oder das junge Mädchen, die möglichen Folgen ihrer Entschlüsse mit klaren Augen in Betracht ziehen, doch—„was sage ich da"—das läßt sich weder lehren noch erlernen, denn es ist eben das eigenste, innerste Wesen des Individuums.—Schnell Handeln, wo Gefahr im Verzuge.—Wohl

Ueberlegen, wo nur ein momentaner Vortheil zu erringen, aber—die Zukunft dabei auf's Spiel gesetzt werden kann.

Herr K. theilte mir nun mit, daß er die Vergolder-Werkstatt längst hätte eingehen lassen, indem jeder Nutzen illusorisch geworden und die Verdrießlichkeiten kein Ende genommen hätten; doch wären die Unbequemlichkeiten, diese Arbeiten auswärts machen zu lassen, so groß, daß er sich freuen würde, wenn ich meine frühere Stellung wieder annähme. Ein geeigneter Raum sei da und solle ohne Verzug dem Zwecke entsprechend hergerichtet werden. Auch einen Vorschuß je nach Bedürfniß sollte ich sogleich haben; was konnte ich armer Teufel also mehr verlangen? Ich hatte ja sozusagen ein riesiges Glück!

Dennoch besann ich mich, schützte furchtbare Müdigkeit—es war ja auch die Wahrheit—vor, und versprach, am nächsten Morgen wiederzukommen; es lag mir aber am meisten daran, Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, und so empfahl ich mich denn, aber nicht ohne meinen Dank in den wärmsten Worten ausgedrückt zu haben.

Von da schlenderte ich noch ein Endchen die „Linden" entlang, bog in die Friedrichstraße ein und hatte die unbestimmte Absicht, bei meiner Schwester, die in der Zimmerstraße wohnte, einstweilen ein Unterkommen zu suchen; da—es war in der Nähe der französischen Straße—höre ich seitwärts hinter mir ausrufen: „Na, da muß ja 'ne olle Wand wackeln! Na, aber is det nich putzig?!—Herrjehs, sind Sie's denn wirklich?!" und ähnliche Ausrufe. Die Stimme hatte ich sogleich erkannt, es war meine Schneidersfrau, „die Schulzen." Sie ließ mich aber kaum zu Worte kommen. „Derfen Sie denn nanu in Berlin bleiben?! Wo wohnen Sie denn? Sie sind uns woll untrei geworden?—Es hat Ihnen woll bei uns nicht konfinirt?!"

Ich sagte der guten Frau nun, wie es sich verhielt und daß ich weder wohne, noch wohnen könnte, hinzufügend, daß, wenn ich „Radschlagen" müßte bis nach Charlottenburg, mir doch nicht eine „Krete" aus der Tasche fallen würde. Frau Schulzen lachte überlaut. „Na, det trifft sich jut—nu kommen Sie man, wir haben

jrade 'en Stibeken leer, det wird Ihnen jefallen, un vor heite Abend habe ick Spickaal;" und damit gingen wir los. Die Wohnung—vier Treppen hoch—war prachtvoll im Vergleich mit meinem noch kurz zuvor innegehabten Logis, zudem fand ich jeden Tag mehr aus, wie nützlich und heilsam die durchlaufene Schule in vielen Beziehungen gewesen und ist es auch geblieben.

Bis zum nächsten Morgen hatte ich reiflich überlegt, was für mich das Beste sei; dazu gehörte aber auch, mich zu überzeugen, ob ich anderwärts sogleich Beschäftigung erhalten würde; wenn nicht, blieb mir nichts weiter übrig, als die Offerte des Herrn K. anzunehmen; that ich dies aber, so war ich schon aus Erkenntlichkeit auf Jahre gebunden, und dann, es ließ sich fast mit Gewißheit voraussetzen, blieb ich für immer in Berlin sitzen; vielleicht wäre es ja auch gut gewesen—aber sicherlich nicht für mich; ich wollte und mußte hinaus „in das stürmische Leben!"

Das Schicksal will nicht, daß ich tanzen lerne.

Schon beim ersten Arbeitgeber, wo ich vorsprach, hätte ich Arbeit erhalten, wäre Raummangel nicht ein Hinderniß gewesen, wurde aber zu einem Andern verwiesen, der glücklicherweise sehr krank und um einen guten Gehilfen in großer Verlegenheit war; dorthin ging ich, fand die Werkstatt, wie es kaum anders sein konnte, ziemlich verwahrlost, aber reichlich Arbeit vorhanden, wurde—der Mann kannte mich schon von früher—mit Vergnügen angenommen, und nun, nachdem ich noch pflichtschuldigst mit Zuhilfenahme einer kleinen Nothlüge Herrn K. die Nichtannahme seines wohlwollenden Anerbietens mitgetheilt, ging es wieder an das altgewohnte Tagewerk.

Ein paar Monate waren verstrichen und mein Prinzipal längst wieder auf den Beinen, da bot sich mir eine Gelegenheit dar, wo-

durch ich mich in jeder Hinsicht verbessern konnte. Weil mich nun keinerlei Verbindlichkeit festhielt, so that ich dies auch ohne Säumen und nahm eine Stelle in einem Geschäfte an, welches damals hinsichtlich der guten Arbeit ein sehr vortheilhaftes Renommée hatte, auch deswegen von andern Städten aus häufig versucht wurde, Gehilfen aus diesem Geschäfte zu erhalten.

So kam denn eines Tages ein feingekleideter Herr in die Werkstatt, dem es ungemein darum zu thun schien, einen der hiesigen Gehilfen' zu gewinnen, um denselben als Werkführer für seine Fabrik in Köln mitzunehmen, zugleich, bei besonderer Tüchtigkeit, einen glänzenden Gehalt in Aussicht stellend.

Solche direkten Anwerbungen, zum größten Nachtheile des Prinzipals, wären kaum möglich gewesen, wenn derselbe nicht den größten Theil des Tages bis spät in die Nacht hinein seinen nicht immer harmlosen Vergnügungen nachgelaufen wäre, welche seinen physischen Ruin herbeiführten und den guten, im Uebrigen sehr witzigen liebenswürdigen Mann zeitig dahin brachten, wo aller Spaß ein Ende hat, nämlich, in das „Grabeloch!"

Die gedachte Fabrik war im Zuchthause, und ein Kollege, der mit mir am gleichen Tische stand, zeigte sich auch alsbald geneigt, mitzugehen. Ich für meinen Theil habe eine eigenthümliche Aversion gegen die in solchen Gebäuden herrschende Atmosphäre, abgesehen davon, daß ja die Zuchthäusler mitunter recht liebe Leute, ganz besonders während der Dauer ihrer Einsperrung, sind.

Nachdem die Beiden handelseins geworden, reiste mein Kollege mit seinem neuen Brodherrn, nachdem er den dazu nöthigen Paß erhalten, auch sogleich ab, seinem Bestimmungsorte entgegen. Das spätere Schicksal des genannten jungen Mannes—„Brenner" war sein Name—ist interessant genug, um an geeigneter Stelle wieder darauf zurückzukommen, da ich unter ganz veränderten Verhältnissen nochmals mit ihm zusammengetroffen bin.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte ich an den Freuden des Lebens noch kaum geleckt, viel weniger etwas davon genossen, ja selbst vom Theater noch blutwenig gesehen. An einen Ball oder Tanzver-

gnügen war erst recht nicht zu denken, da ich das verrückte „Umhergaloppiren" nur vom Sehen kannte. Nicht aus eigenem Antriebe, wohl aber durch Zureden eines Mitarbeiters ließ ich mich gelegentlich bewegen, mit nach einem Platze zu gehen, wo Unterricht in dieser Kunst ertheilt wurde, um daran Theil zu nehmen und nach und nach die bis in den Himmel erhebende Wonne, das unbändig süße Gefühl aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, welches beim Umfassen der Taille eines—natürlich schönen Mädchens, die Betheiligten durchströmen soll, und mir in den verführerischsten Farben geschildert wurde.

Aber schon auf dem Wege dahin schien mir der ganze Plan nicht mehr geheuer, und je näher dem Ziele, je verdrießlicher wurde ich, konnte aber, ohne mich zu blamiren, nicht mehr zurücktreten. So, mit einem Gefühle meinerseits, als würde ich zur Schlachtbank geführt, erreichten wir das in der Blumenstraße gelegene Haus. Und hier—an einer Glasthür, welche zum Lokal des Tanzlehrers führte, prangte ein großer Zettel, worauf zu lesen: „Wegen Unwohlseins des Herrn N. N. bleibt der Saal heute geschlossen." Es sollte nicht sein—ich war gerettet!! Keine zehn Esel hätten mich nochmal dahin gebracht. Dabei fiel mir auch ein alter Chokoladen-Witz ein, wo es sich um eine künstliche Eisbahn handelte, „Willem—behalte deine Jroschens, det is nischt!"

Weil später von wesentlicher Bedeutung, will ich hier noch einschalten, daß ich etwa um dieselbe Zeit einen jungen Mann—Berufsgenossen—kennen lernte, dessen Aeußeres schon eine entschiedene Solidität bekundete und mir deßhalb ein besonderes Vertrauen einflößte, weßhalb ich auch, wenn immer sich die Gelegenheit bot, gern mit ihm verkehrte. Daß dieser Umgang, der bis dato bereits ununterbrochen 45 Jahre gewährt, sich über die ganze Lebensdauer erstrecken sollte—das freilich konnte Keiner von uns ahnen!

Herr Beutel, und die Reise nach Erfurt.

Ende Mai 1841 war es—der Prinzipal, wie gewöhnlich, auf seiner täglichen Kneip-Rundreise—da traf es sich abermals, daß ein sehr junger, hübscher, aber schrecklich naseweis aussehender Jüngling, als wäre er da zu Hause, in die Werkstatt trat und insgesammt fragte: „Hat Jemand von Ihnen Lust, mit nach Erfurt zu gehen?—in vier Tagen reise ich wieder ab!" Als kein Anderer geneigt schien, zu antworten, drehte ich mich um und sagte: „Ich gehe mit? und nun sehen Sie erst meine Arbeit an!" Aber das verlangte er gar nicht, theilte nur noch mit, was mir zu wissen nöthig, und schob vergnügt ab.

Der Prinzipal, welcher auch trotz aller Liebenswürdigkeit ein schrecklich jähzorniger Mensch war, wäre, als er den Vorgang nächsten Tages erfuhr, im Stande gewesen, den „Naseweis" umzubringen; aber es ging ihm wie weiland den Nürnbergern, die Keinen aufhingen, den sie—nicht hatten.

Da der Eisenbahnbau erst im Entstehen war, so gab es nur erst hie und da ganz kurze Strecken, welche befahren wurden; aber die Art wie wir schließlich nach Erfurt gelangten, war doch eine so eigenthümliche, daß ich etwas näher darauf eingehen muß,—und ich hatte mich so sehr darauf gefreut, 'mal ganz natürliche Felsen und Berge zu sehen,—aber wie sollte dieser Genuß verkümmert werden! Der „Naseweise" hatte außer mir noch eine andere Acquisition gemacht und vorher versprochen, daß er allein die Kosten der Reise tragen, auch später nicht in Abzug bringen würde; aber kaum in Halle angekommen, ertönte schon der Nothschrei: „Mein Geld ist rein alle—haben Sie nichts?! Mein Reisegefährte gab in der Angst her, was er hatte—es waren drei Thaler. Ich legte zwei Thaler dazu, mit der Versicherung, es sei Alles, was ich auf Erden besäße.

Wie aber voran kommen? zu Fuß konnten wir doch nicht weiterreisen, zudem hatten wir drei Koffer. Da aber traf es sich,

daß der „Naseweise“—Beutel hieß er—mit einem Bäckermeister zusammentraf, der sich bereden ließ, seinen federlosen leichten offenen Einspänner nebst Kutscher für den Preis von 14 Thaler zu dem Reste der Fahrt—etwa 22 d. Meilen—auf Wort und Handschlag herzugeben.

Das Fuhrwerk erwies sich für vier Personen nebst den Koffern als viel zu klein, weil sich aber daran nichts ändern ließ, so fügten wir uns in's Unvermeidliche—nur fragt nicht wie? In halb hängender, halb liegender Position, unter beständigen krampfhaften Anstrengungen, das Einschlafen der Beine zu verhüten, polterten wir auf dem holperigen Straßenpflaster der rußigen „Halloren-Stadt“ wieder zum Thore hinaus, der Quelle entgegen, wo der echte und rechte Nordhäuser-Korn fließt, und Eines dem Andern seinen Namen gegeben hat.

Alles ging soweit gut, wir befanden uns eben zwischen Weißenfels und Kösen, mit dem Harzgebirge zur Rechten, als ein so furchtbares Gewitter losbrach, daß selbst das Pferd dadurch erschreckt wurde und der Kutscher kaum im Stande war, das geängstigte Thier zu zügeln. Wolkenbruchartig, von einem rasenden Sturme kräftigst unterstützt, stürzten regellose Wassermassen klatschend, wie aus Eimern gegossen, vom Himmel herab. Kein schützendes Dach war weit und breit zu sehen, und die von einem langen steilen Felsrücken, welcher parallel mit der Straße läuft, wie Gießbäche sich herabdrängenden Fluthen drohten uns jeden Augenblick an den seitwärts sich hinziehenden Abhängen herunterzuwaschen.

Schon beim Ausbruche des Unwetters waren Zweien von uns die Kopfbedeckungen auf Nimmerwiedersehen entführt worden und auch nicht zu ergänzen, ohne auf offener Straße die Koffer aufzumachen; es blieb überhaupt nichts weiter übrig, als Alles ruhig über sich ergehen zu lassen und noch Gott zu danken, daß dem Pferde der Verstand nicht abhanden kam, denn sonst wären wir in eine schöne Patsche gerathen.

Auch das ging vorüber und in der allererbärmlichsten Ver-

fassung wurde die Reise fortgesetzt. Ohne ein wenig Komik war aber auch dieser bedauerliche Zwischenfall nicht abgegangen. Mein Reise-Kollege hatte eine Flasche Leinöl, fast größer als es der Raum erlaubte, in der hinteren Rock-Tasche stecken gehabt; der erste gewaltige Windstoß hatte nun diesen Jüngling, der auf einem auf den Sitz gestellten Koffer placirt gewesen, rückwärts über die noch unter Kofférniveau befindliche Sitzlehne geworfen, so daß Kopf und Füße einen stumpfen Winkel, die unteren Extremitäten nach Oben gerichtet, bildeten. Der Inhalt der Flasche, welche dabei in Stücke ging, war nun dem braven Menschen unter und über den Rock, zum Theil über das Gesicht, in die Haare und in den Nacken geflossen. Da keine Gelegenheit, sich zu reinigen, das Oel auch schon nach wenigen Stunden anfing zu trocknen, so kann es sich ein Jeder leicht vorstellen, in welcher tragi-komischen Beschaffenheit mein Kunstgenosse Stadt und Festung Erfurt begrüßen mußte.

Ehe wir indeß dorthin gelangten, mußte in Weimar ein paar Stunden angehalten werden, hauptsächlich um es dem Prinzipal zu ermöglichen, verschiedene kleine Ausstände einzutreiben, damit eine sehr nothwendig gewordene tüchtige Mahlzeit bezahlt werden konnte, sintemal die Kasse sich nach Berichtigung des letzten Frühstücks als total gesprengt erwies. Nächstdem mußten wir unsere schändlich malträtirten Gliedmaßen durch Gehen, Recken und Strecken wieder in normalen Zustand versetzen.

Die Stadt war so todt und stille, daß es auffiel, zwei Menschen auf einmal zu erblicken, was mitunter schrecklich langweilig, aber hinsichtlich des unfreiwilligen „Oel-Götzen" für uns als eine wahre Wohlthat zu betrachten war, denn namentlich die Haare des „Geölten" sahen einer Pechkappe zum Verwechseln ähnlich.

Als Erfurt endlich erreicht, stellte es sich heraus, daß der muntere Herr Beutel nicht in der Lage war, aus eigenen Mitteln den Kutscher zu bezahlen; sondern erst zu seiner künftigen Schwiegermutter laufen mußte, um die schuldigen 14 Thaler zu pumpen. Der arme Kutscher aber, der ohne Zweifel auf ein gutes und auch wohlverdientes

Trinkgeld gerechnet hatte, ging dabei leer aus, rächte sich jedoch durch einige, nicht gerade als Schmeicheleien geltende, nur seiner Indignation zuzuschreibende Abschiedsworte, welche genau so klangen wie—schmutziges Subjekt—erbärmlicher Hungerleider—und damit verwandte Titel.

Das Haus, wo wir hingeführt wurden, diente dem noblen Herrn und seinem Bruder als Laden, Wohn- und Arbeitslokalität, war aber ein so unerhörter Saustall, die vorräthige Waare ein so vollständig werthloser Schund, daß es mir räthselhaft erschien, daß sich schon jahrelang Abnehmer für derartigen Mist gefunden hatten. Danach zu urtheilen, war die sichere Aussicht vorhanden, daß bei entschieden guter Arbeit ein ganz erhebliches Geschäft gemacht werden konnte. Auf der Stelle wäre ich wieder davongelaufen, wenn mich diese Schlußfolgerung nicht beruhigt, zum Abwarten bestimmt, und so, ohne jede Berechnung, Verbindungen herbeiführte, welche für die ganze Lebenszeit in Kraft bleiben sollten.

Nicht lange sollte ich in dieser mephitischen Dunsthöhle—etwas Besseres war es nicht—verbleiben, denn, vermuthlich auch nur mit Hilfe des Zukunfts-Schwiegervaters, wurde die innegehabte Bude geräumt, mit einer schönen großen Wohnung am „Anger" vertauscht, kurz darauf geheirathet, und damit das Schicksal eines hübschen, wohlerzogenen Mädchens, zu ihrem Unglück—auf immer besiegelt!

Etwas früher schon war der bereits erwähnte junge Mann, den ich hier Freund B. nennen will, wie ich glaube, auf meine Veranlassung, auch noch dazu gekommen und die Verhältnisse nahmen, weil sich die Kundschaft jetzt rasch vermehrte, auch der Verdienst ein unerwartet lohnender wurde, eine recht heitere Gestallt an.

Beutels Ehestand—Wilhelmine tritt auf.

Nun komme ich zu einem Moment, dessen Bedeutung im Leben der meisten Menschen von größter Tragweite, aber in jungen Jahren in seinem ganzen Umfange weder gewürdigt noch begriffen werden

kann, was auch vielleicht recht gut ist. Dieser kritische Zeitpunkt besteht darin, daß sich der junge Mann oder das junge Mädchen so ein Bild von Demjenigen, oder Derjenigen konstruiren, womit sie die Reise durch das Leben zu machen wünschten; wird nun ein Wesen gefunden, welches diesem Bilde annähernd entspricht, so knüpft sich daran selbstverständlich der feste Glaube, daß solche Verbindung alles Glück im Gefolge haben und aller Segen, worüber die Götter irgend verfügen können, darüber ausgeschüttet werden müßte.

Leider, häufig wohl gar zum Glücke, müssen die so geschaffenen Ideale vor unerbittlichen Nothwendigkeiten das Feld räumen, und zwar wird dies so lange der Fall sein, bis es der so schwergeplagten Menschheit im Allgemeinen gelungen ist, leichter und angenehmer ihre Tage abzuspinnen, als eben jetzt, und auch noch in unberechenbar fernen Zeiten der Fall sein wird.

Das Mädchen wendet sich daher, mit seltenen Ausnahmen, schmerzlos ab von dem Gegenstande seiner, wie es schien, unversieglichen Neigung, wenn derselbe, wohl reich an Liebe, aber arm an Gold ist, und sich an dessen Stelle ein Reicherer findet. Der junge Mann schwört tausendmal, daß nie eine Andere Raum in seinem Herzen finden solle, als eben die Geliebte, welcher diese Versicherung gilt, die ja Alles besitzt, was ein Weib schmückt und erhebt, nur—kein Geld! Von ungefähr läuft dem jungen Manne, so zu sagen, ein Monstrum über den Weg mit einem ansehnlichen disponiblen Vermögen—was geschieht nun? er bricht vielleicht ein wahrhaft treues Herz, und—wird unglücklich. Ihre Handlungsweise ist immer noch verzeihlich, denn nicht ihr Thun bestimmt die Zukunft. Die des Mannes dagegen ist erbärmlich, unter Umständen ehrlos, denn es fehlen Muth und Ehrgeiz, überhaupt das Streben, aus eigenen Kräften der kommenden Familie ein erträgliches Loos zu bereiten.

Es war zu jener Zeit, als auch ich die ersten Versuche in der Herstellung eines Ideals machte, aber trotz aller Mühe nicht damit zurechtkommen konnte. Jetzt scheint's mir, ich war noch zu dumm und ungeschickt, that aber doch das Beste, was mir bis dahin meine

Erfahrungen gelehrt, überließ diese Arbeit dem mir nicht gerade feindlichen Schicksal und erwartete nun mit größter Spannung, was da kommen würde.

So kam es denn, daß ich eines Tages, ohne mein Verschulden, ein Mädchen gewahrte, dessen graziöse Bewegungen und schöner Wuchs mir sogleich auffielen. Es war, nach meiner Ansicht, thatsächlich Alles schön darán; vor Allem aber verdienten ein reizendes Lächeln, blühende Gesichtsfarbe und Grübchen im Kinn, hervorgehoben zu werden. Daß mein nun gefundenes Ideal auch sehr wohlklingend und rein deutsch sprach, will ich nur so nebenbei erwähnen, weil dieser Umstand durchaus nicht unwichtig ist, besonders —„wegen später."

Noch wußte ich aber den Namen dieses begehrenswerthen Wesens nicht, und gerade, obgleich anscheinend so nebensächlich, hängt von dem Klange des Námens sogar viel ab. Ich für meinen Theil hätte auf den Besitz einer Göttin Verzicht geleistet, wenn deren Adresse „Fräulein Prezilla Purzpichler" gewesen wäre; und so war ich denn einer nicht geringen Besorgniß überhoben, als mir bei wiederholten Begegnungen die soziale Bezeichnung meines Ideals mit „Fräulein Wilhelmine Lange" bekannt gemacht wurde. Das klang weich und angenehm, schon der gefälligen Abkürzung wegen, denn „Minna" klingt nicht allein gut, sondern sogar recht vertraulich.

Der Anfang zu einem sogenannten ewigen Bunde wäre nun, meinerseits, so gut wie gemacht gewesen, weil aber bekanntlich Zwei dazu gehören, so sollte es sich erst noch herausstellen, ob die schöne Wilhelmine geneigt war, diese Zahl durch ihren Beitritt vollzumachen. Hätte sie, wie es bei jungen Mädchen auch häufig vorkommen soll, sich einen richtigen Adonis als künftigen „Tröster und Ernährer" vorgestellt, so war ich geklatscht, denn ich muß es selbst mit Beschämung gestehen—gerade ich war der Schönste noch lange nicht.

Um allen Zweifeln ein Ende zu machen, war der kürzeste Weg, gelegentlich direkt anzufragen, und—demgemäß zu verfahren—das heißt—im schlimmsten Falle mich—todtzuschießen oder mir ein

anderes Leid anzuthun—I Gott bewahre! Nein, sondern getrost wie bei der Tanz-Affaire der Vorsehung, resp. deren Untergebenen, den Schicksals-Mächten, die Entscheidung zu überlassen.

Da mein „Engel" sich nie in die Lüfte erhob, sondern stets bescheiden auf der Erde wandelte, so fand sich auch bald die gesuchte Gelegenheit, Wilhelminen die entscheidende Frage zu unterbreiten. Das liebe Mädchen kam mir dabei in den einfachsten Worten mit so rückhaltslosem Vertrauen entgegen, daß ich es als ein schweres Verbrechen betrachtet hätte, solchen Glauben je zu täuschen.

Die Macht des ungeschminkten Wortes, diktirt von einem redlichen Herzen, halte ich überhaupt für wirksamer als alles Schablonengeschwätz. Alle in der Extase geleisteten, oft so herzbrechenden Treu- und Liebesschwüre erbleichen der Wirklichkeit gegenüber, fallen der nivellirenden zerstörenden Zeit anheim, ja in unzähligen Fällen wird kaum die Gleichgütligkeit gerettet. Die glühendste, verzehrendste Leidenschaft, da eine Steigerung unmöglich, führt meistens zum Gegentheil—zur Kälte, und diese Kälte ist dann um so empfindlicher. Nur ein warmes aufrichtiges Gefühl ohne jede leidenschaftliche Aeußerung verspricht Dauer und hält in den meisten Fällen was es verspricht!

Hieran will ich gleich noch die Bemerkung knüpfen, daß die Frau, nach meinen Begriffen, etwas mehr ist, als nach den Ansichten vieler andern Leute. Sie ist nicht allein die Person, welche das Haus in Ordnung hält, die Kinder gebärt, und dafür sorgt, daß diese Letzteren gedeihen und auf die Beine kommen. Nein—für mich ist die Frau die erste und unersetzlichste Freundin und Vertraute. Sie ist die einzige Person, die, wenn uns ein gemeinsames Herzeleid, eine schwere Sorge, ein tiefer Kummer heimsucht, es in solchem Umfange mitempfindet, wie wir es selbst zu empfinden vermögen, und sich im wirklichen Unglück, wenn es ein echtes Weib ist, nur um so fester an uns anschließt. Dafür aber ist sie auch zu allen Vortheilen berechtigt, welche solche Auffassung naturgemäß mit sich bringen muß.

Ueberhaupt erst in Fällen harter Bedrängniß zeigt sich das charaktervolle Weib in seiner ganzen Größe, und ist oft nur allein im Stande, auch selbst einen viel stärkeren Geist aufrecht zu erhalten. Darum betrachte ich auch alle emanzipationssüchtigen Weiber als hirnlose Zwittergeschöpfe, denen das Verständniß und jeder richtige Maßstab fehlt, um den Werth, welchen die Ausübung der einfachsten Pflichten in einem geordneten Haushalte besitzt, nach Gebühr zu schätzen.

Die Nothwendigkeit bei vielen Frauen, auf eigenen Füßen zu stehen, ist keine Anordnung der Natur, sondern das Produkt krankhafter sozialer Zustände, worunter die Männer noch viel mehr zu leiden haben als ihre weiblichen Mitmenschen. Daß sich gewisse Weiber nun einbilden, sie seien zu Allem fähig, wenn man ihnen nur keine Hindernisse in den Weg legte, so ist dies nur zum Theil wahr. Zu den größten Albernheiten, zur gedankenlosesten Beurtheilung ihres ureigensten Berufes, zur Untergrabung jedes vernünftigen Familienlebens—ja!—dazu sind mehr denn zu Viele fähig. Aber einem Manne, der es verdient, das Leben, soweit die jeweiligen Verhältnisse es gestatten, erträglich und angenehm zu machen, diese Kunst, welche alle andern Künste himmelhoch überragt, verstehen leider—leider—nur zu Wenige!

Herr Beutel war nun schon seit einiger Zeit verheirathet, aber das liebenswürdige Weibchen, obgleich in unnützem überflüssigem Tändelkram wohlbewandert, schien in die Geheimnisse der Haushaltungskunst noch nicht eingeweiht zu sein. Diesen Mangel an Wissen und Können konnten successive Erfahrungen nach und nach beseitigen. Viel verderblicher dagegen war es, daß der junge Prinzipal und Ehegatte sich immer mehr als phänomenaler Einfaltspinsel entpuppte; denn er fühlte sich riesig geschmeichelt, wenn die Offiziere der in einer Festung immer zahlreichen Garnison sich herabließen, ihm sein Geld im Spiel abzugewinnen und ihm gestatteten, sie auf seine Kosten zu traktiren. Noch in den Flitterwochen, da kam es schon vor, daß „Musjeh Beutel“ alles

eingegangene Geld in die Tasche steckte, damit eine gewisse Konditorei aufsuchte, wo die noble Gesellschaft zu verkehren pflegte, und nicht eher nach Hause kam, bis der letzte Thaler vergeudet und man ihn aus Dankbarkeit schließlich vielleicht noch hinausgeworfen hatte.

Das Ende war unter solchen Umständen leicht abzusehen und— es war ein schreckliches: Der Vater der Frau war ein städtischer Beamter in leidlich guten Verhältnissen; die Leute hatten drei Töchter, die aber alle drei unglücklich verheirathet waren, oder wurden, so starb der Vater vor Gram darüber, die alte Mutter aber wurde wahnsinnig und endete im Irrenhause. Im Ganzen, wie ich erst später erfuhr, dauerte die Freude nicht volle drei Jahre, bis dieser nichtsnutzige „Beutel," nachdem er noch im Städtchen Waltershausen eine Weile vegetirt hatte, so vollständig auf den Hund gekommen war, daß ihm nichts weiter übrig geblieben, als das Weite zu suchen. Er blieb von da ab verschollen. Die Frau kehrte zu den Eltern zurück und kurz darauf erfolgte die schon oben erwähnte traurige Auflösung dieser Familie.

Nachdem ich also die graziöse Wilhelmine für mich gesichert, bekam ich, vermuthlich als eine Folge davon, die ersten Anfälle von „Schiller-Schwärmerei," indessen nur in milderer Form, immerhin aber in solchem Grade, daß sich ein Leiden daraus entwickelte, dem ich fortwährend unterworfen blieb und vielleicht das Einzige ist, dessen Aeußerungen angenehmer Natur und jederzeit ohne ärztlichen Beistand vorübergehen.

Der bis zur Tollheit ausgeartete Göthe-Kultus dagegen ist mir nie sympatisch geworden und es wäre nur zu wünschen, daß die krankhaften Göthe-Enthusiasten, Göthe-Ausleger, -Erklärer und -Forscher gezwungen werden könnten, alle den geschraubten Quatsch, welcher bereits bis zu einer selbstständigen voluminösen Literatur angeschwollen, selbst zu lesen. Entweder würde diese Prozedur eine gründliche Heilung für diese Sorte Tüftler im Gefolge haben, oder aber, das Uebel sich noch verschlimmern und zu völlständiger Verrücktheit ausarten; letzteres wäre nur eine gerechte Strafe.

Allzuviel ist bekanntlich immer ungesund, selbst auf dem Gebiete der Göthe-Bacillen-Spaltpilz-Untersuchungen, welche nun bereits länger als 40 Jahre im Gange sind.

Gerade so verhält es sich mit der Shakespeare-Zergliederungssucht, welche auch nie ein Ende nehmen will. Diese unaufhörlichen Bemühungen, immer noch ein ungeahntes unbekanntes Weisheitskörnchen aus dem schon über jedes vernünftige Maß breitgetretenen Shakespeare-Deutungsbrei herauszuklauben, wären, mitsammt der Göthe-Vergötterung, ganz harmlos, wenn nicht den modernen Dichtern, und darunter sind sehr bedeutende, damit ein geradezu empörendes Armuthszeugniß ausgestellt würde. Mit dem unablässigen Betonen der Unerreichbarkeit alter Meister in der Sculptur und Malerei, dem ermüdenden Wiederkäuen von unzählige Male bereits darüber Gesagtem, dem endlosen Glorificiren von Werken, deren Hauptverdienst bei aller anerkannten Bedeutung in den meisten Fällen nur darin besteht, daß die Zeit ihrer Entstehung Jahrhunderte, bei vielen sogar Jahrtausende zurückdatirt, ist es das gleiche.

Leisten denn die gegenwärtigen Künstler ersten Ranges nicht eben so Bedeutendes als die der Vorzeit? Eine Zeitepoche ist den bildenden Künsten günstiger als die andere, daher gab es einen Verfall und ein Aufblühen der Künste; aber die den Menschen innewohnende Kraft und Leistungsfähigkeit wird wohl bei Völkern, welche auf gleicher Kulturstufe stehen und gleich entwickelungsfähig sind, trotz sonstiger Wechselfälle, zu allen Zeiten dieselbe geblieben sein.

Es entmuthigt den wirklichen Künstler, wenn er unablässig wahrnehmen muß, wie das Alte ohne Aufhören von sogenannten Kunstgelehrten gepriesen, stets mit einem unnahbaren Nimbus umgeben, als unerklimmbarer Gipfel der Vollendung hingestellt und auf solche unverschämte Art den ganz ebenbürtigen Werken moderner Meister die wohlverdiente Anerkennung geschmälert wird.

Da Weimar kaum zwei Meilen von Erfurt entfernt, so wollte ich doch, ehe ich diese Gegend wieder verließ, die herzogliche Gruft

gesehen haben, wo die Gebeine meines hochverehrten Schiller und Göthe's nebeneinander ihre letzte Ruhestätte gefunden.

So machte ich mich denn eines Sonntags, in Gesellschaft von Freund B., auf den Weg, um diese dem deutschen Volke heilige Stätte zu besuchen. Wir wurden nach einem regulären Begräbnißplatz gewiesen, dann zu einem freistehenden Grabgewölbe—„der Fürstengruft"—geführt, wo der dazu bestellte Wächter, das Außengitter aufschließend, uns eine breite Steintreppe herabsteigen ließ. Innerhalb des Raumes, welchen wir nun betraten, befand sich ein besonderer, wieder mit einem Gitter abgeschlossener Raum, dessen Inneres zu betreten aber verboten war. Es fehlte nicht an Licht, um die darin befindlichen Särge deutlich zu erkennen, besonders aber die beiden im Vordergrunde stehenden Sarkophage, welche die irdischen Ueberreste der beiden Geistesheroen umschließen. An den, dem Beschauer zugekehrten, schmalsten Enden, sind in großer goldener Schrift die einfachen Namen „Schiller," „Göthe," angebracht, im Uebrigen jeder Prunk und Schmuck vermieden worden.

Wenn ich nun den erhaltenen Eindruck wiedergeben soll, so hängt derselbe entschieden davon ab, in welcher Stimmung und Erwartung man einen solchen Ort besucht, ob ein wahrer oder eingebildeter „Schiller-"—„Göthe-"—oder Beider Verehrer an derselben Stelle steht. Ich selbst wurde von einem tiefen Gefühle der Achtung und Ehrfurcht, vorzugsweise meinem Schiller geltend, beschlichen; und das war keine Einbildung, sondern—eine unverfälschte, echte, warme Empfindung!

Im Spätherbst erhielt ich einen Brief von meinem letzten Prinzipal in Berlin, wodurch er mich aufforderte, wieder zu ihm zu kommen, mit dem Versprechen, sein Bestes zu thun, um mich, hinsichtlich des Lohnes, so vortheilhaft als möglich zu stellen.

Ich wußte es ja vorher, daß ich mich besser stand, wenn ich blieb, wo ich eben war, aber mein Plan ging dahin, mit dem bereits Ersparten eine bescheidene Häuslichkeit einzurichten, dann Wilhelmine nachkommen zu lassen und das Weitere meinem erprobten

guten Genius anheimzugeben, indem es bei Herrn Beutel, trotz guter Geschäfte, doch, wie schon angedeutet, bald bergab gehen mußte.

So sagte ich denn ohne Umstände zu, vier Wochen später wieder meinen alten Platz einnehmen zu wollen, im Stillen die Hoffnung hegend, daß vielleicht Alles besser gehen würde, als es sich vorher berechnen ließe.

Bei Wilhelminen stieß der neue Plan auf keinerlei ernste Bedenken, obgleich man sich bemühte, dem arglosen Mädchen klar zu machen, daß sämmtliche Berliner geborene Taugenichtse seien, und sie es schwer bereuen würde, einem Solchen Glauben geschenkt zu haben.

Es kostete mich nur geringe Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß die Taugenichtse auch Menschen seien, und man von ihnen nicht verlangen oder erwarten dürfe, etlicher junger und alter Erfurterinnen wegen nicht auch auf die Welt zu kommen. Ein solches Argument ist zu einleuchtend, um seine Wirkung zu verfehlen, also—blieb das Vertrauen unerschüttert und hat sich im Laufe der Jahre als die beste Praxis erwiesen.—Entweder volles Vertrauen oder gar keins!

Anfangs Dezember traf ich wieder in Berlin ein, aber schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft gerieth ich in ein Dilemna so eigenthümlicher Art, wie es nicht allzuoft vorkommen mag. Es galt zu wählen zwischen „klug" und „gut"—und das kam so:

Ich wurde nämlich zufällig Augen- und Ohrenzeuge einer recht unliebsamen Unterhaltung zwischen einer sehr nahen Verwandten von mir und deren Hauswirth. Es handelte sich da wieder um den elenden und trotz seiner Erbärmlichkeit weltbeherrschenden Mammon. Die beklagenswerthe Impotenz des einen und die hartherzige Begehrlichkeit des andern Theils schlossen jede friedliche Vereinbarung aus, und so geschah es denn, daß ich, kurz entschlossen, der Hyäne von Hauswirth mein ganzes sauer erworbenes Kapital, und es langte kaum, in den Rachen warf, aber dadurch die liebe Verwandte auf längere Zeit den Angriffen jenes Vampyrs entzog.

In Folge dieser augenscheinlich lobenswerthen, aber zugleich auch unverzeihlich unklugen Handlungsweise wurde alles Geplante vorläufig über den Haufen geworfen, ich schrieb aber trotzdem an Wilhelminen, „getrosten Muthes nach Berlin zu kommen," wo ich im Stande war, ihr bei meiner Schwester freundliche Aufnahme und eine unter den Umständen sogar angenehme Heimath so lange zu sichern, bis wieder Rath geschafft und unsere Verbindung, wie anfangs projektirt, auf bescheidenster Grundlage ermöglicht werden konnte.

So unter Hangen und Bangen verstrichen Monate; das Sparen gerieth fast ganz in's Stocken, denn der Ausfall in der Einnahme sah einem „Reinfall" so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Wiederum ereignete es sich nun—wir waren im März 1842—daß ein Fremder, ganz wie vordem, in Abwesenheit des Prinzipals unsere Werkstatt durch seinen Besuch in Aufregung versetzte, um für eine in Kassel zu gründende Fabrik einen Werkführer und, wenn thunlich, auch gleich ein paar Gehilfen zu engagiren. Ich mußte wohl dem Manne, Herrn Stahlgarten, speziell empfohlen sein, denn nach einem kurzen Gespräche mit ihm, wobei dies durchblickte, und nach einer aufmerksamen Besichtigung meiner zufällig fertigen Arbeit ersuchte er mich dringend, mit ihm zu gehen, sogar mit dem Versprechen, die Kosten der Rückreise zu tragen, falls es mir nicht bei ihm gefiele.

Sehr gern hätte ich seine Offerte angenommen, aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, meinen derzeitigen Arbeitgeber, der mir persönlich sehr wohl wollte und, was nicht zu unterschätzen, einen guten Witz zu machen verstand, schon wieder zu verlassen, weil es zu jener Zeit sehr schwer hielt, in meiner Branche Gehilfen zu finden, denen jede Arbeit anzuvertrauen war.

Da auch keiner der Kollegen Lust bezeigte, mit nach dem so schön gelegenen Kassel zu gehen, so mußte Herr St. anderswo sein Glück versuchen, gerieth aber dabei, zu seinem größten Schaden, mit meinem früheren Lehrkameraden, dem Privat-Sekretär, welcher sich zum perfekten Schmierlappen ausgebildet, und durch diesen

wieder mit Doktor Grind, dem großen runden „Brillengläsermann,“ zusammen. Diese beiden Schlauköpfe bearbeiteten den im Geschäft gänzlich unwissenden St. so geschickt, daß er sich glücklich preisen mochte, zwei solcher Mordskerle entdeckt zu haben. Nicht länger als nöthig verweilend, zog er mit ihnen von dannen, um ohne Verzug die beabsichtigte Fabrik in's Leben zu rufen.

Es war Ende April, da kam meine sehnsüchtig erwartete und ebenso gefürchtete Wilhelmine nach Berlin—ja—auch gefürchtete! denn mehr als ich bereits erwähnte, konnte ich dem mir so theuren Mädchen vorläufig absolut nicht bieten. Es drückt furchtbar schwer, wenn man weiß, wie man fühlt und denkt, es aber nicht durch Thaten, sondern nur durch leere Worte beweisen kann. Deßhalb konnte ich mich bei ihrer Ankunft kaum freuen, was mir wehe genug gethan hat, denn ich hätte der Geliebten eine Welt zu Füßen legen mögen, und würde diese anständige Gabe noch als Bagatelle betrachtet haben.

Rede mir Keiner von aufrichtigem Herzen, treuer Liebe und dergleichen—damit läßt sich die Miethe für eine einigermaßen passende Wohnung nicht decken, die Ausgaben für angemessenen Hausrath nicht bestreiten, kurzum so vieles nicht thun, was selbst zu einem bescheidenen Anfange unerläßlich, soll dieser Anfang nicht gar zu ärmlich sein. Wilhelmine war gut aufgehoben und hoffte, viel mehr als ich, für uns das Beste, obgleich wir nicht begriffen, wo es herkommen sollte.

So kam die erste Maiwoche und mit ihr der furchtbare Brand von Hamburg, wo sich die Schauerberichte einander jagten, an nichts Anderes gedacht und von nichts Anderem gesprochen wurde, denn das Unglück war ein riesengroßes, und sowohl Reiche wie Arme waren auf jede Art bemüht, die Noth zu lindern und den so schwer heimgesuchten Bewohnern dieser altberühmten Hafen-Stadt durch Geld, Lebensmittel und Hausgeräthe beizustehen. Große Berge von letzterem lagen aufgestapelt auf dem Gendarmen-Markt und harrten nur der Transportmittel, um nach der unglücklichen Stadt befördert zu werden.

Ueber 4000 Häuser, ein Paar Kirchen, nebst vielen öffentlichen Gebäuden wurden in Asche gelegt, und über 100 Menschen fanden ihren Tod in den Flammen. Dieser verheerenden Feuersbrunst kann nur der Brand von Chicago an die Seite gestellt werden, doch war letzterer hinsichtlich der Verluste und des Grades der Ausdehnung der bedeutendere.

An einem dieser Brandtage—es war schon über 7 Uhr Abends und wir hatten bereits Feierabend gemacht—schlenderte ich, innerlich so recht gründlich mißgestimmt, langsam einem Speisekeller zu, um für 2 Silbergroschen Trost in einer Portion Schweinebraten und Bratkartoffeln zu suchen. Wer tritt mir da plötzlich entgegen? Herr Stahlgarten!

„Ich komme extra Ihretwegen von Kassel, um Sie zu holen! Machen Sie ihre eigenen Bedingungen, ich habe die beiden Kerls, die ich früher mitgenommen und die mir den größten Schaden angerichtet, fortgejagt. Wo wollen Sie hin?!"

„Einer alten Gewohnheit fröhnen und etwas zum Abend essen!"

„Kommen Sie mit zum braunen Roß, da giebt's auch 'was!"

„Aber—ich möchte doch lieber—"

„Kommen Sie, ich lasse Sie nicht mehr los!"

Was wollte ich machen?!

Im Gasthof wurde gegessen und getrunken, und nachdem dies Geschäft beendet, zog St. einen Kontrakt hervor, den ich, nachdem die noch vorhandenen Lücken ausgefüllt, unterschreiben sollte. Hinsichtlich der Zeit lautete derselbe vorläufig auf drei Jahre. Nun habe ich aber eine angeborene, fast unnatürliche Abneigung gegen alles schriftliche Verklausuliren, und so lehnte ich denn das „Kontraktmachen" entschieden ab, versprach dagegen, die stipulirte Zeit gewissenhaft einzuhalten, und theilte außerdem offen und ehrlich mit, was ich auf dem Herzen hatte, mit der Bitte schließend, mir die Mittel, das heißt einen Vorschuß zu gewähren, um ohne weiteren Aufschub Wilhelminen heirathen zu können.

Herr St. ging ohne Bedenken auf jeden meiner Wünsche ein, und als wir schieden, war die Sache soweit abgemacht, daß ich den

guten Mann nur noch ersuchte, ihm auch mein Ideal vorstellen zu dürfen, damit er sich überzeuge, daß mein Enthusiasmus kein blinder, und ich schon deßhalb Alles aufbieten würde, mich ihm nützlich, also das bis dahin verunglückte Geschäft auch zu einem profitablen zu machen gedächte—was mir auch später vollkommen gelungen ist.

Mit Freudenthränen nahm meine Minna diese Nachricht auf, jede Sorge war von uns gewichen, und wir durften uns den Luxus gönnen, auch 'mal zu empfinden, wie es thut, wenn man heiter und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken kann.

Wir wollten uns nun sogleich trauen lassen und zusammen mit Herrn St. abreisen, wie es dessen Wunsch war, aber—da kommt Einer schön an bei den Pfaffen; außer einer Anzahl „Wische," die erst von, Gott weiß woher, zusammengetrommelt werden mußten, sollte es noch 50 Thaler kosten, wenn anstatt ein dreimaliges, ein einmaliges Aufgebot gestattet wurde. Ich war indeß gerade der letzte, welcher Lust hatte die Kirche zu bereichern. Weil nun diese neue Verzögerung, obgleich ich das Geld haben konnte, eben kein Unglück war, so zog ich es vor, allein abzureisen, die nöthigen Vorbereitungen in Ruhe zu treffen und dann erst, wenn kein weiteres Hinderniß zu befürchten, meine Minna nachkommen zu lassen. Was sich auch bald nachher als das Vernünftigste—hauptsächlich der 50 Thaler wegen—erwiesen hat.

Hier muß ich noch eines meiner älteren Gewerbs-Genossen gedenken, Namens Biele, den man unbedingt zu den Originalen zählen konnte. Er war ein wunderlicher Vorsichtsmensch, der, soweit es ihn selbst betraf, vor lauter Bedenken, Ueberlegen, Mögliches und Unmögliches in Betracht zu ziehen, nie auf einen grünen Zweig kam, obgleich ihm im Laufe der Zeit Gelegenheiten geboten wurden, die ein halbwegs strebsames Individuum unter keinen Umständen von der Hand gewiesen hätte. Als Biele nun erfuhr, daß ich nach Kassel gehen wollte, suchte er mich extra auf, um mir mit weisen Rathschlägen unter die Arme zu greifen, damit ich jeder möglichen Täuschung im Voraus begegnen könnte.

„Ich habe gehört, Gr., Sie wollen wieder fortgehen; ist das wahr?!"

„Ja—weßhalb?"

„Mein Lieber, Sie sind noch so jung—haben Sie sich auch gehörig vorgesehen?! Man kann heutzutage keinem Menschen trauen. Ich würde mich nicht so übereilt haben. Sie haben noch viel zu wenig Erfahrung. Jedenfalls haben Sie einen schriftlichen Kontrakt gemacht, und doch auch Sicherheit für die Rückreise ausbedungen, wie?! Vorsicht, Vorsicht!—Ja, ja! ich kenne das—nachher sitzt man da und wird ausgelacht," u. s. w., u. s. w.

Dabei konnte Einem das kurze rundbäuchige Männchen mit seinen kleinen braunen Aeugelchen, ungewöhnlich spitzem Munde und totaler Glatze so pfiffig in's Gesicht sehen, daß man, bevor es gesprochen, hätte darauf schwören mögen, es sei ein ganz gescheidtes Kerlchen.

Dieser Angstmeier, der auch vor lauter „Bammel und Besorgniß," eine Familie nicht ernähren zu können, ledig blieb, wurde schließlich nur noch aus Mitleid von alten Freunden beschäftigt und endete, gänzlich vereinsamt und verarmt, sein Leben in einer wohlthätigen Anstalt. Zu dem so unendlich mannigfaltigen bunten Menschenleben gehören aber auch ohne Zweifel solche Käuze. Für Andere beständig mit gutem Rathe bei der Hand—und für sich—rathlos.

Nach Kassel!

Die Reise gefiel mir, mit Ausnahme des lästigen Wechselns von Post und Eisenbahn, ungemein gut, auch an Ort und Stelle angekommen, wurden meine Erwartungen nicht getäuscht. Eine hübsche Straße (Hedwigstraße), ein großes neues Haus, welches Herrn St. gehörte—er war der Sohn eines reichen Bierbrauers—und eine recht angenehme Familie. Von großer Wichtigkeit war eine gut eingerichtete Tischlerei, welche sich im Hinterhause befand, in

deren Nähe auch mein Bezirk gelegen, da in der Regel die Beschaffung der Holzarbeit die meisten Unbequemlichkeiten erzeugt.

Kaum warm geworden, machte ich mich sogleich mit größter Energie und nöthiger Mithilfe an's Werk, um zuerst alles Unangenehme, nämlich einen mächtigen Haufen durch meine Vorgänger verdorbener Waare so herzurichten, daß immer noch ein Verkauf derselben, wenn auch nicht ohne erheblichen Verlust, effektuirt werden konnte.

Viele Menschen machen gerade darin einen großen Fehler, daß sie dem Unvermeidlichen, Verdrießlichen und Widerwärtigen so lange aus dem Wege gehen, als es irgend angeht, anstatt durch dessen schnelle Beseitigung die nöthige Sammlung und Ruhe für Angenehmeres zu erlangen. So giebt es Arbeiter, die, wenn ihnen eine Arbeit mißglückt ist, sich wie die Katze um den heißen Brei daran herumdrücken, wohl gar aus Verdruß tagelang müßig umherlungern, und was das Schlimmste, zuweilen den Aerger wegzusaufen trachten. Gerade das Gegentheil thut der gewissenhafte Arbeiter, er macht sich ohne vieles Besinnen daran, ändert und verbessert unverdrossen so lange, bis er sieht, daß ihm nichts mehr zu thun übrig bleibt, und geht so mit leichtem Muthe seiner neuen Aufgabe entgegen.

Das Letztere war auch mein Fall, erst freie Bahn; aber selbst dann vergingen noch etliche Wochen, ehe man sagen konnte: „Jetzt ist das Geschäft etablirt!“ Indeß alles ging nach Wunsch; Freund B. und noch andere gute Gehilfen wurden auf meine Veranlassung herangezogen, Bestellungen kamen so reichlich, daß wir bald alle Hände voll zu thun hatten, und auch—das Wichtigste—der Nutzen konnte kein schlechter sein, denn Herr St. und dessen ganze Sippe behandelten mich und meine Kollegen, was in Kassel keine Kleinigkeit zu nennen war, mit besonderer Freundlichkeit.

Nachdem die Arbeiten soweit vorgeschritten, war es an der Zeit, auch an's Vergnügen zu denken, und so schrieb ich denn zum Letztenmale an meine gläubige Minna und bestimmte die Zeit, wann ich sie auf der Poststation erwartete.

Die Erwartete traf auch pünktlich ein, aber wer nicht zu ihrem Empfange am Orte war, das war ich; überhaupt benahm ich mich bei dieser Gelegenheit so lieblos, so kalt und gleichgültig, daß es wahrhaft empören mußte. Will aber auch gleich hinzusetzen, daß eine von meinen netten Eigenschaften darin besteht, daß es wohl für mich immer recht erfreulich ist, wenn in einer fremden Stadt mich Jemand erwartet und ich damit allen lästigen Nachfragen, Uebervortheilungen und Aehnlichem von vornherein überhoben werde. Soll ich aber für Andere das Gleiche thun, dann kommt mir jeder Vorwand gelegen, um solcher Aufmerksamkeit aus dem Wege zu gehen. Am aller fatalsten aber war es mir stets, wenn ich von der Arbeit fortlaufen sollte, und eben aus diesem Grunde ließ ich meine gute Minna stundenlang im Wartesaal der Post sitzen; denn um mich nicht zu verfehlen, hatte die treue Seele es vorgezogen, lieber zu warten. Dabei mögen auch vielleicht allerlei trübe Gedanken aufgestiegen sein, „denn was sollte später daraus werden, wenn es jetzt schon so war?“ Minna's Augen und Wangen waren von Thränen gefeuchtet, als ich mich endlich blicken ließ, was mir denn auch pflichtschuldigst leid that. Aber nun war ja Alles gut und der letzte Akt konnte seinen Anfang nehmen.

Da die Zustände Deutschlands in Folge der berüchtigten Kleinstaaterei damals die erbärmlichsten, namentlich überreich an den kleinlichsten Scherereien waren, so nahm es nicht wunder, daß man uns auch in Kassel, als nicht heimathberechtigt, die Trauung verweigerte, ein Hinderniß, welches drohte, wie schon manches andere, abermals, wenigstens vorläufig, einen Strich durch unsere Rechnung zu machen. Diesmal aber wußte Herr St. Rath. Sehr früh an einem Sonntage, gegen Ende Juli, fuhr eine Kutsche vor; ich nebst Fräulein Braut, natürlich mit allen erdenklichen Legitimationspapieren bewaffnet, stiegen ein, St. und ein Schwager von diesem gleichfalls, und fort ging es nach Warburg, einer kleinen westfählischen erzkatholischen Stadt. Wir begaben uns dort in die einzige evangelische Kirche, wurden ohne weiteren Einwand getraut, speisten vergnügt in dem Gasthofe des Ortes und langten spät Abends in

unserer, im selben Hause eingerichteten, freundlichen Wohnung an, wo wir fortan, bei freier Miethe, freiem Brennmaterial und meinen 25 Thalern monatlichen Gehalts, recht angenehm leben konnten.

Daß wir herzlich froh waren, kann sich ein Jeder wohl denken, dennoch freuten wir uns, nachdem so vieles Widerwärtige überwunden, daß es nicht so platt und glatt abgegangen wie bei andern Leuten. Erstens war doch ein bischen Romantik dabei gewesen und dann war es eine Prüfung, die wir rühmlichst bestanden hatten.

Die Schönheiten des Zunftwesens.

In einzelnen Städten Deutschlands und auch in Kassel, herrschte noch beim Handwerkerstande das beengende, alles erstarrende Zopf- und Zunftwesen, dazu kam noch die elende Wirthschaft bei Hofe unter dem Regime des damaligen Kurprinzen, später schäbigsten aller Fürsten, dessen schließliches Ende wohlbekannt ist und ein wohlverdientes war. Es durfte kein Schweinestall gebaut werden, wo „Hoheit" nicht seinen „Senf" dazu gab, also auch an keine Ausdehnung der an sich sehr hübsch gelegenen Stadt zu denken war.

Es sei hier nur eine der wunderlichen Blüthen des Zunftzwanges gezeigt, und der Leser mag selbst urtheilen, ob unter solchen Bedingungen ein Fortschritt auch nur denkbar ist.

Ein junger Mann, geborener Kasselaner, war seine vorgeschriebenen 3 Jahre in der Fremde gewesen, hatte aber gegen die Gewohnheit der wohlhabenden verwöhnten Bürger- und Meister-Söhnchen die Zeit fleißig benutzt und es in seinem Handwerke zu bedeutender Geschicklichkeit gebracht. Das gerade war es, was die versumpften Philister nicht gebrauchen konnten. Man suchte also den jungen Mann, der Meister werden wollte, auch selbstredend ein Meisterstück machen mußte, auf alle Weise hinzuziehen und zu chikaniren, nämlich in der Art, daß man sich immer auf's Neue bemühte, Fehler an seinem Werke zu entdecken. Als dies absolut nicht gelingen wollte,

tüftelte einer dieser verknöcherten Zunftmenschen heraus, daß der Applikant drei Stunden zu wenig in der Fremde, als die Zunftgesetze es vorschrieben, geblieben sei. Und richtig der junge Mann mußte nochmal auf volle drei Stunden in's sogenannte Ausland gehen und sein fehlendes Pensum in einem der Kurhessischen Grenze zunächstgelegenem Dorfe absitzen, nun erst, nach dieser „Sitzung," wurde ihm sein gutes Recht. So geschehen im Jahre des Heils 1842 im steinreichen Kurhessen.

Man ist in der Jetztzeit, vermuthlich aus purer Angst und leider in Berlin, förmlich darauf erpicht, das Innungswesen wieder zu erwecken, und es giebt wirklich viele, scheinbar recht verständige Leute, welche ernstlich glauben, daß sich durch „Zopfgalvanismus" der längst erkaltete Zunftleichnam auf die Dauer wieder beleben ließe. Die Großindustrie hat einen Rachen, der das Handwerk mit dem angedichteten goldenen Boden zu drei Viertheilen bereits verschlungen und auch den Rest bald verzehrt haben wird. Das Maulspitzen hilft da bekanntlich nicht, wo durchaus gepfiffen werden muß. Hat sich eine Institution überlebt, die seiner Zeit heilsam und nützlich war, so ist damit genug geschehen!

Sehr komisch war es, mit anzuhören, wenn sich diese Spießbürger mit ihrer Revolution von 1831 brüsteten, bei welcher Gelegenheit der alte Kurfürst, wahrscheinlich zu seinem eigenen größten Gaudium, fortgejagt wurde, um mit einem jungen schönen Fräulein von Berlepsch seine sibaritische Luderwirthschaft in Frankfurt a. M. noch ungestörter fortzusetzen, als es ihm „Zuhause" möglich gewesen. Der alte Cujon hatte aber dabei nicht vergeblich auf den beschränkten Unterthanen-Verstand seiner lieben Hessen spekulirt und war, als er „Lunte roch," darauf bedacht gewesen, mit seiner werthen Person auch sein ungeheueres Vermögen in Sicherheit zu bringen, was für das ohnehin arme Ländchen ein Schlag war, den es kaum zu überwinden vermochte. Mit einem Worte, an dem alten Sünder war nichts gelegen, aber an dem schönen Gelde lag ungeheuer viel, und das—war futsch!

Eine besondere Liebenswürdigkeit des Residenz-Bürgerthums

war ein fast fanatischer Familienstolz und man kann es deßhalb einem adeligen Abkömmling kaum übelnehmen, wäre er auch selbst keinen Schuß Pulver werth, wenn er sich als etwas Besseres betrachtet wie andere Menschenkinder, nur weil sein Vater der Herr Baron „von Soundso" gewesen. Jedes Mädchen, welches in eine wohlhabendere Familie hinein heirathete als die eigene, oder, was noch zehnmal schlimmer, gar arm war, konnte fest darauf rechnen, daß ihr dieser Streich lebenslang nicht verziehen wurde. Ganz dasselbe geschah auch, wenn der Mann der Eindringling war.

Nun, vielleicht bricht doch noch der Morgen an, wo Menschenwerth allein entscheidet; denn selbst gegenwärtig sind wir noch weit—weit ab von dem Walten positiver Humanität!

Als ich so in einem ruhigeren Fahrwasser dahinschwamm, erwachte auch allmählig bei mir eine Art Geistesleben, das heißt, das Beschäftigen mit Dingen, welche die meisten Menschen kaum zu bemerken scheinen, also achtlos daran vorübergehen. Da ich nun weder durch früheren Unterricht, noch durch späteres Lesen daraufbezüglicher Schriften dazu angeregt wurde, so folgte ich dabei nur einer scheinbar unfruchtbaren, aber doch manche Stunde der Muße angenehm ausfüllenden Neigung.

Die Geheimnisse der Sternenwelt, was ihr glänzender Schimmer beleuchtet und verbirgt, nahm oft mein ganzes Denken gefangen. Menschen und Dinge erschienen mir von Anfang an ein unlösbares Räthsel, und—sind es auch geblieben. Was ich seit vierzig Jahren darüber gelesen, ist ja Alles recht wohlgemeint, wurde mit bewundernswürdiger Verstandesschärfe, mit größter Liebe zu dem Gegenstande, verbunden mit wahrhaft heroischer Ausdauer, niedergeschrieben. Trotzdem sind wir auch nicht um eines Haares Breite der Lösung auch nur Eines der uns umgebenden Räthsel näher gekommen.

Die Astronomen mit ihren erstaunlichen Hilfsmitteln werden es schwerlich je dahin bringen, selbst über die Beschaffenheit des uns, im Vergleich zu anderen Weltkörpern, so nahen Mondes Gewißheit zu verschaffen, denn bis jetzt gehen die Meinungen darüber noch

himmelweit auseinander. Die Naturforschung tastet wie ein Blinder überall an der Schale des eigenen Planeten umher, und obgleich die Bestrebungen ernster Forscher nicht hoch genug anzuschlagen sind, wird doch Alles, was sich unter seiner dünnen Oberfläche verbirgt, zur Hypothese. Das Walten der Natur ist so dicht verhüllt, daß auch das hellste Licht der Wissenschaft schwerlich je in die Tiefen ihrer geheimnißvollen Werkstätte dringen wird.

Die verschiedenen philosphischen Systeme, bis auf Schopenhauer, sind in unzähligen dicken Bänden niedergelegt; aber eine Philosophie, die für das reale Leben völlig unbrauchbar—und das sind alle—ist gewiß von sehr zweifelhaftem Werthe; nur wenn für das praktische Leben nützlich und anwendbar, können solche Werke ihren Zweck erfüllen, und dieser Zweck wäre, eine höhere der Vernunft entsprechende Weltanschauung zu vermitteln.

Allgemein erweiterte Begriffe müßten aber dazu führen, einer erst künftigen Generationen zugutekommenden Universal-Religion die Wege zu bahnen; denn die noch in voller Glorie bestehenden dogmatischen Narrheiten, mit sammt dem ganzen daran klebenden hohlen Ceremonien-Kram, werden doch auch 'mal in ihrer Nichtigkeit erkannt und als schädliche kostspielige Lasten, wie sie es längst verdient haben, über Bord geworfen werden.

Unsere Uebersiedelung nach Bonn am Rhein.

Ohne ein nennenswerthes Ereigniß, außer daß mein Vater gleich anfangs starb und uns zwei derbe Kinder geboren wurden, vergingen drei Jahre. Es hatte uns bis dahin sehr gut gefallen; die großartige Wilhelmshöhe mit ihren prächtigen Wasserkünsten, der schöne Augarten, die Felsenkeller, angenehme Bekannschaften—kurzum, es war durchweg sehr hübsch. Da traf es sich, daß ein junger Arbeiter, der auf einem Dorfe wohnte, dadurch in die tiefste Trauer versetzt wurde, daß ihm seine Frau, die er sehr geliebt hatte, gestorben war.

Ganz in Schwermuth versunken (er starb nicht lange nachher auf

ihrem Grabe), ging er zufällig an dem Hause vorüber, als Herr St. gerade vor der Thüre stand. Der junge Mann möchte wohl, zu sehr beschäftigt mit seinen trüben Gedanken, seinen Brodherrn nicht bemerkt haben, genug, er vergaß, respektvoll seine Mütze abzunehmen. Dieser Versäumniß wegen wurde er entlassen, wogegen ich, da er ein sehr brauchbarer Mensch, dies Verfahren auch ein mir zugestandenes Recht verletzte, entschieden protestirte und mich von meinem Eifer so weit fortreißen ließ, daß ich sagte: „wird Christoph (das war der Namen des Verbrechers,) nicht wieder angenommen, so gehe auch ich, gleichviel was daraus wird!" Als aber das Wort gesprochen, gab es ohne Gefährdung der Ehre kein Einlenken mehr —denn die Gegenrede war:

„Aber—was wollen Sie denn anfangen, wenn Sie von hier fortgehen?!"

„Das ist meine Sache und ist es bis jetzt immer gewesen!!"

Der bereits zum Vize-Onkel avancirte Freund B. hatte immer fleißig gespart, auch zum Glücke keinerlei Neigung gehabt, sich einem weiblichen Wesen anzuschließen. Also auf diese Art wie dazu geschaffen, mit ihm zusammen ein eigenes Geschäft anzufangen; es fragte sich nur—wo? Denn in Kassel war für uns als „Ausländer" nie die geringste Aussicht dazu.

Abgesehen von der Wahl des Ortes, bedurfte es keiner großen Ueberredungsgabe, um das Günstige unserer Situation in das rechte Licht zu setzen, obgleich ich mir selbst gestehen mußte, daß dieses Licht kein elektrisches, sondern eher ein armseliges Talglicht war.

Als Schauplatz unserer künftigen Thätigkeit schlug ich Bonn vor, dachte aber dabei viel weniger an eine günstige Geschäftslage, als an das romantische Rheinland, was zu sehen mein größter Wunsch war.

Freund B. war mit Allem zufrieden und so schrieb ich denn eines Tages an den dortigen Bürgermeister, bittend, uns wissen zu lassen, ob die Aussicht vorhanden wäre, mit unserem Geschäfte in dieser Musenstadt voranzukommen, wenn wir es uns ernstlich an-

gelegen sein ließen. Die bald erfolgte Antwort war sehr freundlich, aber auch vollständig entmuthigend, denn es wurde namentlich darauf hingewiesen, daß schon zwei Vorgänger in unserer Branche dort angefangen, aber ihre Rechnung nicht gefunden hätten.

Das war freilich schlimm—sehr schlimm. Aber ich ließ mich nicht abschrecken. „So," sagte ich, „jetzt wollen wir es erst recht thun—wir werden schrecklich viel arbeiten müssen, wozu wahrscheinlich unsern Vorgängern die Lust und Ausdauer fehlten. Mit Geschick, Fleiß und Sparsamkeit muß man überall Boden gewinnen!!"

„Nun—wenn Du denkst," sagte Freund B., „so können wir ja gehen." Noch heute danke ich ihm diese einfache Zustimmung, denn allein hätte ich es nicht unternehmen können, auch war das bloße Vertrauen zur Sache schon ein kleines Kapital an sich. Wir setzten Beide viel auf's Spiel. Ich—das vorläufige Wohl und Wehe meiner Familie; Freund B. dagegen die Ersparnisse etlicher Jahre.

Natürlich blieb von Seiten St.'s nichts unversucht, um wenigstens Freund B. zurückzuhalten, weil fast vorauszusehen war, daß das Geschäft von Stund an wieder abwärts gehen mußte. Aber Letzterer ließ sich nicht irre machen und reiste, da ihn nichts weiter zurückhielt, auch so schnell als möglich ab. Ich dagegen wollte mit meiner Familie folgen, sobald Wohnung und Werkstatt nothdürftig hergerichtet, zugleich auch um noch Zeit zu gewinnen, einen andern Werkführer herbeizuschaffen; denn es lag keineswegs in meiner Absicht, einem Manne Nachtheile zuzufügen, dem ich mich noch immer zum Dank verpflichtet fühlte. Nein—im Gegentheil, ich arbeitete die letzten 4 oder 5 Wochen, währenddem ich noch in meiner Position verblieb, früh und spät, um meinem Nachfolger, der sich bereits gefunden hatte, jeden möglichen Vorschub zu leisten.

Nichtsdestoweniger wurde mir vom Anbeginn, als mein Fortgehen feststand, von der ganzen Stahlgarten'schen Sippe, wo nicht geradezu feindlich, so doch auf's unfreundlichste begegnet, was mir durchaus nicht unlieb war, denn der sonst gewiß recht schwere, wehmüthige Abschied wurde dadurch in das Gegentheil verwandelt.

Meiner Frau dagegen ging dieser „Umschlag" sehr zu Herzen, denn sie war ja vollkommen unschuldig daran, und gerade ihre Beziehungen zu der Prinzipals-Familie, resp. dem weiblichen Theil derselben, waren sehr angenehmer Art gewesen, es war also natürlich, daß sie nun auch am meisten darunter litt. Es ließ sich auch nicht hinwegdisputiren, daß wir einer durchaus unsicheren Zukunft entgegen gingen und ein großer Theil der voraussichtlichen Lasten zweifelsohne von ihr getragen werden mußte.

Dennoch, die resolute Minna murrte nicht, wie es vielleicht manche andere Frau gethan hätte. Wo einträchtiges Zusammenwirken Alles erleichtert und rascher zum Ziele führt, da werden im Gegentheil Widerreden, Unzufriedenheit, Vorwürfe und leidenschaftliches Lamentiren zur Klippe, an welcher die Thatkraft des Einzelnen scheitert, und es wird da eine Niederlage herbeigeführt, wo bei besonnenem Abwarten und etwas mehr Geduld ein Sieg zu verzeichnen gewesen wäre.

Von nun an schienen die Tage nur so hinzuschleichen, und mir grauete vor jedem neuen Morgen. Da kam der erste Brief von Bonn, dessen Inhalt aber so niederschlagend, so entmuthigend lautete, daß viel dazu gehörte, den so dringend nöthigen Muth aufrecht zu erhalten und nicht noch im letzten Augenblicke wankend zu werden.

Ich antwortete so zuversichtlich, wie ich es irgend glaubte verantworten zu können, besonders darauf hinweisend, daß wenn wir nur erst beisammen wären, auch bald die Sache eine andere Färbung erhalten und es besser gehen würde, aber nur um's Himmelswillen die Courage nicht verlieren! „Aller Anfang ist schwer," u. s. w.

Ein zweiter Brief kam noch, in welchem, und zwar aus sehr triftigen Gründen, in noch stärkeren Tönen Trübsal geblasen wurde, aber es half Alles nichts; wer sich in Gefahr begiebt, kommt nicht immer darin um. Also „man immer druff!"

Der Abend vor unserer Abreise, etwa Mitte Mai 1845, war gekommen, wir saßen müde und erschöpft auf unseren gepackten

Habseligkeiten, (die Möbel hatten wir nahezu verschenken müssen); es mußte daran gedacht werden, das letzte Nachtlager herzurichten, nicht sowohl für uns, denn da war Alles recht, aber weder eine weiche Decke noch Kissen waren zur Hand, um die Kleinen wenigstens erträglich zu betten, deshalb bat die besorgte Mutter den Bruder meiner Prinzipalin, der mit uns in derselben Etage wohnte, ihr für die Nacht nur ein Kopfkissen zu leihen, und—sollte man es für möglich halten?—diese kleine Gefälligkeit wurde in der plumpsten Weise verweigert. Ein Zulukaffer hätte sich solche Jämmerlichkeit nicht zu schulden kommen lassen—und das war ein sogenannter Kulturmensch!

Es fuhren damals eine Art Omnibusse zwischen Frankfurt a. M. und Kassel, auch wir benutzten, schon der Billigkeit wegen, diese Fahrgelegenheit und kamen ohne Unfall in der obengenannten, gleichfalls verknöcherten und verzopften Bundeshauptstadt an; dann, nachdem der Frau und den Kindern die dringend bedürftige Ruhe und Erfrischung zu Theil geworden, begaben wir uns auf ein Main-Dampfschiff, von welchem wir nahe der Mainmündung auf ein Rheinschiff transferirt wurden und nun ohne weiteren Aufenthalt die Reise nach Bonn fortsetzten.

Ich hatte mich unbändig darauf gefreut, endlich die hochromantischen Ufer-Scenerieen des prächtigen grün dahinwallenden Stromes, die von Sagen umwobenen Burgen, Schlösser, Klöster und Kapellen, die lieblichen Bergformationen, die herrlichen Rebenhügel und -Gelände, belebt durch eine ununterbrochene Kette von Städten und Dörfern, bewundern zu können; aber—bange Sorge um die Zukunft ließen keine frohe Empfindung in meinem Herzen aufkommen. Ja—hätte ich hinlängliche Geldmittel besessen, um einem Fehlschlag kühl begegnen zu können, aber so—das gemeinschaftliche Kapital betrug nicht über 300 Thaler, und wie bald waren die ausgegeben!

Als das Boot am Bonner Landungsplatze anhielt, erwartete uns schon Freund B. Er hatte eine passende Wohnung in der Rheingasse, dem „Beethoven-Hause“ gegenüber, gemiethet, aber sein

mündlicher Bericht war ganz dazu geeignet, den letzten Rest von Hoffnung auf Erfolg zu zerstören, und ich sah bald mit eigenen Augen, daß er nicht übertrieben hatte.

Alle gesammelten Erfahrungen wurden nun hervorgeholt, um ausgebeutet zu werden, 14 Stunden täglich gearbeitet und selbst am Sonntag keine Ruhe gegönnt. Die Wohnung war über einem großen Schanklokal gelegen, aber während dreier Jahre haben wir nicht ein Glas Bier darin getrunken. Meine Frau beanspruchte, selbst bei drei kleinen Kindern im darauffolgenden Jahre, keinerlei Beistand, und wirthschaftete so sparsam, daß auch nicht ein Pfennig mehr, als es die Verhältnisse erlaubten, ausgegeben wurde.

Etliche Wochen waren schon vergangen, als wir das erste Viergroschenstück vereinnahmten, welches lange Zeit wie eine Reliquie heilig gehalten wurde.

So war der Anfang—sehr schwer! Aber wir blieben gesund, unsere vorzüglich gute Arbeit führte uns bald von anderen Städten bedeutendere Kunden zu, zum Glücke gingen auch die Gelder regelmäßig ein, und das Alles zusammen genommen bewirkte, daß wir, noch ehe ein volles Jahr darüber vergangen, uns schon ein hübsches Geschäft aufgebaut hatten, und gestärkt an Selbstvertrauen, bereits an Vergrößerung zu denken wagten.

Das Jahr 1846 brachte uns Dreierlei: Erstens, das großartige Beethoven-Fest, wozu sich Gäste aus aller Herren Länder einfanden; Zweitens, das schon erwähnte dritte Kind, einen ganz ungewöhnlich starken Jungen, und Drittens, einen an Qualität und Quantität unvergleichlichen Wein, so daß die geringsten Sorten früherer Jahrgänge nahezu verschenkt wurden, nur um leere Fässer für den „1846er" zu erhalten.

Da wir selbst an den „Beethoven-Fest-Tagen" arbeiteten, so hatten wir Gelegenheit, zu sehen, wie das gläubige Publikum zuweilen angeschmiert wird. In dem „vermeintlichen," wie schon bemerkt, uns gerade gegenüber gelegenen Geburtshause Beethoven's waren ein paar öde leere Stuben, in diese Räume wurde nun in aller Eile eine Menge alten Gerümpels geschafft und dann durch

einen durchtriebenen Cicerone mit etlichen Helfershelfern die fremden Narren herbeigeholt, um diese Scharteken gegen ein gutes Trinkgeld einfach zu besichtigen oder gegen eine angemessene Extravergütung sich von einem absichtlich dazu verstümmelten Gegenstande einen Span abzuschneiden, um denselben später ihren resp. Raritätensammlungen einzuverleiben.

Das darauffolgende Jahr war ein überaus trauriges, die Folgen einer totalen Mißernte des Vorjahres kamen in erschreckender Weise zur Geltung, es war eine Hungersnoth im vollen Sinne des Wortes. Die eklen Abfälle der Kartoffeln in den Stärkefabriken wurden von den armen hungernden Menschen gegessen. Aus allen erdenklichen Surrogaten, sogar mit Beifügung von Baumrinde, versuchte man Brod zu backen. Meilenweit kamen die Leute zur Stadt, um schlechtes Gebäck zum vierfachen Preise zu kaufen, wenn es überhaupt zu haben war; dabei stand der infamste Wucher, der sich ja stets am Marke Schwerbedrängter mästet, in vollster Blüthe.

Als der erste grüne Salat auf den Markt kam, waren halbfaule, von Amerika importirte Kartoffeln und Salat ein nicht zu verachtendes, weil theures Mahl; und das war Alles noch gar nichts gegen die entsetzlichen Zustände, welche im sächsischen Erzgebirge, in den schlesischen Weberdistrikten und in Irland herrschten, wo der Hungertyphus schlimmer als die Pest wüthete. Man muß jedoch dabei in Rechnung bringen, daß Eisenbahnbau und deutsche Dampfschifffahrt noch in den Windeln lagen, also eine dem Bedürfniß entsprechende schnelle Herbeiführung von Lebensmitteln noch zu den frommen Wünschen gehörte.

Aber auch das ging vorüber, um den Vorboten der Revolution Platz zu machen. Es lag förmlich in der Luft—eine ohne sichtbare Ursachen täglich gereiztere Stimmung griff immer mehr um sich. Wo früher nicht nur ein, sondern wenigstens drei Blätter vor den Mund genommen werden mußten, um nicht in Konflikt mit den grundsatzlosen Demagogenriechern zu gerathen, da nahmen die Leute schon keinen Anstand mehr, offen und ohne Scheu ihren Ge-

fühlen, der preußischen Gendarmen-Wirthschaft gegenüber, freien Lauf zu lassen, und das war namentlich in Köln in hohem Grade der Fall.

Das denkwürdige Jahr 1848.

Wie eine Bombe schlug die Nachricht vom Ausbruche der Revolution in Paris am 24. Februar in das deutsche Pulverfaß, deren vorläufiges Resultat in der Absetzung Louis Philipps, dessen schleunigster Flucht und Inaugurirung der Republik bestand, aber auch sämmtliche Kronen und Krönchen auf den dummen und gescheidten Häuptern aller deutschen und anderer Potentaten zum Wackeln brachte.

Bald aber sollte eine näherliegende Sensation das ausgedehnte Lager der Unzufriedenen in Aufregung versetzen.

Die Zustände Oesterreichs waren vielleicht die verrottetsten auf dem ganzen Erdkreis, wozu sein „Nationalitäten-Mischmasch" auch wohl das seinige beitragen mochte; vornehmlich aber trugen die Einflüsse bigotter Weiber, die berüchtigte Metternich'sche Wirthschaft und die geistig fast ohne Ausnahme beschränkten männlichen Repräsentanten des kaiserlichen Hauses dazu bei. Die Besetzung von hohen verantwortlichen Stellen durch die schaarenweis herumlaufenden und dem Volke zur Last fallenden Mitglieder des Hauses Habsburg, deren durchschnittlicher intellektueller Standpunkt oben angedeutet, mußten herbeiführen, daß Oesterreich, an allen Orten und Enden unglücklich, nach dem Jahre 1866 seine Großmachts-Stellung nahezu einbüßte und zu einer Macht zweiten Ranges, wenigstens der politischen Bedeutung nach, degradirt wurde.

So kam der 13. März, an welchem, wie eine Explosion, der Volksaufstand in dem gemüthlichen Wien ausbrach und plötzlich aller Gemüthlichkeit ein jähes Ende bereitete. Erst nach einer langen Reihe blutiger Kämpfe gelang es, durch die Einschließung der Stadt und einen von allen Seiten zugleich stattfindenden An-

griff bedeutender militärischer Streitkräfte, die Kämpfer der Freiheitspartei zu überwältigen, den Aufstand zu dämpfen und die Ordnung nothdürftig wieder herzustellen.

Die Führer und Leiter des Aufstandes, unter ihnen Robert Blum, welche sich nicht mehr vermochten durch die Flucht zu retten, verfielen der ganzen barbarischen Strenge und dem Uebermuthe des Siegers. Kerker und Tod waren das Loos der Unglücklichen, denn mit solchen Bekehrungsmitteln hat das „Vongottesgnadenthum" ja niemals gespart!!

Die Ereignisse begannen nun sich zu überstürzen; der blutige Barrikadenkampf in Berlin, welcher am 18. März seinen Anfang nahm, die ganze Nacht währte und am 19. durch Zurückziehung des Militärs zum Stillstand kam, bildete das nächste Glied in der Kette der Volkserhebungen, welche sich nun wie eine Epidemie über ganz Deutschland fortpflanzten, wo diese, namentlich in Frankfurt a. M. den 18. September 1848, sowie in der ersten Maiwoche 1849 in Dresden, bedeutende Dimensionen annahmen, ja in letzterer Stadt der Zusammenstoß der feindlichen Elemente sich zu einer förmlichen Schlacht gestaltete und dem Blutvergießen erst durch das Erscheinen preußischer Bataillone Einhalt gethan werden konnte.

Nach dieser Abschweifung will ich mich wieder dem freundlichen Bonn zuwenden, denn auch in diesem „kleinen Topfe" gährte und brodelte der „Revolutionskitzel," und besonders Gottfried Kinkel, als Führer der Demokratie, spielte dabei eine hervorragende Rolle.

Ich hatte Gelegenheit, diesen wahren Freiheitsfreund bei einer Bürgerwehr-Nachtwache etwas später besser als vom bloßen Sehen kennen zu lernen und bin jetzt der Meinung, daß Kinkel ein viel zu edler Mensch war, um ernstlich Geschmack an dem Treiben zu finden, wie es sich nicht allein im Geheimen, sondern noch mehr an der Oberfläche zeigte. Alle edleren, wirklich für Volkswohlfahrt schwärmenden begeisterten Führer der damals ganz Europa durchzitternden revolutionären Bewegung—und ich selbst war auch stark davon ergriffen—werden zweifelsohne dasselbe empfunden haben.

Es ist recht schön, recht erhaben und würdig des vergossenen Blutes, „für Freiheit, Recht, für's Vaterland zu streiten!" Aber Diejenigen, welche wirklich gesonnen sind, ihrem Ideale, der ausgedehntesten bürgerlichen Freiheit, jedes Opfer zu bringen, sind am wenigsten geneigt, die Komplicen von Mördern, Dieben und Brandstiftern zu werden. Denn gerade anarchistische Elemente drängen darnach, in bewegten Zeiten an die Oberfläche und zur Herrschaft zu gelangen. Solche Kräfte sind zum Umstürzen und Einreißen vielleicht nöthig, taugen aber zum Ordnen und Aufbauen nimmermehr!

Sind aber solche „Verrunjenirungs-Geister" einmal citirt, dann hält es schwer, sie wieder zu bannen; denn wer ihnen verfallen, dem gelingt es kaum, sich wieder davon loszumachen, und in dieser fatalen Lage befanden sich, außer Gottfried Kinkel, noch viele Andere. Treu zur freiwillig erwählten Fahne halten, ist Ehrensache bei einem richtigen Freiheitsmann, und schon deßhalb, und um sich nicht von den Genossen als Abtrünniger oder Verräther brandmarken zu lassen, mußte ausgehalten werden, bis zu den „Füsilladen" unter den Wällen von Rastatt.

Obgleich ein klarer Blick, Selbstbeherrschung, überhaupt die gesunde Vernunft, aufgeregten Massen gegenüber durchgehends zu Verbrechen, am Volke begangen, gestempelt werden, so glaube ich doch, daß gerade Kinkel durch ruhige Besonnenheit manches Unheil verhütete. Hier ein Beispiel.

In einer stürmischen Volksversammlung, welche in einer großen Halle, noch vom Beethoven-Feste herrührend, stattfand, waren an Stelle der zahmen Lampen oder Lichter, das „Wilde" mehr veranschaulichende, Pechfackeln angebracht, deren blutigrother Schein nicht wenig dazu beitrug, die Versammelten in die richtige „Rujenirstimmung" zu versetzen. Kinkel und Andere waren als Redner angesagt, jedoch einer dieser Andern wollte mit der Rederei nichts mehr zu schaffen haben, sein Herz und Sinn sehnten sich nach—Thaten! Mit furchtbarer, die ganze Halle erschütternder Stimme donnerte er: „Lasset uns gleich—gleich auf der Stelle nach dem Marktplatz ziehen, das Rathhaus dem Erdboden gleichmachen, den Bürgermeister

mit seinem constitutionellen Anhang, den volksfeindlichen reaktionären Professoren, an die Laternenpfähle hängen,"—und ähnliche heitere Vorschläge. Rasender Beifall lohnte den blutdürstigen „Volkstribun," aber Kinkel, der auch seine Pappenheimer kannte, ergriff unmittelbar darauf wieder das Wort und sagte genau das Folgende:

„Mitbürger! Ich denke, wir sind alle Männer von Ehre, laßt uns dem Feinde kühn in's Auge schauen, nicht wie Räuber, unter dem Schutze der Nacht, nein, wie freie Männer, die für ihr gutes Recht den Kampf aufgenommen haben, wollen wir der Welt in's Angesicht blicken! Bürger Kobes hat Recht—die Zwingburg muß fallen—aber am hellen Mittage lasset uns Gericht halten, vor aller Augen soll das Urtheil vollzogen werden, nicht jetzt—das darf nicht sein!!"

Keiner Seele fiel es am nächsten Tage ein, Mord und Brand zu stiften, das konnte Kinkel vorher wissen; daß aber die tolle aufgeregte Menge in derselben Nacht nicht noch großes Unheil anrichtete, war nur dem beruhigenden Einflusse des gemüthvollen Dichters Gottfried Kinkel zu danken—so viel stand fest.

Ich will hier noch hinzufügen, daß ich auch die hochgebildete und, wie ihr edler Gatte, für wahre Freiheit begeisterte Frau Kinkel's kennen lernte, deren Ende ein ungeahnt tragisches war, denn sie stürzte später in London von ihrer im vierten Stock des Hauses belegenen Wohnung auf das Straßenpflaster und blieb auf der Stelle todt. Man sagte, es war Zufall. Nein—es war Heimweh—Sehnsucht nach dem schönen Rheinstrom und dem freundlichen Bonn! Das nebelige „Themse-Babel" konnte nie ihre Heimath werden.

Eine der drolligsten Episoden aus jener „wüschten" Zeit war der „Köll'sche" Barrikadenbau. Die biederen Kölner wollten Berlin durchaus nichts nachgeben und partout einen Straßenkampf haben, aber gerade was der Eine oft heiß ersehnt und trotz aller angewandten Mühe nicht erlangen kann, fällt dem Andern ohne sein Zuthun als reife Frucht in den Schooß, wie es z. B. den heruntergekommenen Italienern mit ihrer nationalen Einigung passirte.

Man baute also in aller Gemüthsruhe in den ohnehin engen krummen Straßen so viele Barrikaden als das zugängliche Material erlaubte und eine vollständige Verhinderung des Verkehrs bedingte. Klugerweise hatte man zum Bau derselben solchen Dingen den Vorzug gegeben, welche beim Kampfe Schutz gewährten und nach der Blutarbeit den Siegern, natürlich dem Volke, einigen Ersatz für die gehabte Mühe boten.

So hatte man denn, abgesehen von den das Skelett bildenden Wägen, die Lücken mit Säcken Kaffee, Fässern mit Häringen, Syrup, Zucker, Butter und Mehl, mit Bergen von holländischem Käse und andern nicht zu verachtenden Stoffen kunstgerecht ausgefüllt, und erwartete nun mit Schmerzen den Angriff der „Prüße."

Diese aber waren schlau; der Kommandant, wohl wissend, daß mit M . . . helden nicht zu spaßen sei, consignirte seine Streitkräfte wohlweislich in den Kasernen, während die „Köll'sche" hinter ihren Barrikaden vor Langeweile fast vergingen und keine andere Aufgabe hatten, als nur ihren unbändigen Muth (?) zu zügeln.

Als dieser Zustand zwei Tage gedauert und kein Soldat, vermuthlich aus lauter Angst, sich hatte blicken lassen, die Nichtkombattanten die Bollwerke in den Straßen auch nicht länger dulden wollten, beschloß man, dieser humoristischen Revolution dadurch ein Ende zu machen, daß in der dritten Nacht Alles, was irgend im Haushalt verwend- und genießbar, von den Barrikaden-Kämpfern weggeschlept wurde und es den ruheliebenden Bürgern überlassen blieb, die ungenießbaren Hindernisse vollends aus dem Wege zu räumen.—So endete die glorreiche „Köll'sche" Revolution.

Weil während dieser Periode stets an verschiedenen Punkten zugleich „Geschichte" gemacht wurde, so entschuldigt es sich wohl von selbst, daß die Begebenheiten nicht in logischer Reihenfolge erzählt werden, auch Fernerliegendes eben nur mit wenigen Worten eingeschaltet wird. Zudem schreibe ich nicht Geschichte, sondern berühre nur dasjenige, was, wie ich annehme, deßwegen zur Sache gehört, weil es meine Theilnahme, mein Denken und Fühlen in Anspruch nahm.

Am 23. Juni war in Paris wieder ein furchtbarer Aufstand zum Ausbruch gekommen, welcher drei Tage währte, während dessen auch der Erzbischof von Paris erschossen wurde. Man hatte zwischen Februar und Juni in dem „Herzen der Welt,“ wie der selige „Hugo“ Frankreichs Hauptstadt zu tituliren beliebte, die verrücktesten sozialen Experimente angestellt und durch Errichtung der National-Werkstätten dem völkerbeglückenden Wahnsinn die Krone aufgesetzt. Es lag dabei die Idee zu Grunde, die Regierung, resp. den Staat, zu einem ungeheuren Fabrikanten zu machen, mit der Verpflichtung, jeden Menschen, der arbeiten will und kann, zu beschäftigen, ihn anständig zu bezahlen und natürlich auch dafür zu sorgen, daß die Unmasse des so erzeugten Fabrikates für gute Preise jederzeit einen Markt fand. Man ersieht daraus, welche Mißwirthschaft in den Hirnkästen vieler Weltverbesserer zu Hause sein muß.

Dieser letzte Kampf galt nun der Introduktion der „rothen Republik,“ das heißt der „Commune,“ dem allgemeinen Rauben und allgemeinen Todtschlagen. Diese menschenfreundliche Absicht wurde indeß von den besseren Elementen nach blutigem Kampfe vereitelt, die Ordnung siegte, und nachdem man es mit verschiedenen Präsidenten auf kürzere Zeit versucht, blieb das französische Volk an dem berüchtigten Abenteurer Louis Napoleon hängen, der ihm nichts als einen großen Namen und große Charakterlosigkeit zu bieten vermochte, eben deßhalb auch nur so enden konnte, wie er wirklich geendet hat.

Wir hatten, nachdem wir drei Jahre in der Rheingasse gewohnt, eine größere und bessere Localität auf der Sandkaule bezogen und waren trotz aller Wirren und Unruhen stetig, wenn auch zuweilen langsamer, vorangekommen. Auch ein dritter Sohn, unser viertes Kind, wurde uns geboren und zwar gerade in dem Momente als unzählige Böllerschüsse dem Rheinufer entlang verkündeten—es war am 6ten August 1848—daß der vom Frankfurter Parlament zum Reichsverweser erkorene, bekanntlich herzensgute, aber ein bischen einfältige Erzherzog Johann von Österreich (ohne Land) auf seinem

Zuge nach Köln an Bord eines reichbeflaggten Dampfbootes bei Bonn vorüberfuhr. Der gute Mann, der buchstäblich das fünfte Rad am Wagen war, hatte leider nicht eingesehen, daß er sich durch Annahme dieser hohlen überflüssigen Würde herzlich lächerlich machte. Lange dauerte es auch nicht, so war es mit der „Verwesung" schon wieder vorbei und der Schwachkopf dankte gewiß seinem Schöpfer, als er ungehindert dahin gehen konnte, wo er hergekommen, nämlich nach Tyrol zu seiner Frau, einer ehemaligen Postmeisters-Tochter. Dort, sorgen- und thatenlos, beschloß dieser gelungene Erzherzog auch, fern von dem Geräusche der Welt, seine Tage.

Ungarn—Der Baden'sche Putsch—Ernst Mahner und Kollege Brenner.

Sehr ernste Ereignisse, welche freilich Deutschland unberührt ließen, aber doch die Aufmerksamkeit ganz Europa's auf sich lenkten, bereiteten sich gegen Ende des Jahres in Ungarn vor. Das ungarische Volk lehnte sich gegen die gemeinsame Verwaltung mit Oesterreich auf, verlangte eine selbstständige nationale Regierung und griff, als ihm diese auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen nicht gewährt wurde, zu den Waffen, um damit seinen Forderungen Nachdruck zu verschaffen. Es kam zum Kriege, und erst nach einer Reihe von Schlachten, welche zum Theil für Oesterreich unglücklich verliefen und wodurch die Gesammtmonarchie ihrem Zerfalle nahegebracht wurde, eilte Rußland zum Beistande herbei, aber gewiß nicht um den Kaiserstaat zu retten, sondern den unterdrückten Polen die Lust zu verleiden, es dem Nachbarvolke gleich zu thun.

Die Bedeutung dieser Insurrektion läßt sich am leichtesten daraus entnehmen, daß von ungarischer Seite im Ganzen gegen 200,000 Mann mit 400 Kanonen in's Feld geführt wurden, denen eine Armee von über 300,000 Mann mit 600 Geschützen gegenüber stand.

Durch Uebermacht besiegt, war der schließliche Ausgang dieses Kampfes ein höchst trauriger. General Görgey, der ungarische Oberfeldherr, durch die äußerste Noth gedrängt, streckte am 13. August 1849 bei Vilagas vor den Russen bedingungslos die Waffen. Diese Thatsache benutzten die Sieger, um nun nicht Milde, sondern die Rache im ausgedehntesten Maße walten zu lassen. Mit wenig Ausnahmen wurden in der Festung Arad die hervorragendsten Führer der sog. Rebellen dem schmachvollen Tode des Hängens oder, wenn ein Schein von Gnade waltete, dem ehrenvolleren Erschießen geweiht. Tausende Anderer wanderten in die Gefängnisse, wurden in die Verbannung getrieben oder sonstige Strafen, welche dynastischen Machthabern zu Gebote stehen, über sie verhängt.

Kossuth, dem großen Agitator, war es gelungen, zu entfliehen, und habe ich etwa zwei Jahre später seiner Ankunft hier auf amerikanischem Boden beigewohnt, wo ihm von seinen Gesinnungsgenossen ein festlicher Empfang bereitet wurde.

Wodurch Deutschland wieder sehr beunruhigt wurde, das war die im Frühjahr 1849 in Scene gesetzte badische Revolution, mit einem Polen „Mieroslawsky" an der Spitze, welche viel Blut kostete, viele Menschen, und darunter sehr brave tüchtige Männer, sammt ihren Familien in die Verbannung, tausende in die Gefängnisse und nicht wenige in den Tod trieb. Wie kraftvoll auch diese Erhebung war, geht schon daraus hervor, daß zur Zeit an die 100,000 Streiter mit 200 Kanonen daran Theil nahmen. Auch hier waren es preußische Truppen, die den Aufstand niederwarfen, welcher, im Falle des Erfolges, Deutschland wahrscheinlich zur Republik gemacht und in einen langwierigen Bürgerkrieg gestürzt haben würde. Statt dessen folgte Ruhe und—die niederträchtigste Reaktion!

Wie die Verhältnisse heute nach 37 Jahren liegen, und wie groß auch der Ruhm und die Machtstellung sein mögen, welche Deutschland so schwer erkämpft hat, so wird doch die immer unerschwinglicher werdende Steuerlast, bedingt durch die alle Grenzen überschreitenden Heeresvergrößerungen der tonangebenden Staaten Europa's und die den Armeen gewidmete Sorgfalt, wogegen alles Nützlichere zu-

rückstehen muß, schließlich zu d e m führen, was man überall durch die drückendsten Maßregeln ängstlich zu verhüten sucht—zu einer Alles umwälzenden sozialen Revolution!

Je größer, bedeutender und reformirender geschichtliche Vorgänge sich in ihren Folgen erweisen, desto längere Zeit nimmt es, ehe die Vorbedingungen im vollen Umfange vorhanden, um entweder zu einem unaufhaltsamen Rückgange oder zu erhöhter Bedeutung, größerer Kraftentwicklung und Lebensfähigkeit einer Nation zu führen. Man braucht deßwegen kein Prophet zu sein, um anzunehmen, daß die riesigen Friedens-Heere den Völkerfrieden unaufhörlich bedrohen und nach einer zu langen Periode der Ruhe, durch Thatenhunger getrieben, die eigene Mutter zerreißen werden.

Ein wunderlicher Heiliger, welcher zu eben dieser Zeit, von den Strömungen des öffentlichen Lebens unberührt, seine eigenen Wege ging, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es war der Mäßigkeits-Apostel Ernst Mahner (sein richtiger Name war Schlemmer). Er ging einher in grobem härenem Gewande, welches durch einen um die Hüften geschlungenen Strick zusammengehalten wurde, mit plumpen rindsledernen Schuhen an den Füßen und einem breiten Barett auf dem Kopfe. Dazu trug er bis auf die Schultern herabhängendes Haupthaar und einen bis auf die Brust reichenden, wallenden Bart. So zog er umher, predigend vor allem Volke in den Städten und auf dem Lande, auf Bergen und in den Thälern das Evangelium der Mäßigkeit, die Grundsätze seiner Ur-Gesundheitslehre und die sichere Errettung vom Bösen durch „Fasten, Wasser und Geist!"

War sein letztes Wort verklungen, so zog er unter seiner Kutte ein Päckchen zusammengerollter Papiere hervor; es waren die zwölf Gebote, der kondensirte Inhalt seiner Gesammt-Lehren in Form der jüdischen Gesetztafeln, wie diese der pfiffige Moses auf dem Berge Sinai von Jehova höchst eigenhändig empfangen haben will. Auf grauem Papier, mit holperigen altdeutschen Schriftzeichen, von dem Reformator selbst geschrieben, bot er diese „Heilige Schrift" seinen Zuhörern für ein „Kastemännchen," zu deutsch 2½ Silber-

groschen, an und fand zu seiner Freude stets etliche mitleidige Abnehmer. Der Kuriosität wegen will ich hier Eines dieser Gebote, das Fünfte, den Tabak betreffend, und vom Original copirt, folgen lassen:

„Wirf mit hochsinnigem Abscheu von Dir
„Das—gift-stinkende Tollkraut!

„Es macht schwarz und mürbe deine Zähne, unrein deinen „Speichel, trocken deinen Leib, scharf dein Blut, stumpf deine Nerven, „schmutzig deine Nase, stinkend deinen Hauch, und umnebelt dir's „Hirn.

„O heilige Natur vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was „sie thun!!"

Daß unter alle dem Unsinn nicht nur ein Körnchen, sondern sogar „ein Korn" Wahrheit steckt, kann trotzdem schwerlich geleugnet werden.

Ich lernte diesen Reformator etwas genauer kennen und fand, daß bei allen Sonderbarkeiten recht viel Vernünftiges, aber größtentheils auch gänzlich Unausführbares zu Grunde lag. Diese Gattung Weltbeglücker laboriren durchweg an derselben Schwäche, die goldene Mittelstraße ist ihnen ein Gräuel und die kranke Vernunft entschieden lieber als die gesunde. Es sind Fanatiker, die sich nur in Extremen gefallen, vielfach sogar, wie die verrückten Temperenzler in England und Amerika, zu den infamsten geriebensten Heuchlern zählen, wie es sich täglich schlagend beweisen läßt.

Von Ernst Mahner hörte ich erst nach vielen Jahren wieder; er sollte es bis zum Range eines Professors der Hungerleiderei gebracht haben, denn man sagte, daß es ihm schließlich gelungen, 50 Tage hintereinander zu fasten, das heißt, während dieser Zeit keinerlei Speise zu sich zu nehmen. Im kleinen Maßstabe konnte er sich schon vordem als Hunger-Virtuos, aber noch mehr als Temperatur-Verächter bewundern lassen, denn er ist im Winter bei Köln über den dort 1100 Fuß breiten Rheinstrom inmitten von Eisschollen geschwommen, ohne sich auch nur einen lumpigen Schnupfen dabei zu holen.

Ich komme nun, wie früher angedeutet, nochmal auf meinen Kollegen Theodor Brenner zurück, der—es waren darüber sechs Jahre verflossen—die schon recht bedeutend gewordene Fabrik im Kölner Gefangenenhause leitete.

Die Stelle hatte sich in pekuniärer Beziehung als eine ausgezeichnet lohnende erwiesen. Ein schöner Gehalt und noch manche Nebeneinkünfte waren wohl dazu geeignet, sich damit zu begnügen. Aber—namentlich in die Frau war so eine Art Hochmuthsteufel gefahren; den Geruch von Kaffee, bekanntlich ein recht belebender, angenehmer, konnte ihre verwöhnte Nase vorgeblich nicht mehr vertragen; Bekannte mußten schon einen Titel haben, wenn sie konveniren sollten. Gewöhnliche Zimmer hatte man auch nicht mehr, sondern bereits einen „Salon,“ auch kein Kindermädchen, nur noch eine „Bonne.“ Aber woran man nicht gedacht hatte, das war: sich durch etwas mehr Bildung solchen Verhältnissen anzupassen, anstatt sich durch Nachäfferei lächerlich zu machen.

Bei Letzterem allein wäre nun nichts Bedenkliches gewesen, denn „Selbst-Bildungstrieb“ ist nicht Jedermanns Sache, auch läßt sich ja, ohne den Geist besonders zu beschweren, immer noch recht gut und vernünftig leben.

Mehr als thöricht aber ist es, wenn Leute, welche sich ohnehin in guten Verhältnissen befinden, es Solchen nachthun wollen, deren Rang und bedeutenderes Einkommen höhere gesellschaftliche Verbindungen erlauben und bedingen, obgleich der ganze hohle Kram auch nicht einen Pfifferling werth ist.

Um dem jämmerlichsten Dünkel zu fröhnen, wird nun zu Mitteln gegriffen, für die man nachsichtigerweise die Bezeichnung „Unregelmäßigkeiten“ erfunden hat. Allerdings gehören Stehlen und Betrügen nicht zu den Regelmäßigkeiten; wäre dies der Fall oder könnte es jemals sein, so würde die Beschreibung einer solchen Zukunfts-Stadt etwa lauten, wie folgt: „Diebsfeld ist jetzt eine der blühendsten Städte des Landes und beherbergt in seinen 3000 Zucht- und 5000 Wohnhäusern bereits eine ehrliche und Spitzbuben-Bevölkerung von weit über 200,000 Seelen!“ u. s. w.

Brenner verlor also seine Stelle und konnte von Glück sagen, daß man ihn, aus purer Rücksicht für seine Familie, unbehelligt ziehen ließ. Trotzdem hatte er sich gut vorgesehen und noch genug erübrigt, um ein ziemlich ansehnliches Ladengeschäft zu kaufen, aber leider ein solches, das lange Erfahrung und gründliche Waarenkenntniß erforderte, um mit Vortheil betrieben zu werden. Es währte auch unter solchen Umständen nicht lange, so blieb dem guten Manne nichts übrig, als das Geschäft möglichst hoch zu versichern, was um so vortheilhafter erschien, weil eine Menge Fächer in den Regalen bereits leer, aber stillschweigend als noch gefüllt betrachtet wurden.

Wirklich trat kurz darauf der glückliche Fall ein, daß mitten in der Nacht unerklärlicher Weise im Laden Feuer ausbrach, der Brand aber unverantwortlich schnell gelöscht und aus allerlei Anzeichen angenommen wurde, daß sich der Besitzer selbst den kleinen Scherz erlaubt hatte, vielleicht gar mit dem verzeihlichen Hintergedanken, seinen herabgekommenen Finanzen durch die erwartete Versicherungssumme wieder auf die Beine zu helfen. Statt dessen war das Ende von der Geschichte, daß seine Frau mit etlichen Kindern dadurch in's Unglück gestürzt und er selbst unfreiwillig nach derselben Staats-Anstalt spedirt wurde, wo er früher freiwillig gewesen. Wie lange ihm Zeit gegeben wurde, zwischen den düsteren Mauern, hinter den vergitterten Fenstern über die Wandlungen des Schicksals nachzudenken, weiß ich nicht. Auch in späteren Jahren hörte ich nichts mehr von Theodor Brenner.

Ich kann nicht umhin, an diese kleine Episode noch folgende Betrachtungen zu knüpfen. In diesem, wie in allen Fällen, gleichviel welchen Charakters, ist leicht nachzuweisen, daß wir es hier mit einer unerbittlichen Logik, einer mit mathematischer Genauigkeit eintretenden Konsequenz der Thatsachen und dem innigsten Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung zu thun haben, wie diese im Leben des unbedeutendsten Menschen sowohl, wie in der Geschichte der Völker sich unablässig wiederholen.

Ob aber der Einzelne oder die Nation für ihr Thun und Handeln gerechterweise verantwortlich gemacht werden können, ist eine andere, für jeden wirklich denkenden Menschen nicht zu beantwortende Frage.

Ein untrügliches Sympton oberflächlichen Denkens ist die unbedingte Annahme eines freien Willens, obgleich es naheliegt, daß, wenn beim Zusammenleben vieler Tausende sich der vermeintliche freie Wille des Individuums Geltung verschaffen würde, oder könnte, jede Gemeinschaft zur Unmöglichkeit werden müßte.

Die aufeinanderplatzenden „freien Willen" der entgegengesetztesten Art würden genau zu denselben Resultaten führen, wie sich gegenseitig und unter allen Umständen die ungeschminkte Wahrheit sagen. Wie das Eine, selbst nur vorübergehend, undurchführbar, so verhielt es sich auch mit dem Andern. Wie unser freier Wille nicht immer ein nur das Gute, Vernünftige bezweckender wäre, so könnte auch, was vom Standpunkte des Einen als heilige Wahrheit erscheint, nach jeweiliger Auffassung dem Andern als gröbste Beleidigung gelten, mithin müßten Konflikte über Konflikte die unausbleibliche Folge sein. Die menschliche Unvollkommenheit läßt dergleichen absolut nicht zu!

Es ist uns Menschen ein Conglomerat von Eigenschaften, bestehend in Mängeln und Vorzügen, angeboren, ganz abgesehen von der allesüberwiegenden Bedeutung des Ortes und der Familie. Die Summe dieser Anlagen ist es, welche unser Denken, Reden und Handeln bedingt. Jeder ernstlichen Willensäußerung muß das Bewußtsein „des Könnens" zu Grunde liegen, andernfalls wäre ein Wollen ohne Können barer Unsinn.

Ein Despot thut scheinbar was er will—also gut. Es bedürfte nur eines Winkes von seiner Hand, um einen Menschen, der das Unglück hatte, seinen Zorn zu reizen, dem Henker zu überliefern; aber auf dem Seelengrunde des Tyrannen glüht doch ein Fünkchen Menschlichkeit. Dieses Fünkchen leuchtet im entscheidenden Momente heller auf, es vernichtet den despotischen Willen, und—der überwundene Tyrann spricht: „Gehe hin—du

bist frei!!" Er wollte es, und konnte es auch, aber—eben dieses Fünkchen—ließ es nicht zu.

Nun giebt es naive Menschenkinder, welche solchen Behauptungen gegenüber stets dieselbe Entgegnung haben: „Ja, dann dürfte auch kein Verbrecher, überhaupt Niemand bestraft werden, wenn man solche Ansichten gelten ließe. Er handelte doch nur seinen Eingebungen gemäß, an welchen er durchaus unschuldig ist, mithin die größte Ungerechtigkeit, einem Menschen dies durch mehr oder minder harte Strafen entgelten zu lassen." Das wäre auch vollkommen richtig, besäßen wir nicht den mächtigen, uns von der Natur eingepflanzten Selbsterhaltungstrieb. Dieser, alle andern überwiegende Trieb zwingt uns einfach, jedes Hinderniß zu bekämpfen oder gewaltsam aus dem Wege zu räumen, wodurch unsere Entwickelung als Staat gehemmt oder unsere Existenz als Individuum bedroht wird. Gewalt und Gesetz kümmern sich nicht um die geheimnißvollen Ursachen und Zwecke des Daseins, sondern thun dasselbe, was auch der Gärtner thut: roden das Unkraut aus, damit Nutzbringendes besser gedeihen kann. Mit einem Worte, was von uns kurzsichtigen Geschöpfen als Uebel erkannt, wird verfolgt und unschädlich gemacht, obgleich seine Berechtigung, zu existiren, nicht bezweifelt werden sollte.

In gleicher Lage hatte sich auch Freund Brenner befunden. Triebe, über welche er keine Kontrolle besaß, drängten ihn zum Verderben, und er hatte die ganze Schwere der Folgen zu tragen, gleichviel wie entschuldbar er sein mochte.

Wer nun im Stande ist, das Obengesagte rein objektiv in Erwägung zu ziehen, wird bald Menschen und Dinge mit andern Augen ansehen, sich selbst genauer prüfen und Andere gerechter beurtheilen lernen. Mit dieser Erkenntniß macht er sich den moralischen Nutzen einer Philosophie zu eigen, welche das einzig haltbare Fundament aller religiösen Bekenntnisse bildet.

Der vernünftige Mensch soll auch Vorzüge nicht als Verdienst betrachten, sondern als ein ihm blindlings zugefallenes Gut, und zum Danke dafür für sich und seine Nebenmenschen den besten Ge-

brauch davon machen. Deßwegen bedürften große hervorragende oder einfach edle Thaten keiner besonderen Anerkennung, denn sie tragen ja den Lohn in sich selbst, aber eine schöne menschliche Eigenschaft, „die Dankbarkeit," will sichtbar und dauernd belohnen, aus diesem Grunde setzt ein Volk seinen wirklich großen Männern, aber leider auch Schein-Größen, Denkmäler von Erz und Stein!

So kam das Jahr 1850 mit seiner immer mehr umsichgreifenden Reaktion heran, und auch dieses sollte ohne eine unheildrohende Wolke nicht vorrübergehen. In Hessen-Kassel, wo die Stänkereien und Zänkereien bereits chronisch geworden, war zur Veränderung 'mal wieder ein Verfassungs-Streit ausgebrochen, wobei der für Deutschland stets unheilvolle Einfluß Oesterreichs sich dadurch geltend machte, daß Letzteres dem viel näher liegenden und weit berechtigteren Eingreifen Preußens durch sein eigenes Einschreiten feindlich entgegen trat. Ueberhaupt war es zu jener Zeit eine Maxime der meisten südlichen und mittleren Kleinstaaten, sich bei jeder Zumuthung preußischerseits sogleich hinter Oesterreich, das sich kaum selbst helfen konnte, zu verkriechen.

Auch am Frankfurter Bundestag—die permanente Schmach Deutschlands—hatte Oesterreich stets einen gefügigen Rückhalt, und so suchte der moderige Kaiser-Staat jede Gelegenheit wahrzunehmen, um sein erbleichendes Ansehen wieder etwas aufzuputzen, was aber nur durch Verewigung der deutschen Zerrissenheit bewerkstelligt werden konnte.

Ein Korps Baiern mit einer kleinen Abtheilung Oesterreicher rückte heran, um den vermeintlichen Rechten des damaligen Kurfürsten, nach der Wiener Auffassung, und von der andern Seite ein preußisches Korps, um der Berliner Anschauung Geltung zu verschaffen. Ehe es aber thatsächlich zum „Klappen" kam, sich auch nicht absehen ließ, welche Dimensionen die weitere Entwickelung dieser Affaire annehmen würde, oder konnte, so wurde in Eile eine Mobilmachung des ersten Aufgebots der rheinischen Landwehr, wozu auch ich und Onkel B. gehörten, angeordnet. Wir wurden dadurch

plötzlich genöthigt, ohne weitere Vorbereitungen unsere kleine Fabrik zu schließen, statt Pinsel und Polirstein den Schießprügel in die Hand zu nehmen, um—vielleicht nicht wieder zu kommen.

Eine solche Einberufungs-Order wirkt wie ein Blitz aus heit'rem Himmel, es giebt auch keine Zeit zum Besinnen, denn innerhalb 24 Stunden ist man in der Regel schon auf dem Marsche. Ich kam nach Brühl, drei Meilen von Bonn, und der Onkel nach Koblenz zu einem Garde-Landwehr-Regiment. Wie aus dem Boden gestampft, wimmelte es bald überall von Soldaten, was, wenn man selbst nichts damit zu thun hat, mitunter recht interessant werden kann.

Die Bestürzung und Besorgniß, welche in den durch diese Maßregel betroffenen Kreisen hervorgerufen wurde, war natürlich keine geringe, denn es giebt zu viele Familien, wo, wenn der Erwerb auch nur einen Tag ausbleibt, am zweiten schon Mangel eintritt.

Glücklicherweise ging der Sturm, gipfelnd in dem zwischen Preußen und den Bundestruppen stattgehabten Zusammenstoße bei Bronnzell, in der Nähe von Hanau, wobei es, trotz aller Vorsicht doch etliche Verwundete gab, bald vorüber und die Friedenspfeife konnte bis auf Weiteres wieder angezündet werden.

Ich selbst war, in Folge der bewunderungswürdigen Energie Wilhelminens, welche den Commandeur meines Regiments so lange um meine Entlassung bestürmte, bis ihr edler Zweck erreicht war, schon nach 8 oder 10 Tagen wieder ein freier Mann geworden; wogegen Onkel B., der zu seinem größten Schaden keine liebende Gattin zum Beistande hatte, alle Schrecken dieses Feldzuges mit durchmachen und volle 4 Wochen in Koblenz nebst Umgegend herumlungern mußte. Daß der Krieg, nachdem die Waffen ruhten, von den Diplomaten noch lange, selbst noch bis über die „Neujahrs-Grenze" fortgesetzt wurde, versteht sich bei diesen wichtigthuenden Kleinigkeitskrämern von selbst.

Nun hatte ich aber das ganze deutsche Reich dicksatt bekommen, kaufte ein dickes Buch, worin über alle Geschäftsverhältnisse in

Amerika wahrheitsgetreu, wie es sich später herausstellte, Auskunft ertheilt wurde, durchlas es eifrig und—„Nach Amerika!!" lautete der neue Schlachtruf—im Kampfe um's Dasein.

Gelungener Abschied von Bonn.—Die Reise nach Amerika!

Wir hatten in Bonn nicht allein eine sichere Stellung, die Achtung unserer Mitbürger, sondern auch eine lohnende Kundschaft, welche sich fortwährend ausdehnte, errungen; auch bereits die Mittel erübrigt, eine Auswanderung nach Amerika riskiren zu können, ohne befürchten zu müssen, in New-York, wohin wir gehen wollten, zu bald auf dem Trockenen zu sitzen. Wirkliche Unfälle wurden dabei natürlich nicht in Anschlag gebracht, sondern ein entschieden normaler Verlauf des Unternehmens angenommen.

Für den einzelnen Mann wäre diese Reise nur ein Kinderspiel gewesen, wir aber waren eine kleine Kolonie und bestanden, nach genauer Zählung, aus 11 Köpfen, indem noch, außer einem Dienstmädchen, zwei Gehilfen und zwei vielversprechende Lehrlinge mitgenommen wurden, welche partout unser Schicksal theilen wollten.

Da ich wieder der Urheber der ganzen Geschichte, so war ich mir auch der großen Verantwortlichkeit bewußt, welche ich dadurch auf mich lud, daß ich voraussichtlich meine Familie mit allen Wurzeln und Fasern aus dem vaterländischen Boden riß, um—ja warum denn?!—in einem fremden Lande vielleicht ein minder glückliches Leben zu führen, als es in der alten Heimath der Fall gewesen wäre. Aber wer kann in die Zukunft sehen? So lange wir jung sind, ist es das Neue, das Ungewöhnliche, was uns reizt und anzieht; wir wollen mehr von der Welt hören und sehen, uns Erinnerungen schaffen, damit wir im Alter daran zehren und nicht unwissend zu schweigen brauchen, wenn Andere reden.

Und ist das etwa nicht wahr? Sind nicht in der Erinnerung selbst der herbste Kummer, der größte Schmerz, die tiefste Trauer gerade diejenigen Momente unseres Lebens, bei denen wir, wie an den Gräbern theuerer Hingeschiedener, oft, in stiller Nacht, am meisten und liebsten verweilend, unsere heiligsten Thränen vergießen.

Es ist namentlich das melancholische Temperament, für welches ein Vorwand zur Gedankenvertiefung, das Beschäftigen mit vergangenen düsteren Lebensphasen fast ein Bedürfniß ist und, so wunderbar wie es klingen mag, zur Quelle seelischer Genüsse, im Falle eines Schuldbewußtseins aber auch zur größten Marter werden kann.

Nicht allein jetzt, sondern auch in längstvergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden gab es Perioden, wo die Menschen von einer ungestümen Sehnsucht nach dem Fernen, Fremden erfüllt wurden. Ganze Völker befiel eine unerklärliche Wanderlust; wie blind erschienen sie zuweilen auch gegen die „Vorzüge" des eigenen Landes, und doch glückt es auf fremdem Boden im Verhältniß zu der großen Zahl nur Wenigen, das zu finden, was sie suchten. Und warum ist es so?! Weil auch dieser Zug, dieser Hang zur Veränderung, zu den Existenzbedingungen, zu den Schicksalen der Völker gehört!

Die Idee der Auswanderung fand von Seiten Onkel B.'s, meines Compagnons, keinen Widerstand, was in diesem Falle doppelt erfreulich war; denn hat man sich erst dergleichen in den Kopf gesetzt, so ist es nicht wieder herauszubringen, zudem galt die Zustimmung schon als Vertrauensvotum, weil wir die erste Uebersiedelung zu bereuen nicht nöthig gehabt hatten.

Meiner tapferen Minna mit ihren 4 Kindern hätte man es aber nicht verdenken können, wenn sie gegen derartige Pläne entschieden Front gemacht hätte; wenn man in Betracht zieht, daß eine gesicherte Lebenslage, die angenehmsten sozialen Beziehungen, eine hübsche Stadt, das an Naturschönheiten so überreiche Rheinland, überhaupt so schwer Errungenes auf immer vernichtet und verlassen und gegen Ungewisses, glücklichenfalls nur einseitig Besseres vertauscht werden

sollte. Weil aber das Nöthigste, was wir zu einem Erfolge bedurften, ein einträchtiges Zusammenwirken war, so schwand jedes weitere Bedenken und es konnte zur Ausführung geschritten werden.

Auf einem amerikanischen Segelschiffe, der „South Carolina," welche bei Rotterdam lag, (mit der deutschen Ocean-Dampfschiffahrt sah es noch sehr trübe aus,) wurde Passage genommen und am 12. April 1851 verließen wir die uns so liebgewordene Stadt.

Wir waren, wie ich glaube, die erste Familie, welche von dort auswanderte, deßwegen die Sensation und Theilnahme auch eine von uns unerwartete. Unsere beiden ältesten Jungen hatten hohe Stiefel an, woran zierliche Sporen befestigt waren, bunte Studentenmützchen auf den Köpfen, kleine Tornister auf dem Rücken und Stöcke in den Händen. Als wir unsere Wohnung verlassen und die nahe Josefstraße herunter marschirten, wurden wir aus allen Häusern angerufen, überall sollten wir noch eine letzte Tasse Kaffee, ein letztes Glas Wein zum Abschiede trinken, dazu ein Händeschütteln und Glückwünschen ohne Ende. Eine große Ueberraschung war uns aber noch vorbehalten, als wir uns der Brücke näherten, wo ein Dampfboot der Niederländischen Gesellschaft angelegt hatte, um uns aufzunehmen. Dort war uns zu Ehren ein Musik-Korps aufgestellt, welches geeignete Weisen spielte, und eine Menschenmenge versammelt, welche den ganzen Quai bedeckte, um unserer Abfahrt beizuwohnen. Der Kapitän, der wunder denken mochte, was für bedeutende Thiere wir waren, erschien nun selbst auf der Brücke, bot meiner vor Rührung weinenden Wilhelmine galant den Arm, schritt mit ihr voran und führte sie in den Salon—wir Andern alle wie die Hämmel hinterdrein; noch verschiedene donnernde „Hochs!" begleitet von Böllerschüssen und Tücherschwenken, und das Schiff bewegte sich der Mitte des Stromes zu, dann, wie im Fluge die Wellen durchfurchend, entschwand die heitere Musenstadt bald unseren Blicken.

Nachdem in Köln und Arnheim übernachtet, legte der Dampfer zeitig, am dritten Tage der Fahrt, bei Rotterdam an, und hier gab es schon mancherlei zu sehen, was für uns Binnenlandbewohner

neu und deßhalb interessant war. Trinkbares Wasser erhielten wir in dieser Stadt der Kanäle nicht; Thee und nichts als Thee—ich hätte dort nicht mögen todt sein, vielweniger lebendig.

Ein Trost war es, daß die „Theeerei" nicht lange dauerte, denn, nachdem einige hundert Zwischendecks-Passagiere mit allen ihren Habseligkeiten verladen, auch unsere kleine Karavane mit Jeglichem, was irgend nöthig erschien, versorgt und in der Kajüte untergebracht, eine Menge Wasserfässer zu guter letzt gefüllt waren, wurde der Anker des uns riesig erscheinenden Dreimasters von nur 800 Tonnen Tragfähigkeit gehoben, dann ein mit Schleusen versehener Kanal passirt und am 18. April das offene Meer, die Nordsee, erreicht.

Vorher hatten wir noch Gelegenheit gehabt, die holländischen Damm-Bauten zu bewundern; überall sieht man dem Meere abgerungenes Land, aber durchweg tiefer als der Wasserspiegel liegend, mit äußerst reinlichen schmucken Häusern; schöne Grasflächen, mit so wohlgenährtem darauf weidendem Vieh, wie es sicherlich nirgendswo in der Welt besser anzutreffen ist.

Ein nach unseren Begriffen heftiger Wind blähte die Segel, wobei sich das Fahrzeug stark auf eine Seite neigte, aber diese „Blähung" war auch bei den meisten, besonders weiblichen Passagieren das Signal zum Beginne der leidigen Seekrankheit, und gerade meine gute Frau litt auf der ganzen sechswöchentlichen Reise in so hohem Grade an diesem abscheulichen Unwohlsein, daß ich mitunter fürchtete, sie würde das gelobte Land, wo statt Milch und Honig in zahlreichen Bächen und Strömen das viel unentbehrlichere Wasser fließt, nie erblicken. Alle Uebrigen, soweit es unsere Gesellschaft betraf, litten von der Krankheit nur wenig oder, wozu auch ich gehörte, gar nicht, waren also im Stande, den Schwerleidenden nach Kräften beizustehen.

So allgemein und alltäglich das Kreuzen des Oceans auf schnellen Dampfern, so ist es doch um Vieles anders auf einem Segelschiffe. Dem Neulinge wird so recht weh um's Herz, wenn er den letzten hervorragenden Punkt des festen Landes scheinbar in die Fluthen tauchen sieht. Seine Reise ist vielen Wechselfällen

unterworfen, er weiß nicht, erreicht er das ersehnte Gestade in 3, 6, 8 oder gar erst in 10 Wochen. In einzelnen besonders ungünstigen Fällen währte es sogar noch länger. So kam, mehrere Jahre später, 'mal ein Schiff mit Einwanderern an, welches 90 Tage von Bremen nach New-York gebrauchte und auf welchem so entsetzliche Zustände Platz gegriffen, wie sich dieselben kaum schildern lassen. Man hatte 80 Leichen in's Meer versenken müssen und es waren von den 900 im Zwischendeck zusammengepferchten Menschen nur noch wenige, welche New-York in gesundem Zustande erreichten. Das auf einer zu langen Reise mangelnde und oft total verdorbene Wasser trägt den größten Theil der Schuld an solchen Kalamitäten.

Auf unserem Schiffe sowohl, wie auch auf anderen Seglern, mußten sich die Zwischendeckspassagiere ihre Speisen selbst zubereiten, eine Methode, welche nicht genug verdammt werden konnte. Die Küche war klein und für die Menge Menschen e i n Heerd mit nur sechs Kochlöchern vorhanden. Da hätte nun 'mal Einer sehen sollen,—zum Todtlachen war es mitunter, wenn sich das Schiff stark auf die Seite legte; sämmtliche Köche mit allen Töpfen und Pfannen rutschten dann plötzlich, als wenn im Winter auf einer „Eisbahn" ein Haufe Jungens übereinander purzelt, gegen und aufeinander, denn der Boden war schon nach etlichen Tagen von einer dicken Fettschicht bedeckt, wo die armen Leute bei ruhigem Wetter bereits ihre liebe Noth hatten, um die Balance nicht zu verlieren. Das Traurige bei dem Spaß war aber, daß die Kinder und kranken Frauen oft tagelang kein warmes Essen bekamen, was kaum zu beschaffen war, selbst wenn Alles gut ging. Der Zustand wurde aber noch viel mißlicher, als das Wasser anfing, faulig zu werden und nur noch mit Essig oder Branntwein vermischt getrunken werden konnte.

Was auf festem Boden beerdigen heißt, sollte, dem analog, auf dem Wasser „bewassern" heißen. Einer solchen „Bewasserung" hatten auch wir mit angewohnt. Ein junges, etwa zwanzigjähriges Mädchen, welches auf der Reise starb, wurde in's Meer versenkt. Der in Segeltuch gehüllte Körper wurde auf ein Brett gebunden

und dieses mit einem großen Stück Steinkohle beschwert. Der Kapitän trat dann herzu, las aus einem Gebetbuche eine zu der melancholischen Handlung passende Stelle; als dies geschehen, wurde das Brett auf den Rand der Brüstung gehoben, ein Zeichen gegeben, und mit einem kräftigen Ruck flog der Körper über Bord und ging sogleich unter. Die ganze Prozedur war schrecklich einfach und kann ja nicht anders sein, aber es gehört auch dazu Uebung, um sich nicht von einem bitterschmerzlichen Gefühle zu sehr erschüttern zu lassen. Für die Eltern, welche dabei standen, war es unzweifelhaft härter, viel härter, ihr Kind den gefräßigen Haifischen zu überliefern, als es in heimischer Erde, an einem Orte, der sich immer wieder finden läßt, begraben zu sehen.

Nächstdem erlangten wir die unschätzbare Kenntniß von der Art eines regelrechten Faustkampfes. Ein Matrose wurde vom zweiten Steuermann, einem recht niederträchtigen Menschen, auf die boshafteste Weise chikanirt und, da ihm vermuthlich das Recht zustand, forderte er seinen Peiniger zum Zweikampf. Es fielen tüchtige Hiebe, dennoch lief die Geschichte unblutig ab, doch der Zweck war erreicht, denn der Steuermann hatte vorläufig genug. Soviel ließ sich aus diesem Vorfall auch entnehmen, daß die häufigen Klagen der Matrosen über ,unmenschliche grausame Behandlung von Seiten der Kapitäne und Steuerleute größtentheils auf Wahrheit beruhen.

Ankunft in New-York.—Leiden und Freuden.

Es war am 30. Mai, spät Nachmittags, als eine unruhige Bewegung unter der Mannschaft und den Passagieren andeutete, daß Ungewöhnliches in Aussicht stehen mußte. Und so war es auch —denn bald reckten sich alle Hälse, um ein kaum sichtbares, ganz schmales Streifschen am äußersten Rande des Horizonts, eher einer Nebelschicht als Land ähnlich sehend, unausgesetzt zu beobachten. Indeß währte es noch geraume Zeit, ehe man von Deck aus die

Ueberzeugung gewann, daß es wirklich Land—die ersehnte Küste sei. Wie groß die Freude war, das werde ich nie vergessen; die Kranken wurden plötzlich gesund wie durch Zauberei, und ließen sich nicht abhalten, das Wunder selbst zu sehen. Als der Abend heran kam und auch einen unvergleichlich prächtigen Sonnenuntergang brachte, da war vollends alles Ungemach vergessen und es gab gewiß Keinen, der nicht bei diesem erhabenen Schauspiel hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt und eine Thräne des Dankes im Auge zerdrückt hätte.

Aber der nächste Morgen war noch schöner; während wir schliefen war das Schiff in die Bai eingelaufen und hatte beim herrlichsten Wetter in der Nähe von Staten Island beigelegt. Alles um uns prangte in frischem Grün, dazu die vielen freundlichen Häuser und Häuschen, die von zahlreichen Fahrzeugen jeder Art belebte Wasserfläche mit der großen Stadt im Hintergrunde, kurzum es war ein reizendes Bild und kam uns vor wie ein Paradies. Später änderte sich das, denn es giebt vielleicht kein Plätzchen auf der Erde, wo uns armen Staubgeborenen das Leben nicht herzlich sauer gemacht würde.

Das Schwerste betrachtete ich nun als überwunden, denn was hätte noch kommen können, wozu mehr moralischer Muth gehörte, als zu dem nun gethanen unser ganzes Wohl und Wehe bedingenden ersten Schritt.

Dieser ganze Tag verging noch darüber, ehe das Schiff an seinem Dock anlegte und, nachdem die Zollbeamten abgefertigt, mit dem Ausladen des Gepäcks der Anfang gemacht werden konnte.

Das niederträchtige „Runner-Unwesen" stand damals noch in vollster Blüthe und die der Sprache nicht mächtigen Einwanderer sahen sich, ohne Vermittelung eines vorangegangenen zuverlässigen Freundes oder Verwandten, allen erdenklichen Uebervortheilungen, wenn nicht noch Schlimmerem, schutzlos preisgegeben.

Darum war es auch ein großer Vortheil für uns, daß ein jüngerer Bruder Onkel B.'s, der schon geraume Zeit vorher eingewandert und der Sprache bereits ziemlich mächtig war, schon als

wir noch an Bord waren, sich unserer annahm und auch, vorher von unserem Kommen unterrichtet, bereits eine Wohnung gemiethet hatte, die, obwohl nicht elegant, doch dem Bedürfnisse vorläufig genügend, am 1. Juni 1851 unser erstes Obdach in Amerika wurde.

Nachdem nun die nothwendigste häusliche Einrichtung vorangegangen, galt es, einen passenden Geschäftsplatz zu suchen und als auch dieser, ein großer „Loft," Ecke Canal und Centre Streets (jetzt Earle's Hotel), gefunden, konnte das Fabriziren wieder losgehen. Verglichen mit Deutschland machte uns die furchtbar hohe Miethe doch sehr stutzig. Die Wohnung kostete $30 per Monat, der „Shop" $43, also nach preußischem Gelde ungefähr 1100 Thaler jährlich. Wie und womit diese Summe aber erschwungen werden sollte, war uns ein Räthsel, denn in Bonn hatten wir in Allem 150 Thaler jährlich bezahlt und dafür nicht allein hinlängliche, sondern auch zweckmäßige Räumlichkeiten innegehabt.

Die Wahrheit zu sagen, so war der erste Eindruck, den die Stadt auf uns machte, welche damals nur 500,000 Einwohner zählte (jetzt 1,500,000) ein sehr unangenehmer, woran auch wohl die Lage der ersten Wohnung, Ecke Water und Pike Streets, die meiste Schuld tragen mochte. Nächst dem häuften sich Aergernisse auf Aergernisse. Unter Anderm lief das mitgebrachte Dienstmädchen, wofür wir Alles bezahlt hatten, sogleich fort, meine Frau schmählich im Stiche lassend. Natürlich in einem freien Lande durfte man dem Mädchen billigerweise seine gemeine Handlungsweise nicht 'mal übel nehmen, obgleich meine Frau anders darüber dachte und von ihrem Standpunkte auch nicht Unrecht hatte. Doch das war immer noch das Wenigste. Das schnelle Hinschwinden des mitgebrachten Geldes begann uns mit der größten Besorgniß zu erfüllen, denn was sollte werden, wenn es „Matthäus am Letzten" hieß?!

Große Unruhe bereiteten uns auch die unaufhörlichen Feuersbrünste. Die Stadt war in nummerirte Distrikte abgetheilt und brach Feuer aus, so schlug eine zum jeweiligen Rayon gehörige

Glocke wiederholentlich so viele Male an, wie die Nummer des Distrikts es erheischte, aber man erfuhr dadurch sogleich, in welcher Gegend es brannte.

Das Greulichste, Zügelloseste, Wildeste, vermuthlich auch die Veranlassung der meisten Brände, war die freiwillige Feuerwehr, welche sich nicht der Pferde bediente, sondern ihre Apparate selber ziehend, unter entsetzlichem Geheul durch die Straßen raste. Diese Organisationen waren zugleich die Pflanzschule für Politiker und besonders der von Schnaps durchtränkten Irländer, welche überall durch ihre maßlose Rohheit und Frechheit den überwiegendsten, aber auch verderblichsten Einfluß ausübten.

Diese Bande, natürlich die thatsächlich respektablen Leute der gleichen Nationalität ausgenommen, trug einen Deutschenhaß zur Schau, der sich gewaschen hatte. Wer es überhaupt nie empfunden, wie ein intelligenter anständiger Mann fühlt, solchem bigotten, stupiden Gesindel gegenüber, wenn er in Folge ungenügender Kenntniß der englischen Sprache seiner Meinung nur unvollkommen Ausdruck verleihen kann und in den Augen unwissender Subjekte gewissermaßen als dumm erscheinen muß, dem mangelt eine Erfahrung, wozu man ihm nur gratuliren kann.

Die Plage mit den Leuten, welche bei uns, vorläufig darauf angewiesen, Kost und Logis erhielten, die Arbeiten für die eigene Familie, sowie das Eintreten einer für uns fast unerträglichen Hitze verleideten meiner Frau nachgerade das Leben so sehr, daß es ihr bald unerträglich erschien, zudem geboten die Umstände die äußerste Sparsamkeit, denn andernfalls wäre es ja ein Leichtes gewesen, es sich bequemer zu machen. Es mußte also ausgehalten werden, mochte es gehen wie es wollte.

Im Geschäft war es auch kein Vergnügen; das Nichtverstehen der Sprache wurde jeden Tag peinigender, denn es sollten doch Kunden aufgetrieben werden, was um so schwieriger, weil der vornehmste Theil unseres Geschäfts in der Fabrikation der sogenannten Berliner Goldleisten bestand. Dieser Artikel war in Amerika damals noch wenig bekannt und wir, strenge genommen,

die Ersten, welche diesen Industriezweig nach hier verpflanzten. Wenn auch schon vorher in sehr beschränktem Maße importirt, war doch das hiesige Klima ein ernstes Hinderniß der Verbreitung geworden, weil das deutsche Holz in diesem nicht Stand hielt. Sonderbarerweise hatten auch die Amerikaner ein Vorurtheil gegen dieses Fabrikat, welches allein und hauptsächlich nur in der Bezeichnung „Imitation" wurzelte.

Als nun die ersten, freilich noch kleinen Aufträge einliefen, stellte sich eine neue Schwierigkeit ein. Es fehlte an Arbeitern, und es war demnach eine Lebensfrage, solche in kürzester Frist anzulernen oder sonst zu beschaffen, was durchaus nicht so leicht war wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Rastlose Thätigkeit gab aber auch in dieser Bedrängniß wieder den Ausschlag. Früh wurde in's Geschäft gegangen, bis gegen acht Uhr Abends gearbeitet; auf dem Nachhausewege eine englische Stunde genommen, darüber wurde es gegen halb Zehn, nun erst etwas gegessen, später Lectionen gemacht bis die zwölfte Stunde heranrückte und es Zeit war zum Zubettegehen. Und so ging es die ersten Monate Tag für Tag.

Das Angenehme dabei war, daß ich meine schwergeplagte Wilhelmine stets in größter Betrübniß fand. Bitten und Weinen wechselten mit einander ab und der Refrain ihrer bitteren Klagen blieb immer der gleiche: „Ach, laß uns doch wieder nach unserem schönen Bonn zurückkehren, hier halte ich es nicht aus!" Die gute Wilhelmine hatte auch recht—sehr recht sogar! Aber zurückgehen, ankommen dort wie ein begossener Pudel—nie—niemals! Die Schande wäre zu groß gewesen!

Zum Unglück erhielten wir auch noch die einladendsten Briefe aus unserem früheren Wirkungskreise, denn das Gerücht hatte sich verbreitet, wir wollten Amerika wieder den Rücken kehren, weil wir uns gründlich getäuscht sähen. Man versprach uns Bestellungen, sogar mit Vorausbezahlung; Wohn- und Arbeitsräume unter den günstigsten Bedingungen, nebst jedem gewünschten Kredit. Kurzum, es wäre kein Wunder gewesen, wenn wir uns durch

solche wohlgemeinte Anerbietungen hätten bestechen lassen. Aber Onkel B. wollte nichts davon hören und ich auch nicht!

Obgleich unter so bewandten Umständen an „Spiel und Tanz“ nicht zu denken, so war dennoch das Komische nicht ganz und gar abhanden gekommen. Zufällig ging ich mit unserem jüngsten Lehrling, Emil mit Vornamen, an einem Sonntage die Water Street entlang, da sahen wir auf den Stufen eines breiten Kellereinganges ein altes schmutziges Weib mit einem großen grauen Affen sitzen, augenscheinlich zu dem Zwecke, „den Affen an den Mann zu bringen.“ Auf der Stelle schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß gerade ein solches Geschöpf zu unserem Wohlbehagen fehle und kein Geld nützlicher angelegt werden könne. Kurzum, nach längerem Handeln wurde mir der drollige Vierhänder für $3 von dem Weibe überlassen, ließ sich ohne Sträuben von uns an den Händen fassen und gerade wie ein leibhaftiges Menschenkind bis zu unserer etwa sechs Block entfernten Wohnung führen.

Ich hatte mir mit dem Gedanken geschmeichelt, meine Wilhelmine würde ganz entzückt über den neuen Hausgenossen sein, aber leider schlug diese Erwartung in's Gegentheil um, was aber entschieden die Schuld des Affen war.

Kaum in unserer „guten Stube“ angelangt, die, nebenbei gesagt, recht hübsch ausgeputzt war, sprang das Unthier von Affe auf eine offenstehende Thür, und—nein—es war zu ordinär, entledigte sich von diesem hohem Sitze einer Bürde, welche bei ihrer Ankunft auf dem neuen Teppich das ganze Zimmer in so üblen Geruch brachte, daß jeder Anwesende schleunigst, um nicht umzufallen, die Flucht ergreifen mußte. Durch sein unästhätisches Benehmen hatte der unkluge Affe die ihm meinerseits entgegengebrachte Sympathie gründlich verscherzt, mußte schon nach einigen Tagen das Haus verlassen und durfte sich noch glücklich schätzen, daß es ihm vergönnt war, im „Shop“ sein Dasein weiterzuspinnen. Dennoch bildete dieser erste, leider mißglückte Versuch die Grundlage einer langen Affenperiode, welche erst abschloß, als ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese

in der Entwicklung zurückgebliebenen „Menschenbrüder“ bei ihren verbohrten Anschauungen nie zu wirklicher Vernunft gebracht werden können.

Die Reise nach Boston und die Weltausstellung.

Nachdem wir, ohne uns irritiren zu lassen, beharrlich auf dem betretenen Wege voranschritten, die ersten unangenehmen Eindrücke sich durch die Gewohnheit bedeutend abgeschwächt hatten, so erkannten wir mit ungetrübten Blicken auch allmählig die Vortheile, deren wir hier theilhaftig geworden und uns in Deutschland nie geboten wurden; es begann uns immer mehr zu gefallen. Die nicht hoch genug zu schätzende politische und bürgerliche Freiheit in der neuen Heimath verfehlte nicht, ihren erhebenden Einfluß zu äußern, trotzdem aber fiel es uns nicht ein, wie es leider zu Viele thun, unser Deutschthum abzustreifen, sondern das Gute, was wir als unveräußerliches Besitzthum mit der Muttermilch eingesogen, mit dem zu vereinigen, was uns noch fehlte und diese große Republik so großmüthig und freigebig allen Denen zu Theil werden läßt, welche an ihren Küsten landen und unter der Aegide der Freiheit dem Lande nützliche Bürger werden wollen. Es sind jederzeit nur die erbärmlichsten Charaktere, welche nichts Eiligeres zu thun haben, als ihre Nationalität zu verläugnen, im irrigen Glauben, es könnte ihnen bei den Eingeborenen von Nutzen sein. Diese Sorte Schufte setzen sich aber in der Regel zwischen zwei Stühle, denn der achtbare „Native,“ sowie die eigenen Landsleute müssen ein solches Subjekt verachten, und glücklicherweise geschieht es auch.

Die Thränen Wilhelminens flossen nun auch immer spärlicher, bis ein gänzliches „Stoppen“ dieser schmerzerleichternden Quelle mich überzeugte, daß auch sie begann, den Umständen Rechnung zu tragen und sich damit auszusöhnen.

Der Lohn, welchen solche heroische Ausdauer und Selbstüberwindung verdiente, blieb aber auch nicht aus, denn am 25. Dezember

wurde die Kopfzahl unserer Kinder wiederum durch die Ankunft eines recht strammen Jungen vermehrt, worüber, wenn man der „Sage" glauben schenken darf, die betreffenden Mütter zuweilen eine unbändige Freude haben sollen.

Unserer Unbekanntheit wegen wurde es dringend nöthig, sich in andern Städten nach Kundschaft umzusehen, jedoch das Aufsuchen von Kunden durch "mercantile travellers" war noch gänzlich unentwickelt, weil New-York, der Hauptstapelplatz des Landes, regelmäßig von den Händlern, welche Einkäufe machen wollten, besucht wurde. Dieses System war für die hiesigen langetablirten Geschäftsleute außerordentlich vortheilhaft, für die Leute im Innern des Landes aber um so nachtheiliger.

Weil jedoch das Bekanntwerden ohne Extra-Beförderung zu lange dauert, besonders wenn man darauf wartet, so beschloß ich, trotz der noch zu großen Unbeholfenheit im Englischsprechen, 'mal nach Albany zu gehen, um doch wenigstens zu sehen, wie es außerhalb New-York's aussah. Obgleich der Ertrag ein sehr geringer, denn die Staats-Hauptstadt war noch sehr unbedeutend, so ließ ich mich doch nicht abschrecken, sondern—es war bereits November—wollte es noch mit Boston versuchen. Da der Mangel an Verständniß in Albany sich am meisten hindernd gezeigt, so ließ ich mir für diese Reise einen Brief schreiben, welcher nebst den gebräuchlichen Fragen die dazu passenden Antworten enthielt und dieses Schriftstück sollte mir außerordentlich nützlich werden.

Ausgerüstet mit meinen wirklich schönen Mustern und eine dicke „Klappstulle" in der Tasche, verließ ich Nachmittags New-York, kam am nächsten Morgen in Boston an und begann, ohne erst irgendwo einzukehren, die Stadt zu durchstreifen. Es gab zur Zeit daselbst nur eine bedeutende Geschäftsstraße, diese durchwanderte ich von einem Ende bis zum andern, erstieg viele Treppen, und nachdem ich auch mehrere Läden, wiewohl vergeblich, heimgesucht, gerieth ich in ein großes Möbelgeschäft, Firma B. u. B. Hier wurde ich freundlich aufgenommen, man wunderte sich zuerst über die Art, wie ich Geschäfte zu machen gedachte, die ihnen zu gefallen schien. Es wurden

Fragen gestellt—ich legte mein Schreiben vor—die Leute lachten, aber es interessirte sie. Natürlich führte ich auch Preislisten und Musterblätter mit, aber der Ersparniß wegen, von mir selbst geschrieben, resp. gezeichnet, wobei die Hauptsache, daß meine Preise sehr zu conveniren schienen. Nun setzten sich die beiden Partner hin, steckten die Köpfe zusammen, beriethen eine Weile und notirten dann eine so große Bestellung auf, daß wir nach meiner Rückkehr fast auf die Vermuthung kamen, die Herren hätten sich mit mir einen schlechten Witz erlaubt. Dem war aber nicht so, es wurden prompte und sehr bedeutende Kunden.

Als ich an ein paar anderen Plätzen noch einige kleinere Aufträge bekommen hatte, war auch der kurze Novembertag nahezu vergangen, und nun erst müde und hungrig, setzte ich mich auf eine Treppenstufe und verzehrte seelenvergnügt meine „Klappstulle.“ Dann, zum Bahnhof eilend, kam ich gerade noch zur rechten Zeit, um am nächsten Morgen wieder zu Hause zu sein. Das war die erste Reise nach Boston.

Es möchte von Interesse sein, wenn ich noch erwähne, daß der „Castle Garden“ damals als Konzertsaal gedient und die „Jenny Lind“ dort gesungen hat. Nächst dem hielt das „American Institute“ seine jährlichen Herbst-Ausstellungen darin ab, bei welcher Gelegenheit auch wir schon im ersten Jahre eine silberne Medaille erhielten.

Im Mai 1852 bezogen wir auch eine andere, in jeder Beziehung bessere Wohnung. In der damals sehr ruhigen Rivington Street hatten wir, vorerst noch in Gemeinschaft mit einer anderen Familie, für $700 jährlich das Haus No. 25 gemiethet, welches noch fast neu, groß und geräumig, 17 Jahre von uns bewohnt wurde.

Die große Aufregung, welche in den ersten Jahren nach den kalifornischen Goldentdeckungen herrschte und den Geschäften in hohem Grade zugute kam, hatte aber auch den Nachtheil, daß alle Verhältnisse im glänzendsten Lichte betrachtet und faule Zustände, die sich nach und nach in bedenklichster Weise entwickelt, vollständig

ignorirt wurden. Für die Geschäftswelt bestanden drei verderbliche Uebel, erstens, ein jedes vernünftige Bedürfniß weit überschreitender Import bei viel zu geringem Export, dann ein unsinnig ausgedehntes Kreditsystem, und drittens, ein wahrhaft zügelloses Bankwesen. Man konnte ohne Gold, nur im Besitz von Papiergeld, nicht von einem Staat in den andern reisen, so viel werthlose oder minderwerthe „Bills" zirkulirten von Geld-Instituten, welche für die Einlösung ihrer „Geldzettel" nicht einen Schatten von Garantie boten. Diese drei Uebel führten auch schließlich zu der verderblichen Krisis von 1857, aber schon 1853 zeigten sich durch eine beängstigende Geschäftsstockung und fühlbaren Mangel an Hartgeld die ersten Symptome derselben.

Um sich auf irgend eine Art zu helfen, hatte man in 1853 die klägliche Weltausstellung in's Leben gerufen, hatte auf dem „Reservoir Square"—die Stadt nahm da ein Ende—nach dem Londoner Vorbilde, natürlich in verhältnißmäßig kleinem Maßstabe, einen „Krystall-Palast" und in der Nähe desselben einen hohen, sogenannten „Lattenthurm" erbaut, um den Hunderttausenden, die erwartet wurden, für ein Billiges New-York aus der Vogelperspektive bewundern zu lassen.

Auch wir erhielten bei dieser Gelegenheit, aber erst nach vielen Laufereien, ein Diplom, erlangten aber nebenher die werthvolle Kenntniß von der Art, wie diese Sorte Auszeichnungen meistens von den Ausstellern erkauft werden. Es gehört in erster Linie eine gewisse Geriebenheit, aber auch die Erfahrung dazu, wie den Herren Preisrichtern auf die unbefangenste Weise beizukommen und deren Gunst zu erlangen ist.

Genug—das ganze Unternehmen entpuppte sich schließlich als ein kolossaler Humbug. In einer schönen Nacht brannte denn auch das herrliche Ausstellungsgebäude mit sammt dem schönen Thurm bis auf den Grund nieder, wobei viele Leute ihre noch nicht fortgeschafften industriellen oder Kunstprodukte einbüßten und, soweit es bekannt, nie dafür entschädigt wurden.

Ein größere Geschäftsreise—Krisis in 1857. Eisenbahn-Unfall—Ein neuer Partner.

Um das Land besser kennen zu lernen und das lahmgehende Geschäft mehr in Schwung zu bringen, hielten wir es für gerathen, eine weitere Reise zu unternehmen, welche alle größeren Städte, einschließlich St. Louis berühren, und wenn auch nicht sogleich, voraussichtlich doch, wenn die flaue Zeit vorüber, von Nutzen sein mußte. Das mit dieser Reise Beabsichtigte wurde denn auch vollständig erreicht, zugleich aber auch die Ueberzeugung gewonnen, daß—wenn es in New-York schlecht, es anderwärts noch viel schlechter ist. Westlich war es z. B. nicht möglich, einen Papier-Dollar zu wechseln, ohne dabei für 25 Cents werth zu kaufen, woraus zu ersehen, wie erschwert gerade der Kleinverkehr war, von welchem doch Alles abhängt.

Als ein kleines Abenteuer konnte eine Fahrt durch meilenlang brennende Wälder gelten, wobei durch auf die Wagen herabfallende brennende Aeste die Zinkdächer schmolzen und die Insassen in ernstliche Gefahr brachten, um so mehr, als auch das Holzwerk stellenweise in Brand gerieth. Doch man hatte sich vorgesehen, denn eben so schnell wurden die Dächer mit Wasser überfluthet, so daß die Reisenden mit dem bloßen Schrecken davon kamen. Auf der großen „Illinois Prairie" hatte ich Gelegenheit, zur Nachtzeit ein Prairie-Feuer von solcher Ausdehnung zu sehen, wie der Horizont es erlaubte, was, nebenbei bemerkt, ein wirklich imposantes Schauspiel ist.

Die gegenwärtig größten Städte der Union waren damals sammt und sonders, mit Ausnahme von Philadelphia und New-York, wenn auch commerciell wichtig, im Uebrigen jedoch noch unbedeutend. Das jetzt 600,000 Seelen zählende Chicago hatte noch kaum 80,000 Bewohner, deßwegen ließen auch die Bahnverbindungen noch Vieles zu wünschen übrig, was aber, trotz aller amerikanischen Energie, kaum anders sein konnte.

Die stille Zeit dauerte glücklicherweise nicht lange und wir prosperirten in einem Grade, wie es kaum zu erwarten gewesen. Im September 1857 okkupirten wir 7 große „Shops," in welchen 200 Arbeiter beschäftigt wurden, dazu ein besonderes geräumiges Verkaufslokal, Alles im selben Gebäude, wofür $3,500 jährliche Rente bezahlt wurden. Innerhalb dieser Zeit war uns auch noch ein Söhnchen, das klügste von allen, geboren worden, denn als es sich mit seinen freundlichen braunen Aeugelchen diese Welt der Mängel betrachtet und vielleicht ahnen mochte, welch' unermeßliche Dämeleien es mit durchzuleben haben würde, wenn es sich zu längerem Aufenthalte auf dieser Erde herbeiließe, und nachdem das liebe Kind den Schwindel 10 Monate lang mit angesehen hatte, da verließ die erschreckte zarte Seele trauernd diesen Stern wieder, um dahin zu entfliehen, wo eine dunkle unverstandene Sehnsucht die Sterblichen hinzieht—in das ideale Reich des bewußten reinen Glücks.

Auf mein Betreiben, mit der guten Absicht, das Geschäft noch mehr und nach jeder Richtung auszudehnen, hatten wir noch einen Partner aufgenommen, doch die Zeit lehrte bald, daß es ein großer Mißgriff gewesen. Der Betreffende war, so lange er nur ein Angestellter, seinem Prinzipale ein überaus nützlicher Assistent gewesen; aber von dem Augenblicke an, wo derselbe den erwähnten Grad von Selbstständigkeit erlangte,—mit nur einer, sehr anerkennenswerthen Ausnahme,—trat das direkte Gegentheil ein; denn sein ganzes Streben schien fortan nur auf ein müheloses Ausbeuten gerichtet zu sein.

Vier Jahre dauerte die Geschichte, da war es nicht mehr länger mit anzusehen, und wir trennten uns; Freund B. war schon ein Jahr früher ausgetreten und von da ab war ich—allein! Einige Jahre später befand sich obenerwähnter Compagnon, der noch ein ziemlich junger Mann war, auf einer sehr abschüssigen Bahn und nahm schließlich ein zwar tragisches, aber auch ziemlich erbärmliches Ende.

Ich muß nun wieder auf das Jahr 1857 zurückkommen, denn für uns war es bis dahin das verhängnißvollste.

Die Arbeiter in vielen großen Geschäften organisirten damals unter sich sogenannte „Target Companies," das Gleiche war auch bei uns der Fall, und sollte gerade durch Ueberreichung einer prächtigen Fahne dem Feste des Ausrückens ein besonderer Glanz verliehen werden. Ich saß früh Morgens am Fenster, die Zeitung lesend, als die Compagnie mit klingendem Spiel anmarschirt kam, sich in Front des Hauses aufstellte und, nachdem die Fahnenübergabe vorbei, sich nach dem erwählten Vergnügungs- respektive Schießpark begab, wohin wir später folgen wollten.

Die Zeitung enthielt an jenem Morgen mit „fetter Schrift" die Kunde, das die „Central Amerika," ein California Steamer, auf ihrer Fahrt nach New-York mit vielen Passagieren und nahezu zwei Millionen Gold an Bord, und muthmaßlich einer eben so großen Summe im Besitz der Passagiere gescheitert, das Schiff total verloren und nur wenige Menschen gerettet wurden. Dieser Verlust, verbunden mit dem gleichzeitigen Zusammenbruch einer der größten Creditanstalten des Landes in Cincinnati, machten, daß wie mit einem Schlage die scheinbar solidesten Geschäfte schockweise, gleich Kartenhäusern, zusammenfielen und eine Fäulniß bloßlegten, wie solche kein Mensch je geahnt hätte.

Um dieselbe Zeit hatten wir auch ein anderes Geschäftshaus, Beekman Street No. 59, bezogen. Es war ein sechs Stockwerke hohes Gebäude mit Marmorfront, 50 Fuß breit und lief durch den ganzen Block; die Rente betrug $9,000.

Unser Baargeld, sowie Noten und Tratten waren in der Bowery-Bank deponirt. Dreifünftel unseres Vermögens bestanden in Folge des schon erwähnten ruinirenden Creditsystems in Ausständen, von denen, nachdem der Ausbruch dieser vernichtenden Krisis das ganze Land in Mitleidenschaft gezogen, mit großen Opfern nur ein sehr geringer Theil zur rechten Zeit kollektirt werden konnte. Nach Zeitungsangaben fallirten in der Stadt New-York (man vergesse nicht die Einwohnerzahl gegen jetzt in Anschlag

zu bringen) 985 Firmen mit Gesammtverbindlichkeiten zum Betrage von über $120,000,000, und nach der eigentlichen Panik ereigneten sich, im Zusammenhange damit, noch so viele große Bankerotte, daß nahezu alle Gewerbe zum Stillstand gebracht wurden. 25,000 Arbeiter, mit ihren Familien die vierfache Ziffer repräsentirend, wurden allein in New-York plötzlich aller Subsistenzmittel beraubt und mußten bittere Noth leiden. An einem einzigen Dezembertage, in nur einem Distrikte, wurden nicht weniger als 10,000 Nothleidende auf öffentliche Kosten oder durch Privatwohlthätigkeit gespeist!

Unsere Bank gehörte mit zu den ersten, welche der Sturm ergriff und umwehte; zugleich war es auch eine von denen, welche sich nie wieder aufrichteten.

Um der Wahrheit treu zu bleiben, darf ich hier nicht unerwähnt lassen, daß gerade unser nichtsnutziger Partner es war, der durch Eifer und rastloses Bemühen von der faulen Bank zu retten suchte, was zu retten war, also wenigstens während dieser Pech-Epoche werthvolle Dienste leistete.

Gearbeitet konnte momentan gar nicht werden, weil zuerst Geld aufgetrieben werden mußte, um überhaupt arbeiten zu können. Eine Idee davon zu geben, welche Anstrengungen zu diesem Behufe gemacht wurden, so mag die Beschreibung einer kleinen Reise folgen. In Buffalo schuldete ein Kunde $1,200 in Gold; diese Schuld war bereits überfällig und dazu nachtheilige Gerüchte über die Zahlungsfähigkeit des Mannes im Umlauf, also gerathen, schnell zu handeln, um einem drohenden Verluste vorzubeugen. Es blieb demnach nichts übrig, als an Ort und Stelle zu sehen, wie die Sachen standen. Ich reiste also schleunigst ab und fuhr, ohne etwas zu essen und zu trinken, in den damals gebräuchlichen 18 Stunden nach der Stadt am Eriesee, fand meinen Mann und ließ während etlicher Stunden nicht ab, ihn zur Bezahlung seiner Schuld zu drängen.

Er versuchte Alles, mich los zu werden bis wenige Minuten vor Bankschluß; dann noch im letzten Augenblicke wurde er mürbe und ich erhielt mein Geld.

Die fortgesetzte Jagd auf meine Kunden hatte mich daran verhindert, etwas zu genießen und nachher war es die Freude des Erfolges und der Wunsch, so schnell als möglich mit meiner Beute nach Hause zu kommen, weßhalb ich mich mit der Befriedigung prosaischer Leibesbedürfnisse nicht aufhalten mochte, zudem war Eile geboten, um den nahe bevorstehenden Abgang eines Zuges nach dem Osten nicht zu verpassen. Schlafwagen, so glaube ich, waren noch nicht im Gebrauch (ich wenigstens habe diese Schlafgelegenheit nicht benutzt). Zu anständigem Hunger gesellte sich auch noch die größte Müdigkeit, aber—ich wollte es eben nicht besser haben; denn bemerkt muß werden, daß ich an Beschwerden und Entbehrungen—wenn kein „Muß" dahinter ist, mitunter geradezu Gefallen finde. So eigenthümlich wie dieser Geschmack, ist es doch nur die Aeußerung einer philosophischen Anlage, welche ja auch in der Resignation ein Vergnügen findet, weil freiwilliges Entsagen die menschliche Freiheit erhöht und ein Mensch, welcher Sklave vieler Bedürfnisse, eher zu bedauern als zu beneiden ist. Es ist dies nichts weniger als Einbildung, zumal die Eigenschaft des freiwilligen schmerzlosen Verzichtleistens für das praktische Leben von solcher Bedeutung werden kann, daß unter Umständen die Wohlfahrt ganzer Familien allein dadurch bedingt wird.

Es war am frühen Morgen, der Zug verließ eben einen Wald und hatte eine scharfe Kurve zu beschreiben, um die sehr hochgelegene Brücke, welche er passiren mußte, zu erreichen. Da der Fluß sehr tief lag, so führte ein allmählig ansteigender Damm, dessen größte Höhe zunächst der Brücke wohl 50 Fuß betragen mochte, bis zum Niveau derselben und nun—es war die gleiche Empfindung wie bei einem heftigen Erdstoße—ein gellender unwillkürlicher Schrei—dann war Alles in eine mächtige weiße Dampfwolke gehüllt—die vordere Wand des Waggons in Atome zerschmettert und die Passagiere, im Ganzen kaum über zwanzig, fanden sich in den wunderlichsten Krümmungen an den Sitzen herumhängend oder am zerstörten Ende auf einem Haufen liegend. Jede Bewegung war blitzschnell, dabei rein willenlos gewesen. Ich

hatte mit einer Hand den Arm des Sitzes gepackt, mit der andern nach meinem Gelde gegriffen und einen Fuß gegen den Sitz vor mir, der zufällig dem meinen entgegengesetzt umgeklappt war, gestemmt; und nur so war es möglich gewesen, bei der vertikalen Position des herabgestürzten Waggons meinen Platz halb hängend zu behaupten.

Als sich der Dampf verzogen, das heißt, als Wasser niedergefallen war, wurden auch sogleich Anstalten getroffen, die Passagiere aus ihrer prekären Situation zu befreien, und als dies geschehen, ließ sich erst das Resultat des Unfalles völlig übersehen.

Die Lokomotive lag, von der Unglücksstätte etwas entfernt, auf dem Rücken, daher rührte auch die schnelle Dampfentleerung. Tender und Bagage-Wagen in Trümmer; der Maschinist schwer, und etwa ein Dutzend Leute leicht verwundet. Die hintersten Waggons, welche besser besetzt waren, standen noch auf den Schienen, weil durch den furchtbaren Ruck die Verbindungskette gerissen; im Uebrigen waren die Schienen von dem ungewöhnlich gewaltsamen Drucke des Entgleisens entweder total verbogen oder gänzlich von den Schwellen gerissen.

Ein Kuriosum, wie es sich gewiß nur höchst selten ereignet, soll hier noch mitgetheilt werden. Mir gegenüber hatte ein junger Mann gesessen, von dem ich im Laufe eines Gespräches erfahren, daß er von Baltimore, seines Zeichens Juwelier sei und für etliche zwanzig tausend Dollars werth Juwelen mit sich führe und unverheirathet sei. Es ereignete sich nun das Folgende:

Der junge Mann, als der Krach kam, schrie nur: „mein Koffer!!" hatte mit der rechten Hand krampfhaft die Kante des Sitzes ergriffen und den linken Arm frei nach der Mitte des Ganges ausgestreckt. Gegenüber, eine Bank weiter aufwärts, war ein junges Mädchen im gleichen Momente aufgestanden oder im Begriffe aufzustehen. Das Mädchen wurde seitwärts geschleudert, fand einen Halt nicht nur am Arm des Juweliers, sondern zugleich am blitzschnellen Ergreifen der Lehne seines Sitzes, wodurch es denn auch gelang, die nahezu Ohnmächtige vor dem verderblichen Sturz

in die zur Tiefe gewordene ganze Wagenlänge zu bewähren; denn nur wir Drei befanden uns am oberen Ende, alle übrigen Passagiere am entgegengesetzten; so auch ist es nur zu erklären, daß Niemand sein Leben einbüßte.

Zwei Stunden mußten wir, da keine Station in der Nähe, im Freien liegen bleiben, um dann auf einem, in kurzer Entfernung von unserm „Camp" vorüberkommenden, nach New-York bestimmten Zuge die Reise fortzusetzen.

Aufgeregt und total erschöpft langte ich zu Hause an, ohne während 42 Stunden das Geringste gegessen und nur ein paar Gläser Wasser getrunken zu haben!

Es war vielleicht 9 Jahre später, da besuchte mich im Geschäft in Marion Street ein Herr nebst einer stattlichen Dame, welche zwei Kinder bei sich hatten und im Begriff waren, nach Europa zu reisen. Es waren—„mein Juwelier und seine Frau"—letztere das bei dem „Rail Road Accident" aufgefangene Mädchen.

Die Reise nach Havana.

Um nichts zu unterlassen, wodurch dem Geschäfte wieder etwas auf die Beine geholfen werden konnte, wurde eine Tour nach Havana und durch die Südstaaten, welche nicht so stark als der Norden mitgenommen waren, geplant und auch sogleich—es war Mitte Oktober—zur Ausführung gebracht.

Jahrelang hatten wir schon reguläre Geschäfts-Reisende, auch war bereits ein ganz tüchtiger Mann in Havana, aber in Folge gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse, mit nur sehr geringem Erfolge, gewesen. Immerhin kamen die gemachten Erfahrungen doch sehr zu statten, und so machte ich mich denn auf, um selbst zu sehen, ob Cuba überhaupt ein Feld, auf welchem sich in unserer Branche, der französischen Konkurrenz gegenüber, viel thun ließ.

Nach sechstägiger Seefahrt, auf welcher ich besonders in der Nähe von Florida zahlreiche Schaaren fliegender Fische sah, betrat ich die Stadt. Ich wußte nicht, daß es ein deutsches Hotel dort gab; viele kleine Unannehmlichkeiten wären mir dadurch erspart worden. Das Erste, was ich nun that, war, mich mit einem responsiblen Commissions-Hause in Verbindung zu setzen, was auch nicht schwierig war. Ein Mitglied der Firma übernahm es sogleich, mich überall hinzuführen, wo sich irgend Aussicht bot, entweder sogleich Aufträge zu erhalten oder Verbindungen für die Zukunft anzuknüpfen.

In den ersten Tagen verlor ich allen Muth, aber als ich das Wesen der Leute und die Art des Geschäftemachens in einem tropischen Klima 'mal begriffen hatte, da ging es gleich um Vieles besser. Mit dicken Kleidern—denn ganz dünne, wie nöthig, hatte ich nicht—lief ich nun den größten Theil eines jeden Tages in einer wahren Gluthhitze umher. Abends wurde es etwas kühler, die Nächte waren aber, schon des vielen Ungeziefers wegen, wahrhaft peinigend. Das Bett war nur so eine Abart von den im Norden gebräuchlichen Lagerstätten: zwei Leinentücher, das eine auf einen Rahmen gespannt, das andere als Decke, dazu ein Kissen mit weichem Heu gefüllt, und das Bett war fertig. Kurz vor Sonnenaufgang wird es aber stets so empfindlich kalt, daß der Fremde alle Kleider zu Hilfe nehmen muß, um sich—es währt vielleicht dreiviertel Stunden—nur nothdürftig erwärmen zu können.

Ich blieb gegen 5 Wochen in Havana und hatte zuletzt so zahlreiche und bedeutende Aufträge notirt, das es rein zum Erstaunen war. Da die Spezificirung dieser Aufträge aber viel Zeit und genaue praktische Kenntniß erforderten, so hätte ein Anderer ohne dieses Verständniß beim besten Willen den gleichen Erfolg nicht erzielen können. Anstatt mich nun auf das sogenannte Bett zu legen, verbrachte ich immer einen Theil der Nacht damit, mich splitternackt an den Tisch in meinem Zimmer zu setzen, um bis auf's Tüpfelchen vorzuzeichnen und vorzuschreiben, was die Leute brauchten und haben wollten, um durch Genauigkeit Fehlern oder Mißverständnissen von vorn-

herein vorzubeugen; denn die nachlässige Weise, wie zuweilen Reisende ihrer Firma Aufträge übermitteln, hat schon viele und große Verluste herbeigeführt.

Die Häuser in Havana haben keine Glasfenster, nur Gitter und Läden. Die eingeborenen weißen Frauen sind, wie es heißt, durchweg unerhört dumm und unwissend; sie führen nur so eine Art Traumleben, schlunzen im Hause umher oder wiegen sich auf Schaukelstühlen, machen gegen Abend Toilette und fahren dann, wenn es dunkel ist, in ihren Volanten—eine Art offener Droschke mit übermäßig langer Deichsel—entweder in langer Reihe auf dem „Corseo" umher oder machen Einkäufe, wobei der Verkäufer genöthigt ist, der entsetzlichen Faulheit dieser Weiber wegen, alle Waaren, welche man zu sehen wünscht, an den Wagen zu schleppen, um bei meist völlig ungenügendem Lichte diese entweder nur mustern zu lassen oder Einiges davon zu verkaufen.

Sehr merkwürdig sind die riesengroßen Cactus-Büsche und sogar Bäume, sowie die unendlich mannigfaltigen Palmenarten, worunter die großen Fächer- oder Königs-Palmen die schönsten. Interessant ist auch die Manier, eine gewisse Baumgattung, die wenig Schatten giebt, mit sammt allen Wurzeln auszugraben, dann wird die Krone abgeschnitten und der Baum umgekehrt wieder in den Boden gesetzt. Nur wenige Tage dauert es, so zeigen sich an allen Wurzeln, die jedoch meistens sehr lang sind, kleine grüne Blättchen und zuletzt wird ein prächtiger Schattenbaum daraus.

Auch die merkwürdigen Ameisen hatte ich Gelegenheit zu sehen, welche in Wohnungen hausen, die nach Größe und Form genau einem Bienenkorbe gleichen. Ein junger Mann, der mit mir gegangen war, nahm seinen Spazierstock und stieß ein Loch in eine dieser wirklich kunstvollen Behausungen. Und wie aus einer Fontaine das Wasser, so spritzte ein förmlicher Strahl von Ameisen daraus hervor. Dann, in Ruhe gelassen, dauerte es höchstens 15 Minuten und die letzte Ameise kittete das letzte Löchelchen, wodurch sie gekrochen, hinter sich zu und der Bau war wieder so glatt und heil wie zuvor.

Von Havana nimmt es 36 Stunden, um nach New-Orleans zu kommen. In dieser Stadt mußte ich mich, eines sehr verdrießlichen Geschäftes wegen, einen vollen Monat aufhalten. Wir hatten eine bedeutende Forderung an ein dortiges Haus; da es aber durchaus nicht möglich war, dieses Guthaben anders als durch Annahme von Waare zu begleichen, so blieb mir nichts übrig, als eine Anzahl soeben von Paris importirter Oelgemälde—es waren wenigstens 100 Stück—als Zahlung anzunehmen; weil diese Bilder aber zwei Jahre später sämmtlich verbrannten, so hatten wir thatsächlich gar nichts erhalten und, wie leider nur in zu vielen andern Fällen, noch Geld hinterher geworfen.

Von dort nach Mobile, den Alabama-River herauf nach Montgomery, querüber nach Savannah, Charleston, Wilmington, N. C., Richmond, u. s. w., nach Hause.

Zwei Kleinigkeiten, nicht ganz ohne Interesse, mögen hierbei erwähnt werden: die Faulheit der Neger und das Leben in einem Farmhause. In Charleston angekommen, sah ich einen Schwarzen in der Sonne liegen und fragte, ob er mein wenig umfangreiches Gepäck nach dem kaum drei Block entfernten Hotel tragen wolle?—"Y—e—e—s Si—i—r!"—"How much?"—"50 Cents, I—guess!"—"All right!"—Halb hatte sich der „Wackere" bereits erhoben, da will es sein guter Stern, daß ein anderer Neger in seiner Nähe auftaucht.—"T—o—o—m, Tommy! Willing to make 25 Cents?" "Y—e—e—s, I will!"—"Take the baggage of this Gent to the Hotel!" Ich gab dem Kerl natürlich den bedungenen halben Dollar, worauf er sich ruhig wieder niederließ, um weiter zu braten.

An einem Punkte in North-Carolina stand der letzte Waggon plötzlich still. Niemand konnte sich erklären, was geschehen, auch war der vordere Theil des Zuges gänzlich verschwunden. Es war sehr früh am Morgen und nachdem die Reisenden über eine Stunde gewartet und die verschiedensten Vermuthungen darüber laut geworden, was wohl die Ursache dieser „Trennung" sein möchte, beschlossen die durch eine lange Nachtfahrt müden und hungrigen

Passagiere, nach einem nahen einsam gelegenen Farmhause zu gehen, um daselbst für Geld und gute Worte ein Frühstück zu erlangen. Nach kurzer Frist wurde in einem mit Haufen von Feldfrüchten und Ackergeräthschaften zum Theil angefüllten Raume der Frühstückstisch hergerichtet und nun entweder stehend oder auf improvisirten Sitzen daran gegangen, das Gebotene zu betrachten und—wenn möglich, auch zu verzehren. Da war zuerst der Kaffee—ein ganz eigenthümlich riechendes und schmeckendes Getränk, aber doch gut genug, um in der höchsten Noth noch als Genußmittel zu gelten. Nächst dem zierte die Mitte des Tisches ein mächtiger Kübel, gefüllt mit triefend fettem Schweinefleisch von so sonderbarer Farbe und so widerwärtig wabbelichem schmierigem Aussehen, daß nur die helle Verzweiflung einen Menschen dazu bringen konnte, davon zu nehmen und auch zu essen. Kaum genießbares Maisbrod—dennoch der beste Theil der Mahlzeit—war in Fülle vorhanden, es fehlte also an Nichts, um sich vor dem Hungertode zu bewahren.

Ein paar Frauen—die Männer waren im Walde beim „Galibot"-Sammeln—welche sehr angegriffen schienen, antworteten auf theilnehmendes Fragen, daß sie ihres Lebens nicht froh würden, weil die Fieberplage das ganze Jahr anhielte und sich nichts dagegen thun ließe. Von Außen sah dagegen Alles so freundlich und hübsch aus, daß man hätte glauben sollen, die Leute müßten, mit dem schönen Wald im Rücken und auf beiden Seiten, den ausgedehnten Baumwollfeldern in der Front, welche, wenn die reife Baumwolle aus den Kapseln hervorquillt, einen reizenden Anblick gewähren, ein so angenehm sorglos friedliches Dasein abspinnen, wie es sich nur wünschen ließe, aber statt Wirklichkeit überall nur trügerischer Schein und bestechende Täuschung.

Endlich ließ sich eine Lokomotive blicken und machte der langweiligen Situation ein Ende; aber die Ursache dieses Intermezzos wurde nicht aufgeklärt, woran auch schließlich wenig gelegen war.

Der große Strike.

Darüber war es Januar 1858 geworden und je mehr sich das Frühjahr näherte, belebte sich auch das Geschäft wieder, blieb aber doch das ganze Jahr über weit hinter den gehegten Erwartungen zurück. Die schlimmste Folge jeder geschäftlichen Krisis ist das rapide Herabgehen der Preise. Jeder will arbeiten, will verkaufen; weil nun ein gesunder Bedarf nicht vorhanden, so werden Verkäufe durch animirend niedrige Preise forcirt, und diese Maxime bringt in der Regel den meisten Schaden, denn das Herabgehen überstürzt sich meistentheils, aber ein Heraufgehen wird nur durch ungewöhnlich günstige Umstände bedingt.

So augenscheinlich wie der Nachtheil ist, so bleibt doch dem Fabrikanten, der unter allen Umständen seine Arbeiter beschäftigen will, nichts weiter übrig, als selbst auf jeden Nutzen zu verzichten, in der Hoffnung, daß solcher Zustand nicht allzulange anhält.

Im letzteren Falle waren auch wir. Ende Sommers 1859 wurde denn auch wieder mit aller Force gearbeitet und zwar zu den früheren Lohnsätzen, welche sehr hoch und den Verkaufspreisen gegenüber ganz ungerechtfertigt waren. Trotzdem ließen es sich die Arbeiter, von einigen charakterlosen Subjekten aufgehetzt, beikommen, einen „Strike" in Scene zu setzen. Man verlangte eine Lohnerhöhung von 25 Procent, worauf von unserer Seite, um jede Störung zu verhüten, sogleich durch Zusage von 12½ Procent auf halbem Wege entgegengekommen wurde. Dies freundliche Anerbieten wies man schroff zurück und das Resultat davon war, daß an Arbeitslohn allein $12,000 verloren gingen, die mit vieler Mühe und Unkosten erlangten Aufträge von den Bestellern größtentheils zurückgezogen wurden, und als Alles vorüber, es schwer hielt, für drei Viertel des früheren Lohnes überhaupt noch Beschäftigung zu finden.

In welchem Lichte man die Sache immer betrachten mag, die unausgesetzten „Strikes" können unmöglich zum Segen gereichen,

denn wäre es möglich, daß sich Verlust und Gewinn durch Zahlen gegenüberstellen ließen, so würde man erstaunen über die enormen Summen, welche die Arbeiter jeder Klasse dabei wirklich verloren haben, ganz abgesehen von den damit verbundenen Einbußen der Arbeitgeber, welche gleichfalls eine ansehnliche Ziffer darstellen würden.

Ein anderes, nicht geringes Uebel sind die daraus entspringenden persönlichen Verfeindungen; denn jede Niederträchtigkeit, Haß und Bosheit treten dabei an die Oberfläche. Sicherlich sind die „Strikes" auch die Ursache von vielen häuslichen Wirren, denn hält ein solcher Zustand lange an, so kann es leicht vorkommen, daß aus einem nüchternen Menschen ein Wirthshausbruder wird. Ein mehrwöchentliches müßiges Umherbummeln, wackelige Grundsätze, ein gewisser Grad von Desperation, die Gesellschaft von professionellen Saufbrüdern—Alles das wirkt zusammen, um eine sonst brave respektable Arbeiterfamilie zu Grunde zu richten, und daran ist allein die „Strike-Manie" schuld.

Jeder wirklich humane Mensch sympathisirt mit dem Manne, welcher sich früh und spät, jahraus jahrein um das bischen tägliche Brod plagen und quälen muß, meist ohne die geringste Aussicht, es sich auf seine alten Tage bequem machen zu können. Aber auch der Arbeitgeber ist nicht immer auf Rosen gebettet, er hängt wie der Arbeiter von Conjuncturen ab, und sind diese für ihn besonders ungünstig, so geht oft noch zuletzt flöten, was Zweidrittel eines langen Lebens zur Erwerbung bedurfte.

Wir haben es, wenn man tiefer auf den Grund geht, mit einer Erscheinung zu thun, deren Kern in einer berechtigten, fast möchte man sagen angeborenen Unzufriedenheit mit den menschlichen Einrichtungen ruht und in jedes Menschen Brust entweder noch unbewußt schlummert oder vom geringsten bis zum ausgedehntesten Umfange im Bewußtsein vorhanden, sich durch Aussprechen von Gedanken äußert oder durch darauf bezügliche Handlungen in die Erscheinung tritt.

Nihilisten, Anarchisten, Sozialisten, kurz jede Schattirung von

Weltverbesserern, möchten die menschliche Gesellschaft nach eigenem Recepte reformiren und umwandeln, nur sollten diese Leute sich Alle zusammen thun, ihre Versuche im eigenen Kreise anstellen, und wenn gelungen, ohne ein Wort zu sagen, mit der vollendeten Thatsache ihren zweifelnden Mitmenschen unter die Augen treten, aber—da hapert's eben!

Edle, wahre Menschenfreunde haben zu allen Zeiten, in den verschiedensten Ländern und unter jedem Himmelsstriche die größten Opfer gebracht, um der Welt durch ein gelungenes Experiment zu zeigen und zu beweisen, daß ein befriedigenderes Dasein für die mit Vernunft begabten Bewohner dieses Planeten erstrebt und errungen werden kann. Jeder Versuch ist gescheitert—gescheitert am Unverstande, an den zerstörenden Trieben der Menschen selbst. Ein „Musterdorf" genügt nicht als Beweis—man will einen „Musterstaat" sehen, und der—ist noch nie und nirgends dagewesen.

Das große Feuer in Beekman Street.

Es war am 29. Dezember, das Geschäft, zum Theil die Frucht einer wiederholten Reise nach Cuba, im vollen Gange, da betraf uns eine Kalamität, deren Folgen noch größere Verluste mit sich brachte, als das Unglück selbst.

Es war eine bitterkalte Nacht, denn Wasser und Gas waren uns eingefroren; 5 Uhr Morgens, also noch stockfinster, da wurde mehrmals heftig an der Schelle gezogen. Es war ein Feuerwehrmann, welcher in Hast meldete, es sei bei uns ein Feuer ausgebrochen und ich solle schnell mitkommen. Der furchtbare Schrecken ließ mich kaum daran denken, ordentlich etwas anzuziehen, so, ohne Strümpfe und Weste nothdürftig bekleidet, machte ich mich mit dem Manne, den wir persönlich kannten, schleunigst auf den Weg, aber du lieber Himmel—als wir Beekman Street erreichten, stand schon das ganze große Gebäude nebst einem halben

Dutzend anderer daneben und dahinter über die Straße liegender Häuser in hellen Flammen, weit in der Runde eine schauerlich schöne Beleuchtung gewährend. Die intensive Kälte war ein großes Hinderniß bei Bewältigung des Brandes und erst als die hohen Mauern zusammenstürzten, worunter eine Spritze, zum Glück ohne Verlust von Menschenleben, vollständig begraben wurde, gelang es, dem verheerenden Elemente wirksam beizukommen und eine gefährlichere Ausdehung desselben zu verhindern.

Der Gesammtverlust bei diesem Brande war enorm und betrug kaum weniger als $1,000,000. Unsern Verlust schätzten wir—es war ein bedeutendes Lager von Spiegel- und anderem Glas dabei zerstört worden—auf $56,000, erhielten dagegen nur die geringe Summe von $29,000, da es versäumt wurde, in Zeiten genügende Versicherung zu effektuiren.

Noch lagen die Ruinen in voller Glut, da boten wir einigen Feuerleuten für das Herausschaffen der Bücher, welche in einem Gewölbe unter dem Seitenweg lagen, $250, und diese unternahmen es sogleich, eine Oeffnung durch die glühendheißen Platten herzustellen, groß genug, daß ein Mann durchkriechen konnte. Obgleich es kaum möglich war, in der überhitzten Luft zu athmen, so gelang es doch, alle wichtigen und nothwendigen Bücher unversehrt an das Licht zu bringen.

Noch am selben Tage wurde in unserem Wohnhause provisorisch eine Office eingerichtet und auch das 41 und 43 Beekman Street gelegene Gebäude, welches gerade leer stand, gemiethet. Nun mit Hilfe aller vorher beschäftigten Arbeiter daran gegangen, die zur Wiederaufnahme der Arbeit nöthigen Vorbereitungen zu treffen, wozu hauptsächlich das Zusammenzimmern einer Menge Werkbänke gehörte, kurzum Alles schleunigst beschafft, was sich fertig kaufen oder ohne mechanische Schwierigkeiten schnell herstellen ließ.

Nach Verlauf von drei Tagen konnte das Geschäft schon als wieder eröffnet betrachtet werden. Leider erwiesen sich die neuen Lokalitäten aber so unvortheilhaft, daß es schon nach etlichen Monaten gerathen schien, noch andere Räumlichkeiten dazu zu

nehmen, wodurch, abgesehen von der Unbequemlichkeit, die Rente bis auf $10,000 erhöht wurde. Nichtsdestoweniger wäre voraussichtlich doch Alles wieder gut gegangen, aber die kommenden Ereignisse warfen bereits ihre düsteren Schatten auf das Jahr 1860, deren lähmende Wirkung sich auch bald in allen Geschäften fühlbar machte und auch bei uns sich in bedenklicher Weise kundgab.

Der Bürgerkrieg und seine Folgen.

Die eine lange Reihe von Jahren ohne Unterbrechung am Ruder gewesene demokratische Partei war dermaßen in Fäulniß übergegangen, daß die Zeit mehr als überreif war, der herrschenden, Alles demoralisirenden Korruption ein Ende zu machen. Dazu kam, daß alle Bestrebungen verständiger leidenschaftsloser Staatsmänner, der in den Süd-Staaten herrschenden Sklaverei auf friedlichem Wege ein Ziel zu setzen, an der fanatischen Halsstarrigkeit und dem Eigensinne der Sklavenhalter scheiternd, eine Erbitterung erzeugt hatte, welche, durch feindliche Kundgebungen jeder Art einen immer bedrohlicheren Charakter annehmend, sich endlich so weit zuspitzte, daß ein offener Ausbruch wirklicher Feindseligkeiten kaum noch zu verhüten war.

Aber erst durch die Wahl Abraham Lincoln's zum Präsidenten, welcher der neugebildeten republikanischen Partei—„deren Tugend auch bald viel zu wünschen übrig ließ"—angehörend, mit großer Mehrheit gewählt, im März 1861 inaugurirt wurde, und als dessen Hauptaufgabe die Bekämpfung resp. Unterdrückung der Sklaverei betrachtet wurde; da erst brach das lange drohende Ungewitter mit einer Vehemenz los, wie es die jeder Geschichtskenntniß, außer der des eigenen Landes, abholden Amerikaner es sicher nie geahnt hatten.

Ein auch nur annähernd kompetentes Urtheil über so tief eingreifende Begebenheiten, wie der Secessionskrieg es war, zu fällen,

möchte nicht leicht sein, so viel steht aber fest, daß der objektive, keiner Partei angehörende Beobachter eher dazu geeignet ist, als der voreingenommene Parteimann. So behaupte auch ich, dieser sinnlose Bürgerkrieg wurde nicht durch vorgebliche Humanität, sondern durch den sträflichsten Uebermuth von der einen und empörendsten Mißbrauch der Gewalt von der anderen Seite herbeigeführt!

Die Sklaverei gehörte in diesem Lande zu den sogenannten historischen Rechten, auf welche namentlich im monarchischen Europa unaufhörlich gepocht wird. Was ist aber historisches Recht der Gewalt gegenüber?! Wie viele solcher Rechte sind nicht schon vernichtet worden und es hat kein Hahn danach gekräht!

In den nördlicheren Staaten hörte dieser Zustand der absoluten Leibeigenschaft schon deßwegen von selbst auf, weil das Klima den Neger als Feldarbeiter nicht allein entbehrlich machte, sondern sogar unvortheilhaft erscheinen ließ, anderseits durch den beständigen Zufluß von Arbeitskräften aus den „Mutter-Landen," welche einen wirklichen Mangel daran nicht aufkommen ließen.

Die Geschichte dieses riesigen Konflikts füllt ganze Bände und ist in verschiedenen Werken auf's Ausführlichste beschrieben—aus diesem Grunde gebe ich nur eine schwache Skizze davon und wie ich persönlich darüber dachte.

Im Leben der Völker, wie in dem der Individuen, giebt es Perioden, wo sich ein Ueberschuß von Kraft äußert; beide—Staat sowohl wie Individuum—sind während solcher Kraftanfälle mehr als geneigt, die unverantwortlichsten Dummheiten zu begehen. Der Einzelne bestrebt sich, seine Gesundheit zu untergraben, ein Volk dagegen, durch das Herbeiführen unvernünftiger ungerechter Kriege, oder gewagter abenteuerlicher Unternehmungen, sich auf lange Zeit die unerträglichsten Lasten aufzubürden, abgesehen von den unersetzlichen Verlusten der Familien an Gut und Blut.

Da es immer so war, oder gewesen zu sein scheint, so muß auch hierbei eine weise Naturbedingung obwalten, welche für uns stets irrende Menschen nicht faßlich und erkenntlich, ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist und bleiben wird.

Sind einmal die Vorbedingungen da, so treten die Ereignisse mit unerbittlicher Logik ein, und so auch in diesem Falle. Als die Spannung auf's Höchste gestiegen und kein „Biegen" mehr möglich, so mußte der Bogen brechen, und—er brach mit einem so furchtbaren Krache, einem solchen Nachhall, daß uns noch heute, 25 Jahre später, die Ohren davon klingen, weil der noch unbezahlte Rest der National-Schuld, kaum weniger als $ 1,300,000,000, sowie die unmäßig hohen Zölle und eine Menge vor dem Kriege unbekannter „Inland-Steuern" täglich daran erinnern.

Wie schon angedeutet, war der ganze Verlauf des Jahres 1860 in geschäftlicher Beziehung ein höchst erbärmlicher. Wir speziell hatten mit bedeutendem Verlust gearbeitet und da sich die schlimmen Anzeichen fast stündlich vermehrten, so wußte man faktisch nicht, wie man sich dem gegenüber verhalten sollte, denn gearbeitet mußte doch werden.

Am 1. Januar 1861 trat Onkel B., der die Geschichte satt bekommen hatte, aus dem Geschäft, um bald darauf eine Reise nach Deutschland anzutreten. Ohnehin war er auch ledig geblieben, also in der glücklichen Lage, seinen Gefühlen freien Lauf lassen zu können. Alle erwachsenen Verbindlichkeiten lasteten nun allein auf meinen Schultern, denn der dritte Partner hatte bei seinem Eintritt nicht einen Cent Kapital eingeschossen, mithin, wenn es schief ging, auch nichts zu verlieren.

So war meine Situation keine besonders angenehme, da jede annähernd sichere Zukunfts-Kalkulation unter den obwaltenden Umständen zur Unmöglichkeit wurde.

Bald nahte denn auch der Moment, wo, des Redens müde, zur Wahrung ihrer schwerbedrohten Rechte, das heißt, zum Schutze der Sklaverei, sich elf der Süd-Staaten zu einem Separat-Bunde vereinigten und durch das Bombardement von Fort Sumter am 12. April unter General Beauregard zur Offensive übergingen.

Genanntes Bollwerk, den Hafen von Charleston, S. C., beherrschend, wurde nur von 109 Mann unter Major Anderson zwei Tage tapfer vertheidigt, dann aber, der Uebermacht weichend, am 14. April geräumt.

Durch eine Proklamation Lincoln's wurden schon nach Verlauf von weiteren 24 Stunden 75,000 Mann Milizen, vorerst auf drei Monate, zum Dienst im Felde zu den Waffen gerufen, dem schon am 3. Mai ein zweiter Aufruf von 42,000 Mann folgte; nächstdem in den letzten Tagen des Juli, durch Kongreß-Beschluß dem Präsidenten die Befugniß verliehen, Aufgebote bis zu einer Million Streiter für die Dauer von sechs Monaten bis drei Jahren zu erlassen.

Nun folgten die aufregendsten Ereignisse Schlag auf Schlag. Weil wir aber—gottlob!—nur eine Civil-Regierung und keine Militär-Herrschaft besitzen, so war auch kein Mann da, welcher der Situation gewachsen, und so herrschte denn in der Bundeshauptstadt bald die bedauernswertheste Rathlosigkeit. Schockweise wurden Generäle und Obersten aus Advokaten fabrizirt, welche nicht wußten, was anzufangen mit dem ihnen unterstellten Menschen-Material. Umgekehrt war es dasselbe, denn zwischen Schwätzern in Gerichtshöfen und zuverlässigen Führern, welche den Soldaten Vertrauen und Siegeszuversicht einflößen, ist bekanntlich ein himmelweiter Unterschied.

Die secessionswüthigen Staaten hatten sich schon längst für alle Fälle vorbereitet, es fehlte nicht an der nöthigen Begeisterung, Schiffen, Mannschaften und Kriegsbedarf—für einen kürzeren Krieg—um die beabsichtigte Losreißung von der Union und Bildung eines unabhängigen Separat-Bundes mit Aussicht auf Erfolg in Scene zu setzen. Augenscheinlich hatte der Süden bei seinen Trennungs-Gelüsten das ungeheuere industrielle Uebergewicht des Nordens ganz außer Acht gelassen, aber gerade die dadurch ermöglichte Herbeischaffung und Ergänzung von solchen Hülfsmitteln, ohne welche eine längere Kriegführung undenkbar, machten den endlichen Sieg des Letzteren nur zu einer Zeitfrage.

So kam der 21. Juli und mit ihm der erste bedeutende Zusammenstoß der sich feindlich gegenüberstehenden Parteien, bei welchem die sogenannten Rebellen entschieden die Oberhand behielten und die zusammengeraffte Nord-Armee auf Washington zurückfallen mußte.

In der Geschichte wird diese Affaire als Schlacht bei „Bull Run" bezeichnet, in Wirklichkeit soll es aber nur eine großartige blutige Schlägerei gewesen sein. Die reguläre V. St.-Armee, kaum 15,000 Mann zählend, war zum größten Theile an den entferntesten Grenzen des Landes verstreut; zu einer richtigen militärischen Organisation aber noch keine Zeit gewesen, mithin dieser erste Mißerfolg den enthusiasmirten Südländern gegenüber nichts weniger als ein Wunder.

Wie die Uniform und eine Muskete über der Schulter noch lange keine brauchbaren Soldaten macht, so macht auch die oberflächliche Kenntniß des Inhalts eines militärischen Instruktions-Buches Keinen zum verläßlichen Offizier; und gerade diese Mißstände waren auch die Hauptursachen der jahrelangen Verschleppung des Krieges.

Wie diese erste Schlappe in New-York aufgenommen wurde, mag sich der Leser selbst vorstellen. Das Maulheldenthum hatte schon im voraus förmliche Orgien gefeiert; putzig war es gewesen, mit anzuhören, wie man den Feind schon beim ersten Anprall hatte mit Haut und Haaren—auffressen wollen— und nun—diese Blamage!

Selbst die zahlreichen deutschen Regimenter machten, obgleich viele in Deutschland geschulte Soldaten darunter waren, keine besonders günstige Ausnahme; denn bei einer Disciplin, welche, wie kaum anders zu erwarten, nicht lockerer und loser sein konnte und sich bis auf die Spitzen der Heeresführung erstreckte, war an einheitliches Zusammenwirken im Großen und Ganzen nicht zu denken. Zu allen diesen Uebelständen gesellte sich noch der durch die gewissenlosesten Demagogen unablässig geschürte Parteihaß, das beständige Geheul einer charakterlosen Heuchlerbande, welche unter dem Deckmantel des Patriotismus und des leidigen Christenthums auch da noch, als man „des grausamen Spiels müde," dennoch keine Ruhe ließ, sondern zu immer neuem Blutvergießen antrieb.

Dieser unseelige Konflikt, welcher, die Periode des gegenseitigen Abschlachtens allein genommen, vier volle Jahre währte und die

haarsträubendsten Opfer verlangte, war ohne Zweifel die größte Thorheit, welche die Welt je gesehen hatte!

Nach dem ersten „Aufeinderplatzen“ bei „Bull Run“ folgten nun unzählige Kämpfe auf einer Menge weit von einander entfernter Operationsfelder, aber auch stete Veränderungen in der Leitung der verschiedenen Heereskörper, woraus resultirte, daß die auf einem Schlachtfelde durch geschicktere Führung errungenen Vortheile in der Regel auf einem andern durch unfähige Leitung wieder paralisirt wurden. Wie gestalteten sich aber währenddem die Verhältnisse in Handel und Wandel?!

Die große transatlantische Republik gespalten und damit geschwächt zu sehen, liegt—und würde tausendmal das Gegentheil behauptet—entschieden im Interesse der europäischen Monarchien resp. Dynastien. So wurde denn namentlich Englischerseits, wenn auch nicht von der Regierung direkt ausgehend, doch alles auf Unterstützung der Secession Abzielende stillschweigend geduldet und dazu gehörte hauptsächlich der Bau und die Armirung von Schiffen, welche, als Kaper ausgerüstet, den ganzen Handel der Nord-Staaten zu vernichten drohten. Bemerkt sei hierbei, daß England nach Jahren in Folge der Entscheidung eines in Genf zusammengetretenen Schiedsgerichtes zur Zahlung einer Entschädigungssumme von $15,000,000 an die Regierung der Vereinigten Staaten verurtheilt wurde—und auch zahlte.

Daß die abnormsten Zustände aus alledem erwachsen mußten, liegt auf der Hand. So stiegen die Marine-Versicherungs-Raten zu einer Höhe, daß die auf solche Art unmäßig vertheuerten Waaren auch keine Abnehmer mehr fanden. Dasselbe war auch der Fall mit dem Haupt-Stapelprodukte des Südens—der Baumwolle. In normalen Zeiten kostete das Pfund in New-Orleans 9 bis 12½ Cents, erreichte aber zu einer gewissen Zeit die schwindelhafte Höhe von 90 Cents bis zu $1.10 per Pfund, und so ging es mit allen Bedürfnissen. Stetes Schwanken und die größte Unsicherheit hatte in allen Geschäfts-Branchen Platz gegriffen, aber auch das war das Schlimmste noch lange nicht.

Alles Hartgeld war aus dem Verkehr verschwunden, selbst an der unentbehrlichen Scheidemünze, dem Kupfer, war bald ein so fühlbarer Mangel, daß gewöhnliche Geschäftsleute es unternahmen, auf eigene Faust Kupfer-Cente prägen zu lassen, um diesem Bedürfnisse einigermaßen abzuhelfen.

Zu welchen Auskunftsmitteln aber die National-Regierung zu greifen sich genöthigt sah, erhellt daraus, daß zuerst die klebrigen Postmarken dazu herhalten mußten, den Kleinverkehr zu vermitteln, zugleich aber auch Alles aufgeboten wurde, um Abhülfe zu schaffen. Leider konnte dies nur auf dem billigsten Wege—durch Papier—geschehen und so sah man denn bald nichts weiter als gedruckte Werthzeichen in verschiedenen Größen und Farben, bis herab zu 5, ich glaube sogar zu 3 Cents.

Mit jeder „Schlappe," welche die „Nördlichen" erhielten, wodurch zugleich eine Verlängerung des Kampfes bedingt wurde, stieg das Agio an Gold höher bis es, nachdem der Gold-Dollar die Höhe von 285 Cents in Papier erreicht hatte und längst ein Objekt der wildesten Spekulation geworden war, auf genanntem Kulminationspunkt einige Tage stehen blieb, dann aber mit rapider Schnelligkeit, veranlaßt durch schnell aufeinander folgende Siege der föderalen Armeen, nahezu um ein Drittel herabging und eine Panik unter den Börsen-Leuten hervorrief, welche—als der „schwarze Freitag" bekannt—den dabei betheiligt gewesenen unvergeßlich bleiben wird.

Es währte nun noch über 10 Jahre, ehe es der Regierung gelang, zur Baarzahlung zurückzukehren und den Papier-Dollar wieder in seine vollen Rechte einzusetzen.

Staunen und Grauen erregt es bei dem unbefangenen Beobachter, wenn er wahrnimmt, welcher erbärmliche Menschenschund in aufgeregten Zeiten an die Oberfläche tritt. Das Eindringen von Spionen in alle Privat-Verhältnisse; ein über alle Begriffe verächtliches Denunziantenwesen; die patriotische Heuchelei, nur darauf bedacht, am Unglück des Vaterlandes den schurkischen Kadaver zu mästen; die entsetzliche Gier, durch Vereitelung friedlichen Ver-

gleichs sich auf Kosten von Blut und Leben der Mitbürger nur recht lange den unersättlichen Rachen zu füllen; mit einem Worte —Alles was dazu angethan, die Bezeichnung „Mensch“ zu entwürdigen und in Mißkredit zu bringen, taucht auf in solchen Zeiten der Bedrängniß, wobei Rang und Stand keine Ausnahme machen.

Es gab auch im Norden, namentlich in New-York, Leute genug, welche entschieden mit den Süd-Staaten sympathisirten und die Bekämpfung der Sklaven-Barone als ein todeswürdiges politisches Verbrechen betrachteten. Aber auch hier lag das Richtige in der Mitte und bestand darin, daß die Verewigung der Neger-Sklaverei dem sogenannten freiesten Lande der Welt zu einem Unding, zu einer Schmach eben desselben Volkes geworden war, welches sich so sehr mit seiner Freiheit andern weniger begünstigten Nationen gegenüber zu brüsten pflegt.

Der Loskauf aller Sklaven zusammen, etwa 5,000,000, hätte nun mit weniger als dem vierten Theil der Unsummen bewerkstelligt werden können, welche dem Lande dieser Krieg gekostet hat. Hunderttausende von Menschenleben wären erhalten und unsägliches Familienunglück, namentlich südlicherseits, verhütet worden; denn den Gegnern muß man es zum Ruhme nachsagen, sie haben ihr eigenes Blut für ihre Sache vergossen und nicht, wie der Norden in der Lage war, es ungeheueren Söldner-Schaaren überlassen, die Sache auszufechten. Im Uebrigen war es genau das Verhältniß wie zwischen zwei auf einander erboßten Konkurrenten, welche sich um jeden Preis ruiniren wollen, bei denen es auch nur darauf ankommt, wer von Beiden es am längsten aushält. Weil nun der Wohlhabendere unzweifelhaft den Sieg davon tragen muß, so ist das Verdienst des Stärkeren in Wahrheit nur ein höchst bescheidenes. Genau so war es in dem vorliegenden Falle.

Gold war bei den Conföderirten thatsächlich zur Chimäre geworden, aber auch das nichtgarantirte Papier hatte zuletzt alle und jede Kaufkraft verloren. Mangel am Nöthigsten war zuletzt überall eingerissen und es gab kaum eine Familie, welche den Verlust

theuerer Angehörigen nicht zu beklagen hatte. Beispielsweise sei erwähnt, daß man in Richmond, weil kein Druckpapier mehr zu haben war, sich mit den Rückseiten alter Tapeten behalf. Dazu schließlich die Last und Gefahr der befreiten Sklaven, welche glaubten, daß sie mit der gewonnenen Freiheit auch nicht mehr zu arbeiten brauchten.

Da der Freiwilligen-Zufluß auf Seite der Nördlichen dem Bedürfniß auf die Dauer nicht entsprach, so wurde zu allen möglichen Mitteln, besonders aber zu dem allein wirksamsten, nämlich die Leute zu kaufen, gegriffen. So gelangte man endlich dahin, daß von den Gemeinden und Privaten fabelhafte Summen verausgabt werden mußten, um die verlangten Mannschaften herbeizuschaffen, was aber erst vollständig erreicht wurde, als ein Bekanntwerden dieses Verfahrens das Kanonenfutter in vielen Schiffsladungen von Europa, vorzugsweise von Deutschland und nächstdem von Irland, herbeizog. Von der National-Regierung wurden bis zu $400, von Lokalbehörden und Privaten 1,200 bis 2,000 Dollars „Bounty" für den Mann bezahlt.

Das Desertiren wurde natürlich, weil die ganze Kriegführung nur ein gigantischer Wirrwarr war, zu einem der lukrativsten Geschäfte, denn einzelne Kerle wurden 3 bis 4 Mal fahnenflüchtig und erhielten bei wiederholter Anwerbung auch eben so oft eine der vorhergenannten Summen.

Die unglaublichste Geldverschleuderung machte immer neue Anleihen nöthig und als ein Glück mußte es betrachtet werden, daß, soweit es die Nord-Staaten betraf, der Kredit des Landes unerschüttert blieb, es ermöglichend, daß V. St.-Bonds im Betrage von Hunderten von Millionen Dollars in Europa hinlänglich Käufer fanden und als sichere Kapital-Anlage betrachtet wurden.

Das Rekrutiren wurde mit der unabsehbaren Hinschleppung des Krieges, obgleich nach ziemlich genauer Schätzung $600,000,000 darauf verwendet wurden, immer schwieriger, und man sah sich genöthigt, um die Lücken zu füllen, zum letzten Mittel—zur gewaltsamen Aushebung—zu greifen. Dieses Vorgehen, etwas Uner-

hörtes in einem freien Lande, war die unmittelbare Veranlassung des gefährlichen, drei Tage währenden Aufruhrs im Juli 1863 in New-York, welcher die ganze Stadt, besonders durch eine große Menge Feuersbrünste, in steter Angst und Aufregung erhielt. Die Fahrten der Straßen-Bahnen mußten sistirt werden und an mehreren Punkten der Stadt gab es blutige Zusammenstöße, wobei nahezu 1,300 Menschen das Leben verloren.

Erst das Erscheinen von Bundes-Militär, besonders Artillerie, machte diesem Zustande ein Ende, so daß die ruhigen Bürger wieder frei aufathmen konnten.

Wer mit der Geschichte dieses Krieges nicht hinlänglich vertraut, muß durchaus nicht glauben, daß die unsinnigen Kosten desselben nur durch Anleihen aufgebracht wurden—I Gott bewahre! Wie hätte es auch geschehen können, ohne zugleich ein aller Begriffe spottendes „Steuer-Erpressungs-System" damit Hand in Hand gehen zu lassen. Diese Zwangs-Steuer-Erhebungen an sich waren durch die Umstände geboten, aber erst die mit Ausführung derselben betrauten, meist bis zum Ekel schoflen Subjekte machten derartige Maßnahmen zu den gehässigsten, welche erdacht werden konnten.

Tausende von Spionen im Solde thatsächlicher Gauner lungerten überall umher, drängten sich in die Geschäfte, durchschnüffelten die Gebäulichkeiten, kurzum unterließen nichts, ihr schändliches Gewerbe—das Denunziren—verhaßt zu machen.

Die Zölle waren außerdem unter dem Vorwande, die heimische Industrie zu schützen, über jedes vernünftige Maß erhöht worden; eine Abgabe von m o n a t l i c h 10 Prozent auf alle Verkäufe von Fabrikaten gelegt, und besonders Alkohol, welcher doch auch vielen industriellen Zwecken dient, so enorm besteuert, daß mit Hilfe und durch Bestechung der kontrollirenden Inspektoren von einzelnen Leuten in kurzer Frist große Reichthümer erworben wurden. Die Gallone Spiritus kostete vor dem Ausbruche des Krieges 55 Cent, als aber die Preise am höchsten, mußte für dasselbe Quantum nicht weniger als $4.85 bezahlt werden; man kann sich also leicht vorstellen, welcher Schwindel damit getrieben wurde.

All und Jedes wurde überhaupt zur Besteuerung herangezogen, um den unersättlichen Kriegs-Moloch immer bei guter Laune zu erhalten. Alle Geschäfte florirten aber dabei, denn die große Menge gemeinen Gesindels, welches mit Lieferungen für die Armee, oder was damit zusammen hing, schnell zu Reichthum gelangte, suchte nun das ihr an Charakter und Bildung Fehlende durch zur Schau getragenen Staat, sowie durch verschwenderische pompöse Einrichtung ihrer Behausungen zu verdecken—so entstand das „Shoddythum," eine schäbige Gesellschaft, hohl und faul innerlich, prunkend und gleißend äußerlich.

Am 8. April 1864 wurde, nachdem andere darauf bezügliche Proklamationen vorausgeschickt waren, durch Präsident Lincoln der Haupttrumpf gegen die rebellischen Sclavenhalter damit ausgespielt, daß mit einigen Federstrichen die bedingungslose Freiheit sämmtlicher Sclaven, also ohne jede Entschädigung, dekretirt und dem Süden der empfindlichste Schlag beigebracht wurde, welcher seinen wirthschaftlichen Bestand überhaupt treffen konnte.

Ob dieser Verzweiflungs-Akt aber als ein weiser zu bezeichnen war? Darüber waren die Auffassungen sehr verschieden. Die Sclaven hatten sich dabei, im Anfange wenigstens, bedeutend verschlechtert, denn nun wurden diese in jeder Beziehung hilflosen Menschen der Regierung zu einer widerwärtigen, kostspieligen Last, und bis heute ist diese Bürde noch nicht ganz abgeschüttelt.

Gerade das Pharisäergeschmeiß, welches durch unablässige Hetzereien den Krieg herbeiführte, vor lauter Liebe zu dem schwarzen Menschenbruder denselben zuerst förmlich verhimmelte, eben diese hirnverbrannte Sippe war es nun wiederum, welche sich nicht genug vorsehen konnte, mit dem nun befreiten Neger in allzunahe Berührung zu kommen und so ihrer verrückten Gleichheits-Theorie das armseligste Zeugniß ausstellte, was sich überhaupt denken ließ.

Der Bürgerkrieg näherte sich jetzt rasch seinem Ende, allmählige Erschöpfung auf der einen und gänzliche Verblutung auf der anderen Seite machten eine längere Fortsetzung des Kampfes zur

Unmöglichkeit und so konnte denn, obgleich an entfernten zerstreuten Punkten die Feindseligkeiten noch eine Weile fortdauerten, mit der Waffenstreckung General Lee's und Gefangennahme seiner aus 27,000 Mann bestehenden Armee durch General Grant bei „Appomatox-Court-House" am 9. April 1865 dieser brudermörderische Streit thatsächlich als beendet betrachtet werden, denn kurz darauf am 10. Mai wurde auch das Haupt der Conföderation, Präsident Jefferson Davis, nebst einer Anzahl seiner vornehmsten Anhänger bei Irwinville, Ga., durch eine föderale Truppenabtheilung unter General Wilson gleichfalls gefangen genommen, und damit jedes weitere Hinderniß gegen die sofortige Inangriffnahme einer Rekonstruktion der Union aus dem Wege geräumt. Und nun das Gesammt-Resultat!

Bei Beendigung des Krieges zählte die föderale Armee nach den authentischsten Angaben noch 1,000,516 Mann. Aufgeboten wurden im Ganzen 2,759,000 Soldaten, darunter 186,000 Farbige. Auf den Schlachtfeldern gefallen oder kurz darauf ihren Wunden erlegen 281,000 Kombattanten. Hinzugerechnet der nicht zu schätzende Verlust gewaltsam zerstörten Eigenthums im ganzen Lande. Der Werth der emanzipirten Schwarzen, niedrig angeschlagen, $2,500,000,000. Die Nationalschuld mit allen sonstigen Geldopfern für Kriegszwecke rund zu $4,000,000,000 angenommen, dazu noch die fortwährenden Pensions-Beträge bis dato über $700,000,000 und angeblich noch über 300,000 Pensions-Berechtigte! Staunen erregend ist es, wie das Land solchen Aderlaß überwinden konnte und welche finanzielle Kraft dazu gehörte, diese Schuldenlast so weit abzutragen wie bis jetzt geschehen.

Die riesige „konföderirte Schuld" wird vermuthlich nur von etlichen der Süd-Staaten theilweise oder auch wohl gänzlich getilgt werden. Die Guthaben der nördlichen Kaufleute und Fabrikanten, zusammen viele Millionen betragend, wovon auch ich mit einer für meine Verhältnisse beträchtlichen Summe partizipirte, erlitten ein noch schlimmeres Schicksal; denn das Motto der südlichen Kreditoren:

„Unser Schuldbuch sei vernichtet!“ war ein der Lage getreu angepaßtes. Kurzum—es war ein theuerer Spaß!

Den 4. März 1865 fand Abraham Lincoln's zweite Inauguration als nationales Oberhaupt statt, aber schon am 14. April wurde der unzweifelhaft persönlich brave Mann von einem fanatischen Parteigänger, Brutus Junius Booth, in Ford's Theater zu Washington meuchlerisch erschossen, und nächsten Tages schon bestieg der Vice-Präsident Andrew Johnson den auf so tragische Weise plötzlich verwaisten Präsidentenstuhl.

Es bleibt noch zu bemerken übrig, daß die ganze Periode der nationalen Bedrängniß auch nicht einen thatsächlich Alle überragenden Geist an die Oberfläche brachte, denn es wäre doch zu naiv, anzunehmen, daß wenn eine überwältigende Mehrheit eine entschiedene Minderheit nach jahrelangem Kampfe schließlich besiegt, der dabei erworbene Ruhm mehr als etwas Alltägliches sein könnte. Es muß aber auch zugegeben werden, daß ein Bürgerkrieg, wo individuelle Meinungen so schwer wiegen, also hindernd oder fördernd wirken, nicht das richtige Terrain selbst für einen hervorragenden Mann ist, sich mit Lorbeeren zu bedecken. Es ist also nur Volks-Eitelkeit, wenn in solchem Falle mäßiges Verdienst zu unvergleichlichem Ruhme gestempelt und dazu aufgeblasen wird.

Mit geringen Mitteln Großes erstreben und durch eigene Kraft erringen, darin allein besteht wahre Menschen-Größe. Wie dem auch sein mag, selbst wenn jedem reich gewordenen Krämer ein Denkmal errichtet würde, es hätte auch sein Gutes, wenigstens für schlechte und gute Bildhauer.

Es bleibt nur noch zu bemerken übrig, daß dieser verderbliche Krieg die unermeßlichen Hilfsquellen unserer Republik erst so recht zum Bewußtsein gebracht hat, ein Umstand, welcher sicherlich bei den europäischen Mächten die gebührende Beachtung gefunden. Denn sollte die eine oder die andere dieser Mächte es sich je in den Kopf setzen, den Bund der nordamerikanischen Freistaaten, so lange derselbe eine untheilbare Union bildet, in frivoler Weise anzugreifen,

wodurch der wahre Patriotismus des ganzen Volkes erweckt und aufgestachelt würde, so möchte sich der Angreifer die Finger arg verbrennen, auch wenn es das perfide, hochmüthige England wäre, welches, nebenbei gesagt, den Gipfel seiner höchsten Machtstellung bereits überschritten hat und augenscheinlich im Niedergange begriffen ist.

Kleinigkeiten aus dem Familienleben.

Im Jahre 1862 war es, als ich meinem noch restirenden Partner, der sich zum überspannten Politiker entwickelt hatte, die Freundschaft kündigte. Es ging Alles glätter von statten, als ich vorher Grund hatte, zu vermuthen, denn der wackere Mann zog nicht allein das ihm zukommende, sondern auch jeden Cent meines Geldes aus der Bank, ehe ich es verhindern konnte, aber auch solchen Streich nicht erwartete. Trotzdem machte ich dabei, wie sich später herausstellte, das beste Geschäft, was ich machen konnte, denn kurz darauf trat ein ungeheuerer Aufschwung an Stelle des bis dahin unsicheren niedergedrückten Geschäftsganges ein und nun durfte ich auch den Profit ungeschmälert in die eigene Tasche stecken, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, meiner Verpflichtung gegen Freund B., welcher von mir keinerlei Sicherheit weder besaß noch verlangt hatte, gewissenhaft nachzukommen.

In demselben Jahre schickte ich unseren ältesten Sohn Heinrich nach Havana, um dort die spanische Sprache und das Geschäft in einem großen Kommissions-Hause, mit welchem ich schon lange in Verbindung stand, zu erlernen.

In '63 machte Frau Wilhelmine eine Reise nach Deutschland, um unseren dritten Sohn Emil zum Zwecke seiner von ihm selbst erstrebten musikalischen Ausbildung einem Konservatorium für Musik in Berlin anzuvertrauen.

Im folgenden Jahre wurde unser zweiter Sohn Ferdinand

nach Paris geschickt, um sich einestheils die französische Sprache anzueignen, anderntheils solche Kenntnisse zu erwerben, welche für unsere Geschäfts-Branche ersprießlich und nützlich sein konnten. Etwa um dieselbe Zeit verheirathete sich unsere einzige Tochter Louise, und Heinrich kam von Havana zurück.

Wie schon angedeutet, hatte das fortwährende Steigen des Gold-Agio's, veranlaßt durch die Ueberfluthung des Landes mit Papiergeld, die begründete Besorgniß hervorgerufen, daß eine gänzliche Entwerthung des Papiers nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Es kaufte also Jedermann so viel Waare als er vermochte, um doch im schlimmsten Falle, wenn auch kein baares Geld, doch wenigstens Geldeswerth zu besitzen. Daß dabei die Preise von allem Nöthigen und Unnöthigen auch entsprechend in die Höhe gingen, war selbstverständlich.

So wurde es mir ermöglicht, Kapital aus dem Geschäfte zu ziehen, um damit den Bau einer Fabrik in Marion Street, New-York, zur eigenen Bequemlichkeit und im Interesse von Freund B. zu beginnen, welche, da im Winter ununterbrochen daran gebaut wurde, schon im Mai '65 bezogen werden konnte. Damit wurde dem Mangel an vollständig geeigneten Räumlichkeiten für immer abgeholfen und ich von einem Alp befreit, dessen drückende Last mir schwere Sorgen bereitet hatte.

Im Sommer desselben Jahres machte auch ich mehr in Geschäften als zum Vergnügen eine Reise nach dem alten Vaterlande, wohin ich unseren jüngsten Sohn Willie mitnahm, um ihn etwas mehr von der Welt sehen zu lassen, aber nebst seinem Bruder Ferdinand wieder mit zurückbrachte.

Das Jahr 1866 brachte uns Preußen den Genuß der preußischen Siege über Oesterreich und seinen Anhang, wodurch der für Deutschland stets verderbliche Einfluß des Kaiser-Staates an der Donau hoffentlich für immer gebrochen wurde.

Im November '68 verheirathete sich unser Sohn Heinrich mit Fräulein Emilie Vollmer von Philadelphia und im April 1870 unser Sohn Ferdinand mit Fräulein Klara Huster von Hoboken.

Beide Söhne starben kurz aufeinander im Jahre 1878, uns Alle in die tiefste Trauer um ihren Verlust versetzend. H. hinterließ eine Wittwe und drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. F. war kinderlos geblieben.

Der deutsch-französische Krieg.

Inzwischen war die ganz Europa erschütternde Periode des deutsch-französischen Krieges, von Mitte Sommers 1870 bis zum Frühjahr 1871 währenb, angebrochen, welche für jeden Deutschen, der sein Geburtsland liebt, eine Zeit des Triumphes, der steten freudigen Aufregung war und sich im gleichen Grade schwerlich je wiederholen wird. Die Erfolge der deutschen Armeen auf französischem Boden sind in ihrer vernichtenden Gewalt nie und nirgenswo übertroffen worden. Eine Niederlage der Franzosen folgte der andern. Kaiser Napoleon III. selbst nebst 400,000 Mann seiner für unbesiegbar gehaltenen Armee wurden gefangen genommen, und Unmassen von Kriegsvorräthen und Waffen aller Art von den überall siegreichen deutschen Heeren erbeutet.

Eine großartige Frucht dieser Siege war die am 19. Januar 1871 mit Acclamation aller Fürsten Deutschlands vollzogene Proklamation König Wilhelm's I. von Preußen zum deutschen Kaiser, im Spiegel-Saal des Schlosses zu Versailles, verbunden mit der Belagerung und schließlichen Einnahme von Paris.

Dem vorangegangen war schon die schleunige Flucht der ränkesüchtigen Gemahlin Napoleons, einer Spanierin Eugenie von Montijo, welche er 1853 geheirathet und zur Kaiserin erhoben hatte. Dieser Ehe entsprang ein Sohn, der aber, wie die böse Welt munkelte, keineswegs echt, sondern, weil dringend benöthigt, ein untergeschobenes Kind sein sollte. Dieser Sohn, die einzige Hoffnung der gebrochenen verbannten Kaiserin, fand schon acht Jahre später, in seinem 23. Lebensjahre, ein

tragisch-ruhmloses Ende. Am 1. Juni 1879 wurde Napoleon IV. in Diensten Englands im Zululande von den Kaffern erschlagen.

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs wurde, und zwar zum dritten Male seit 1793, wieder eine republikanische Regierungsform in Frankreich etablirt und mit dieser auch die Friedensbedingungen vereinbart, welche nicht allein dem Erbfeinde Deutschlands eine Kriegsentschädigung von 5,000,000,000 Franks auferlegten, sondern ihm auch eine seiner besten Provinzen, das 200 Jahre früher Deutschland geraubte Elsaß-Lothringen kostete.

Das Alles zusammen waren Ereignisse, welche die Welt mit Staunen erfüllen mußten und nicht wenig dazu beitrugen, um die Stellung Deutscher und deutscher Abkömmlinge, welche über alle Länder der Erde zerstreut leben, zu einer geachteteren zu machen. Es ist leider eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß alle sonstigen Vorzüge eines Volkes, und wären diese noch so in die Augen springend, ihm in den Augen anderer Völker niemals den gleichen Nimbus verleihen, als große militärische Erfolge. Furcht und Respekt, basirt auf Macht, werden im Verkehr der Nationen untereinander stets den Ausschlag geben; geradeso wie ein ungewöhnlich starker Mann, und wäre er der dummste Kerl unter der Sonne, mehr Bewunderer im Allgemeinen findet, als ein durch seine Nützlichkeit hundertmal werthvollerer Mensch im Besonderen.

Frankreich hatte sich bis dahin in selbstüberschätzender Eitelkeit als kriegerisch unüberwindlich und an der Spitze aller Civilisation marschirend betrachtet. Es hatte den Gegner übermüthig herausgefordert, im irrigen Glauben, ein uneiniges Deutschland leicht überwältigen zu können. Es fand zu seinem Schrecken ein wie nie zuvor geeintes deutsches Volk, welches in seiner vollen Kraftentwickelung dem frechen Angreifer mit Zinsen heimzahlte, was der erste Napoleon an Deutschland gesündigt.

Preußen besaß zwei Männer, denen es hauptsächlich zu danken war, daß mit den gebotenen Mitteln die größtmöglichsten Erfolge erzielt wurden. Fürst Otto von Bismarck, der Kanzler des deutschen Reichs, auf diplomatischem, und der Chef des Generalstabs, Feld-

marschall Graf von Moltke, auf militärischem Felde, bildeten die Spitze dieser ungeheueren Ruhmespyramide. Das höchste staatsmännische wie das überragendste Feldherrngenie, verbunden mit eiserner Energie, war in diesen beiden Männern geradezu verkörpert, dazu kam, daß ihr Herr und König, Wilhelm I., gleichfalls ein entschlossener, tüchtiger Charakter, den hohen Werth dieser beiden Heroen früh genug erkannte und zu schätzen wußte.

Reichlicher mit Ehren überschüttet als die genannten drei von ihren Zeitgenossen, sind nur wenige Sterbliche vor ihnen. Selbst die Lebensdauer dieser Männer ist keine gewöhnliche, denn der Kaiser zählt gegenwärtig 89, der Fürst 71 und der General 81 Jahre, und alle drei sind noch rüstig auf den Beinen. Mit Sicherheit ist indeß anzunehmen, daß, wie immer sich die Geschicke Deutschlands in Zukunft gestalten mögen, „der große Moment nie ein größeres Geschlecht finden wird!"

Zur Ehre der Deutschen, namentlich der Millionen, welche durch Gewerbe, Künste und Ackerbau dazu beigetragen haben, Amerika reich und mächtig zu machen, sei noch hinzugefügt, daß sie sich auch dankbar bewiesen gegen Diejenigen, welche diese ruhmreichen Schlachten nicht nur für das engere Vaterland, sondern für Alle schlugen, denen ein deutschfühlendes Herz in der Brust schlägt und ein deutschgrübelnder Verstand im Schädel wohnt. Es wurde nicht geknausert, denn Millionen von Dollars wanderten nach dem Heimathlande zur Unterstützung verwundeter Krieger oder deren Wittwen und Waisen, und auch wir trugen nach Kräften dazu bei.

Der Brand von Chicago.

Am 8., 9. und 10. Oktober 1871 ereignete sich die furchtbare Brandkatastrophe, welche nahezu die ganze Stadt Chicago in Asche legte, denn 17,450 Gebäude aller Art fielen den ungezügelten Flammen zum Opfer. Der Gesammtverlust einschließlich aller

Waaren und des beweglichen Eigenthums betrug nach den sichersten Schätzungen 190,000,000 Dollars, 99,000 Menschen wurden obdachlos und 200 Personen fanden ihren Tod dabei. Daß dieser unheilvolle Brand für die östliche, namentlich New-Yorker Geschäftswelt nicht ohne betrübende Folgen bleiben konnte, ist natürlich; denn eine Menge verderblicher Zahlungseinstellungen, worunter auch mehrere Versicherungs-Gesellschaften, ließen nicht auf sich warten. Ich selbst kam eben noch mit einem blauen Auge davon und büßte nur eine geringe Summe ein.

Es konnte keine passendere Gelegenheit als diese geben, um die grandiose Hilfsbereitschaft des Amerikaners in ihrem strahlendsten Lichte kennen zu lernen. Die Summen, welche in kürzester Frist aufgebracht wurden, um der unglücklichen Stadt wieder auf die Beine zu helfen, waren enorm, aber auch dadurch ermöglicht, daß die Stadt im wahren Sinne des Wortes wie ein Phönix aus der Asche schon nach kaum mehr als drei Jahren größer und schöner erstanden war, als sie es vorher gewesen.

Chicago hat gegenwärtig, wie schon angegeben, etwa 600,000 Einwohner, da aber alle Vorbedingungen einer fortgesetzten Prosperität vorhanden, so wird die erste Million vielleicht schon mit Ablauf dieses Jahrhunderts erreicht werden. Es ist überhaupt hinsichtlich des Wachsthums eine der interessantesten Städte Amerikas. Inkorporirt im Jahr 1836, hatte die Einwohnerzahl bis 1840 noch nicht das fünfte Tausend erreicht und ist bis dato bereits die drittgrößte Stadt der Union.

Sechs magere Jahre.—Neue Verwandte. Abfahrt nach Hellas.

Das Jahr 1872 verlief ohne bemerkenswerthe uns näher liegende Begebenheiten, dagegen brachte der Herbst des darauf folgenden wieder eine finanzielle Krisis, deren verderbliche Folgen nach

sechs Jahren noch nicht vollständig überwunden waren und gerade für mich viele und darunter sehr schwere Verluste mit sich brachten, so daß es harte Kämpfe erforderte, mit Ehren darüber hinweg zu kommen.

Der Hauptgrund solcher Stagnationen ist darin zu suchen, daß in Zeiten starker Nachfrage wie unsinnig und viel anhaltender als nöthig in allen Fabriken darauf losgearbeitet wird, wodurch der Markt überfüllt, die Preise gedrückt, gewaltsam Verkäufe erzielt und gewissenlosen Käufern dazu verholfen wird, ihre Gläubiger zu betrügen.

Ein großer Segen, welcher zugleich zum furchtbarsten Uebel herangewachsen ist und mit rapider Schnelligkeit fortwährend wächst, ist die fast unbegrenzte Produktionsfähigkeit der Maschinen. Rücksichtslos wird darauf hingearbeitet, fleißige Hände brach zu legen und den Arbeitsuchenden die Gelegenheit zu entziehen, durch ehrlichen Erwerb ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die logischen Folgen eines solchen Systems werden nicht allein, sondern müssen eines Tages mit Alles zerstörender Gewalt eintreten und zwar in Form einer sozialen Revolution, wie die Welt es nie zuvor gesehen hat. Zudem ist ja das Niederreißen und Wiederaufbauen eine unerläßliche Bedingung zur Erhaltung des Menschengeschlechtes und nur die Ursachen solcher Wandlungen verschieden.

Im September 1874 hatte sich auch unser jüngster Sohn William mit Fräulein Minna Richards von Augsburg, Bayern, verheirathet und die Tage verliefen ziemlich gleichmäßig, bis uns, wie schon erwähnt, Krankheit und Tod tief einschneidende, traurige Unterbrechungen brachten.

Im Herbst 1879 zeigten sich die ersten Symptome einer Wiederbelebung der Geschäfte und im Frühjahr 1881 bot sich mir die Gelegenheit, den komplizirtesten Theil meines Geschäfts an eine andere Firma abzutreten und es so zu bewerkstelligen, daß Willie und Emil den leichter zu kontrollirenden, aber bedeutenderen Theil übernahmen und allein auf eigene Rechnung weiter zu führen vermochten. Dadurch wiederum wurde es mir ermöglicht, einen lange gehegten

Wunsch zur That werden zu lassen, nämlich eine Reise nach Italien und Griechenland zu unternehmen, hauptsächlich um den berühmtesten Archäologen der Jetztzeit, Dr. Heinrich Schliemann, persönlich kennen zu lernen und mich über die Art, wie solche Ausgrabungen in's Werk gesetzt werden, durch eigene Anschauung zu unterrichten.

Im gleichen Jahre, den 2. Juli 1881, war es auch, als Präsident James Garfield von einem fanatischen Meuchelmörder Namens Guiteau geschossen wurde und erst nach schweren Leiden den 19. September desselben Jahres seiner Verwundung erlag. Der elende Mörder wurde den 30. Juni 1882 für seine That gehängt.

Unser Sohn Emil, welcher, obgleich er sich dem Fabrik-Geschäft gewidmet, keineswegs der Musik, als vorzüglicher Violinist und Pianist, untreu geworden war, hatte sich um dieselbe Zeit mit Fräulein Marie Schelle von Buffalo, einer gleichfalls in Berlin ausgebildeten Sängerin, ehelich verbunden. Damit kam eine Periode zum Abschluß, welche in jeder mit Kindern gesegneten Familie viele Unruhe, Sorgen, Bedenken, Trübsal und—Geld kosten; aber auch, wenn es gut geht, Glück und Zufriedenheit im Gefolge hat. In unserem Falle war in der Hauptsache nur Erfreuliches damit verbunden und ist bis jetzt auch so geblieben.

Onkel B., der sich nach ein paar größeren Reisen gänzlich zur Ruhe gesetzt, hat außerdem nie anders als mit uns unter einem Dache gelebt und ist bereits zum vierzehnfältigen Vize-Großonkel avancirt, eine Rangstufe, welche durchaus nicht so leicht zu erreichen ist.

Gegen Ende Juli war Alles so weit geordnet, daß ich ohne Unruhe die geplante Reise antreten konnte, und da es meine Gewohnheit ist, mich nur mit dem Nothwendigsten zu beschweren, so ließen sich meine Siebensachen in zwei Handtaschen unterbringen, obgleich meine Abwesenheit sich bis zu einem Jahre ausdehnen konnte.

Daß ich meine gute Wilhelmine nicht mitnahm, dafür gab

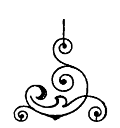
es gute Gründe und zwar dreifache. Eine Frau kann nur unter ganz besonderen Umständen ihr Haus auf so lange Zeit verlassen; nächst dem waren die Beschwerlichkeiten voraussichtlich der Art, daß es für eine Frau, die mit mir in gleichem Alter steht, in der Weise wie ich die Tour zu machen gedachte, der Mühen zu viele gewesen wären. Drittens, wie bei allen Unternehmungen, spielten die vermehrten Unkosten auch eine Rolle dabei.

Nächst dem wollte ich nicht nur sehen, sondern vorwiegend auch lernen, und die zu machende Ausbeute sollte nicht allein mir, nein —vor Allem meiner Umgebung auf die Dauer zu gute kommen. In wie weit der beabsichtigte Zweck erreicht wurde, werden die folgenden Briefe, wenn auch nicht vollständig lehren, so doch genügend andeuten.

Auf dem Hamburger Dampfer „Herder" hatte ich Passage genommen und verließ am 28. Juli 1881 New-York.

Ende des ersten Theils.





Zweiter Theil.







Reise nach Italien und Griechenland.

(In Briefen.)

Erster Brief.

Berlin, den 12. August 1881.

Meine liebe Minna!

Erst heute Morgen bin ich etwas zur Besinnung gekommen und benutze die ersten lichten Augenblicke, um an Dich zu schreiben. Also—erster Tag der Abreise, freundliches Wetter, sehr warm; dritter Tag, großer Umschlag in der Witterung—sechs Tage regnerisch, mitunter empfindlich kühl, machte nähere Bekanntschaft mit einem peruanischen Pflanzer, durch welchen ich viel für mich Neues und Interessantes erfuhr. Er klagte mir seine liebe Noth über den Mangel weißer und namentlich deutscher Frauen, aber das Klima untergräbt auch die Gesundheit der Gesundesten in verhältnißmäßig kurzer Frist und dann heißt es—„ein deutsches Bad aufsuchen,“ wo in der Regel das Klima allein, wenn kein sonstiges Uebel zu bekämpfen ist, eine vollständige Kräftigung bewirkt; aber kaum zurückgekehrt, fängt das Uebel von Neuem an.

Der Mann erzählte mir, daß er 500 Sclaven besäße, welche vorwiegend mit der Zucht von Elfenbein-Nüssen beschäftigt wären. Diese Nuß ist etwa von der Größe eines Hühnerei's; sie hat eine dünne braune Schale, unter welcher sich die zuerst weiche, aber später die dem Elfenbein an Farbe und Consistenz vollständig ähnliche Masse befindet und die Frucht einer Palme ist. Seine ganzen Ernten verkaufte mein Peruaner in England, woselbst die Nüsse zu

mannigfaltigen Dingen, hauptsächlich aber zu Knöpfen verarbeitet und der Ueberschuß an kontinentale Fabrikanten abgegeben wird. Außerdem wurde mir mitgetheilt, daß sich die Pflanzer in Peru beständig in einem Kriegszustande, der liederlichen, gewissenlosen, raubsüchtigen Regierung gegenüber, befänden und genöthigt worden wären, ihre Sclaven zu bewaffnen, um Gewaltstreiche abwehren zu können.

Zehnter Tag—schon vor Tagesanbruch große Bewegung—Plymouth in Sicht! Vor einer Bai oder breiten Flußmündung, belebt durch Hunderte von Segel-Booten, wurde angehalten, um an einen kleinen schon bereitliegenden Dampfer die Post und Passagiere abzugeben und etliche Engländer aufzunehmen, denen es aber sogleich gelang, sich durch ihr brüskes Auftreten unausstehlich zu machen. Steile felsige Ufer, überall mit saftigem Grün durchwebt, die Höhen mit zahlreichen freundlichen Villen geschmückt, schufen in der Gesammtheit ein recht heiteres Gemälde.

Nun weiter, der gegenüberliegenden Küste zu, nach Cherbourg. Das Wetter hatte sich leidlich aufgeklärt und so sah man schon lange vorher die Gestade Frankreichs vor sich liegen. Der Anblick Cherbourgs, des stärksten französischen Kriegshafens, ist ein eigenthümlicher, ungemein fesselnder. In der Ferne sieht Alles so niedlich aus wie Nürnberger Spielzeug; das ganze Hafen-Bassin, welches in zwei Theile zerfällt, ist künstlich durch Mauerwerk geschaffen, geschützt an allen Orten und Enden durch mächtige Fortifikationen. Den unmittelbaren Hintergrund bildet ein sich etwa 200 Fuß über die Meeresfläche erhebender Höhenzug, an dessen Fuße die ungefähr 25,000 Einwohner zählende Stadt liegt.

Nachdem auch hier das Schiff angehalten, Passagiere abgegeben und aufgenommen hatte, was nur geringen Aufenthalt verursachte, wurde direkt der Nord-See zugesteuert, um 11 Uhr Nachts die elektrischen Lichter bei Dover passirt und wir befanden uns im „deutschen Meere.“ Damit war wieder ein ganz entschiedener Umschlag in der Witterung verbunden; es fiel ein eisigkalter Regen und ein heftiger Wind ließ Keinen ruhig schlafen.

Das Wetter blieb sehr unfreundlich bis zum dreizehnten Tage, an welchem, um 2 Uhr Nachmittags, Hamburg erreicht wurde. In Höfer's Hotel, nahe am Bahnhof, stieg ich ab, nahm nur eine Mahlzeit, spazierte dann etwas in den Anlagen herum, blieb bis Abend im Hotel, fuhr mit dem Nachtzuge nach Berlin, woselbst ich um 6 Uhr Morgens äußerst ermüdet anlangte und eine Stunde später in der schon vorher bestimmten Privatwohnung in der Breslauerstraße meinen Einzug hielt.

Ueber Berlin ein annähernd richtiges Urtheil zu fällen oder Vergleiche anzustellen, dazu gehören Monate, denn die 16 Jahre, welche verflossen sind, seitdem ich zuletzt hier war, haben größere Veränderungen und Umwandlungen mit sich gebracht, als die letzten 50 Jahre vordem. So viel aber habe ich sogleich wahrgenommen, das bestechliche Kleid verbirgt großes soziales Elend, denn wie ich bereits erfuhr, stehen Wohnungsmiethe und Kosten des Lebensunterhaltes bei mehr als drei Fünftel der Bevölkerung im ungünstigsten Verhältnisse zur Erwerbsfähigkeit. Wenn ich erst mehr gesehen und gehört habe, vielleicht erst auf der Rückreise, werde ich wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen und will es für heute genug sein lassen. Sobald wieder „Briefstoff" gesammelt, werde ich zu schreiben nicht ermangeln—bis dahin verbleibe ich u. s. w.

Zweiter Brief.

Berlin, den 23. August 1881.

An Dieselbe.

Es giebt hier so Vieles zu sehen, daß man kaum weiß, wohin sich zuerst zu wenden, und besonders in meinem Falle, denn da mein Sehnen und Denken nur auf Rom und Athen gerichtet ist, so ermangele ich auch der inneren Ruhe. Ich kann nur Alles flüchtig berühren und will, so gut es geht, bei der Sache bleiben; das heißt erzählen, was ich bis jetzt Bemerkenswerthes gesehen habe, obgleich es nur ein sehr geringer Theil des Vorhandenen ist. Die Straßen

selbst mit den überraschend vielen neuen palastartigen Gebäuden; die zahlreichen Monumente und Statuen, letztere nur als Schmuck; überall hübsche Anlagen, häufig mit Fontainen in der Mitte, macadamisirte Fahrwege, eine Menge neuerstandener Monumental-Bauten; kurzum, wohin man blickt, äußerlich Alles schön großartig und geschmackvoll, wozu auch die größte Reinlichkeit, die Abwesenheit aller augenwidrigen und störenden Gegenstände auf den Straßen und Plätzen das ihrige beitragen.

Ich war in der „National-Gallerie,“ ein Rohbau in griechischem Styl, nur modernen Werken der Malerei und Plastik gewidmet. Das Schloß Monbijou enthält das Hohenzollern-Museum, welches in seiner Art recht sehenswerth ist, aber doch zu viel unbedeutenden kleinlichen Kram enthält. Das Innere des kaiserlichen Palais ist ein förmlicher Bazar, angefüllt mit den kostbarsten und mannigfaltigsten Geschenken einzelner Personen oder ganzer Städte. Das alte Museum mit dem damit verbundenen neuen Museum enthält so viel und vielerlei, daß es ein paar Tage nimmt, um nur an Allem entlang zu gehen. Die große Vasen- und Antiken-Gallerie, die alle älteren Schulen umfassende Gemäldesammlung, ein kompleter egyptischer Tempel nebst einer Menge von Alterthümern von gleicher Herkunft. Dazu sind neuerdings die Bruchstücke riesiger Skulpturen, der Burg Pergamon (Troja) entstammend, den Kampf der Giganten mit den Göttern darstellend, gekommen. Diese Steinklötze, welche aneinander gefügt einen kolossalen Fries bildeten, sind nicht von Schliemann „ausgebuddelt“ und muß der Transport schon allein ein Heidengeld gekostet haben. Mir scheint es indeß, als ob der ungeheuere Werth, welcher diesen Trümmern beigelegt wird, nur in den Köpfen allzubegeisterter Archäologen existirt, denn diese als unvergleichlich bezeichneten Reste antiker Kunst erscheinen mir nur wie vorzüglich gute Steinmetzen-Arbeit, und so werden wohl noch mehr Leute urtheilen. Fällt es aber Jemandem ein, mit den professionellen Kunstkritikern nicht einer Meinung zu sein, so muß er es sich gefallen lassen, als bedauernswerther Ignorant betrachtet zu werden.

Summa Summarum ist das zwischen 1823 und 1831 von Schinkel erbaute Berliner Museum eines der imposantesten Denkmäler geistiger und technischer Vollendung. Die prachtvolle Siegessäule im Thiergarten ist für die sie krönende Viktoria entweder ein gut Theil zu niedrig, oder die Figur zu groß und macht deßwegen den Eindruck des Unharmonischen, aber das hat nicht viel zu sagen, ein pompöses Werk bleibt es deßwegen doch.

Der zoologische Garten gehört unstreitig zu den bedeutendsten seiner Gattung hinsichtlich der angemessenen Lage und des Reichthums an seltenen Thieren, wozu ich auch die daselbst befindlichen Nilpferde rechne. Große Restauration, täglich Konzert und andere Amüsements sind damit verbunden—Entree 1 Mark. Die Theater, weil Sommer, bieten nichts Besonderes, dagegen lohnt es sich, die großartigen Vergnügungs-Gärten anzusehen, deren Besitzer im Anlocken von Besuchern ihr ganzes Genie entfalten. Unter diesen steht der Belle-Alliance-Garten mit obenan. Nahezu alle Bäume, Sträucher und Blumen sind künstliche; die dazwischen verstreuten natürlichen dienen gleichfalls nur als Träger einer Unzahl von Gasleitungen. Wenn es dunkel und das Gas angezündet wird, so leuchten aus allen Gewächsen, aus den Blumenkelchen und an den Rippen von Palmbaum-Blättern Gasflammen, man sagt zur Zahl von 22,000, einen feenhaften Anblick gewährend; dazu Konzert und Theater-Vorstellungen im Freien.

Als Kuriosum und Beweis der unglaublichsten Polizeitüftelei möge Folgendes dienen: Mein Paß hatte bei der Revier-Polizei vorgelegt werden müssen, wohin ich selbst ein paar Tage später citirt wurde. Gefragt, wo ich seit 1837 gewohnt hätte? beantwortete ich diese lächerliche Zumuthung, wie es angemessen, aber für diese Herren nicht befriedigend erschien; ersuchte auch zugleich den Chef des Bureaus, mir meinen Paß wieder einzuhändigen. Es wurde gezögert, meinem Verlangen nachzukommen, als ich aber ernstlich darauf bestand, erhielt ich dieses Dokument ohne weitere Umstände zurück. Nächsten Tages kam ein Schutzmann und zeigte mir eine kleine Liste von jeder Wohnung mit richtiger Hausnummer und von

jedem Orte, wo ich mich von 1837 bis '41 aufgehalten habe, mit dem einfachen Ersuchen, wenn korrekt, die Richtigkeit zu bestätigen —das war Alles. Da der Mann höflich war, so erhielt er eine Mark als Ersatz für seine Mühe, wünschte als Gegenleistung eine glückliche Reise und entschuldigte die ganze Quengelei mit dem—kleinen „Belagerungszustand."

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, solche Kleinlichkeiten harmoniren schlecht mit „Weltstadt-Prätensionen!" In Berlin ist überhaupt Alles so geregelt, überwacht, uniformirt und klassificirt, daß einem angst und bang dabei wird. Nicht eine Person mehr darf in einen Straßen-Bahn-Wagen aufgenommen werden, als das Gesetz vorschreibt, obgleich im Innern immer noch 12 Stehplätze frei sind und das Abweisen von Leuten, namentlich an Regentagen, thatsächlich zur Eselei wird. Jeder Einsteigende erhält ein Ticket, welches auf der Fahrt nochmals kontrollirt wird. Angehalten wird nur an gewissen Haltestellen, es kann also keine Dame inzwischen einsteigen, was große Unbequemlichkeiten veranlaßt. Für den armen Mann—und jeder Arbeiter ist hier im wahren Sinne des Wortes ein solcher—ist auch das Fahrgeld auf den Straßenbahnen zu hoch, weil es nach der Entfernung berechnet wird und zwischen 10 bis 50 Pfennig variirt. Man sieht die armen Maurerfrauen äußerst dürftig gekleidet, mit bloßem Kopfe, eine Flasche Kaffee in der einen, den Essenkorb in der anderen Hand, zuweilen in den „Cars," doch geschieht dies wohl nur, wenn die Tour eine kurze und das Fahrgeld 10 Pfennige nicht übersteigt. Die Löhne der Arbeiter sind sehr niedrig, die der Arbeiterinnen aber so erbärmlich, daß neun Zehntel dieser armen Geschöpfe bei der emsigsten Arbeit kaum das nackte Leben zu fristen vermögen und nur zu viele daran zu Grunde gehen.

Daß in Betreff des sozialen Elends die Reichs-Hauptstadt nicht vereinzelt dasteht, sondern darin von verschiedenen großen Städten noch übertroffen wird, ist eben so wahr als betrübend.

Die Löhne rangiren in Berlin zwischen 12 und 26 Mark per Woche; die Miethe für eine ärmliche, vier steile Treppen hoch

gelegene Hofwohnung, bestehend aus kleiner heizbarer Stube, unheizbarer Kammer und einem Winkel als Küche, beträgt, wenn besonders billig, 250 Mark jährlich. Um nun den Miethzins zu erschwingen, theilen die armen Leute solche beschränkte Räumlichkeiten noch mit einem oder zwei „Schlafburschen," wie man diese Abmiether dort nennt. Die Preise der Lebensmittel sind im Durchschnitt denen in New-York ziemlich gleich und nur die gewöhnlichen Gemüse um ein Beträchtliches billiger.

Ganz zuletzt hatte ich noch Gelegenheit, die in dem noch nicht ganz vollendeten Monumental-Bau der „Kunst-Gewerbe-Halle" in der Königgrätzer Straße von Schliemann ausgegrabenen und in diesem Gebäude aufgestellten trojanischen Alterthümer, obgleich noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben, zu besichtigen. Dieselben bestehen in einer Menge aus unzähligen Scherben zusammengesetzter Thongefäßen, welche noch einfach mit der Hand geformt und mit allerhand grotesken abenteuerlichen Köpfen verziert sind. Nächstdem Knochen- und Steingeräthe, wunderliche Amulette in den bedenklichsten Formen u. s. w.

Das Alter dieser Gegenstände wird sehr verschieden angegeben; sie sind sieben, an der Stelle des alten Ilion übereinander geschichteten Städten, nach den Mittheilungen des Dr. Schliemann, entnommen, welche Angaben, wenn wahr, für die in der untersten Stadt gefundenen ein Alter von weit über 3,000 Jahren bedingen würden. Dies mag für heute genügen; von hier gehe ich nach München, werde aber meinen Weg über Erfurt durch Thüringen nehmen, und sobald ich in Bayerns Hauptstadt etwas warm geworden, sogleich wieder schreiben, bis dahin verbleibe ich u. s. w.

Dritter Brief.

München, den 8. September 1881.

An Dieselbe.

Am 26. August verließ ich Berlin und fuhr nach Erfurt, wo ich mich, um alte Erinnerungen aufzufrischen, ein paar Tage auf-

gehalten habe. In einem Zeitraum von 40 Jahren kann sich aber viel verändern und so ist auch das alte Erfurt kaum wieder zu erkennen, denn nur die Kirchen sind dieselben geblieben. Die Weiterreise nach München war nicht angenehm; eine achtzehnstündige Fahrt, viermaliger Wagenwechsel und stundenlange Aufenthalte. Nach einer gänzlich schlaflosen Nacht kam ich um 8 Uhr früh hier an, wo ich einer freundlichen Einladung folgend, wieder in einem Privathause logiren konnte. Mein Wirth, der Maler Sch., ein alter lieber Mann, beseelt vom höchsten Münchener Lokalpatriotismus, ließ mich, obgleich ich schrecklich müde war, kaum zu etwas Ruhe kommen, und so mußte ich denn sogleich mit ihm eine kleine Wanderung antreten, wobei der biedere Alte—er zählt bereits 76 Jahre—nicht müde wurde, mich mit großer Lebhaftigkeit auf Alles aufmerksam zu machen, wodurch München seinen hohen Ruf als „Kunst-Pflegeanstalt" erworben hat. Mit Ausnahme des Charakters der Stadt selbst, steht München mit seinen 250,000 Einwohnern der Reichs-Hauptstadt kaum nach. Sehr sehenswerth sind die in prächtigen Gebäuden, der alten und neuen Pinakothek, dem Maximilianeum, der Glyptothek und dem National-Museum aufgestellten Sammlungen von Werken der modernen und antiken Kunst, etrurischen Gefäßen, Modellen der bedeutendsten Ueberreste von Bauwerken des alten Griechenlands, und eine überaus reiche Repräsentation der zahlreichen Kunstgewerbe des Mittelalters und, damit auch das Abstoßende nicht vergessen, eine vollständige Folterkammer; doch es wird ja ohne Beihilfe aller dieser gräulichen Werkzeuge heute noch ebensoviel, ja vielleicht noch mehr gefoltert, als in jener Zeit, nur die Methode hat sich geändert.

Außerdem sind noch sehr zu beachten die verschiedenen Standbilder, die Bavaria, einige Kirchen, das Schloß, die königliche Erzgießerei, wo gerade Theile der „Niederwald-Germania" gegossen wurden, nebst den dazu gehörigen Modellsälen und noch manches Andere. Bekanntlich spielt ja in München das Bier eine Hauptrolle, und ist auch reichlich für Lokalitäten gesorgt, wo dieser unentbehrliche Stoff verzapft wird, aber der Kontrast in Betreff der Ausstattung dieser

dem Trinken geweihten Räume ist mehr als komisch, derselbe variirt zwischen ganz rohen stallartigen Gelassen und förmlichen Kunsthallen, wo die reichsten Holzschnitzereien mit den effektvollsten Malereien und anderer Schmuck die Wände und Plafonds bedecken.

Schrecklich pfahlbürgermäßig ist der Gebrauch, etwa um 10 Uhr Abends die Hälfte der Laternen auszulöschen. Als ich wegen dieser Kleinstädterei eine Frage stellte, erhielt ich die Antwort: „Ja, sehn's, was mer brennen läßt, döhs sind die Richtlaternen, un mehr braucht's net."

Ich habe auch einen Ausflug nach dem Starnberger See gemacht, bin aber etwas enttäuscht worden. In Augsburg entledigte ich mich des übernommenen Auftrags und kehrte gestern von dort zurück. Es ist eine ganz ansehnliche Stadt; auch dort, wie überall, wo sich Verschönerungs-Vereine gebildet haben, wird durch Neubauten und parkähnliche Anlagen das Möglichste gethan, um dem Geschmacke der Neuzeit und modernen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Außerdem, da es eine der ältesten Kultur-Stätten Deutschlands, fehlt es auch nicht an historischen Denkwürdigkeiten, wovon ich indeß, außer dem goldenen Saale im Rathhause und dem Fugger-Hause wegen Zeitmangels nichts gesehen habe.

Morgen oder übermorgen verlasse ich das durch König Otto von Griechenland „halbvergriechte" München, um meine Reise über Insbruck, Verona, Florenz bis Rom fortzusetzen und mich dort längere Zeit auszuruhen. In F. angekommen, werde ich sogleich schreiben; bis dahin verbleibe ich wie immer, u. s. w.

Vierter Brief.

Florenz, den 18. September 1881.

An Dieselbe.

Gottlob!—jetzt bin ich endlich in der Lage, wirklich Neues berichten zu können. Mein freundlicher Wirth brachte mich noch bis zum Bahnhof, und fort ging es, den Tyroler Bergen zu. Das

meistentheils unwirsche Wetter machte bei der Abfahrt ein ziemlich freundliches Gesicht, was auch sehr zu wünschen war, denn Gebirge mit Regen sind das Trübseligste was sich denken läßt.

In Kufstein, an der österreichischen Grenze, war die erste Zollrevision, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß die Abschaffung aller Zölle und Zollstätten in der ganzen Welt ein wahrer Segen für das ganze Menschengeschlecht wäre; denn wird auch noch so oberflächlich und nachsichtig verfahren, so kann man sich doch über diese kleinlichen Scherereien recht gründlich ärgern. Gegen 2 Uhr Nachmittags langte der Zug in Insbruck an. Also zum Erstenmale befand ich mich inmitten einer wahrhaftigen Gebirgswelt! Die Stadt hat 17,000 Einwohner, ist leidlich gut gebaut und besitzt als Hauptsehenswürdigkeit das Grabmal Kaiser Maximilian's I. in der Franziskanerkirche, welches von 28 in Erz gegossenen Kolossal-Standbildern umgeben ist. Ein kleiner hübscher Park und etliche ähnliche Anlagen geben der nächsten Umgebung ein recht freundliches Aussehen. Berge, einige tausend Fuß hoch, mit zum Theil schneebedeckten Gipfeln, erheben sich rundum und dicht vor der Nase—so scheint es wenigstens. Früh Morgens durchweg starker Nebel, später drückt die aufsteigende Sonne die Dünste noch dichter zusammen und nun erscheinen die Kuppen der höchsten Berge im reinsten klarsten Sonnenlichte und gewähren in der Gestallt von hoch im Aether schwimmenden Inseln einen so wundervollen Anblick, daß ein förmliches Sehnen erweckt wird, in diesen scheinbar überirdischen Regionen, ledig und los, unerreicht von allen niedrigen Sorgen und Mühen des Lebens in der Tiefe, auf ewig zu wohnen. Mit einem Worte, es ist ein erhabenes, heiteres, wunderliebliches Bild. Ich machte eine Fahrt nach einer der zunächst erreichbaren Höhen, von wo sich das ganze Thal wie ein prächtiges Rundgemälde überblicken ließ. Aber Kirchen und Klöster, wohin das Auge reicht; die Letzteren bevölkert mit allen erdenklichen Mönchsorden, unzweifelhaft eine schwere, unnütze, aber langgewohnte Bürde dieser armen Bergbewohner.

Nach zweieinhalbtägigem Aufenthalt war mein Bündel wieder

geschnürt und weiter ging es dem sonnigen Süden entgegen! Die Bahn führt durch enge Thäler und viele Tunnels, um endlich den „Brenner-Paß," 4,000 Fuß über dem Meere, zu überschreiten. Die Häupter verschiedener Bergriesen, sowie ein kleine Festung, die Franzensfeste, umschließen diese Völkerstraße. Es wurde hier sehr langsam gefahren, denn die Bahn windet sich fast spiralförmig, ruhend auf vielen Viadukten, in starkem Falle abwärts. Hat man auf der Höhe des Passes oder schon vorher Gelegenheit, rückwärts zu blicken, so scheint es mitunter, als ob gigantische Riesenburgen mit Zinnen und Thürmen oder ungeheuere Dome die nächsten Thäler versperrten, so grotesk und pittoresk thürmen sich die Zacken, Hörner und Felsmassen der Berge übereinander auf.

Doch nun wird es merklich wärmer, an Stelle dunkler Tannenwälder treten ununterbrochene Rebengelände, und jeden hervorragenden Punkt krönt eine alte Burg, Kloster oder Kapelle.

Schon ist es stockfinster geworden, da hält der Zug—Ala!! rufen die Schaffner—italienische Zollstation und Waggonwechsel. Jetzt geht auch das „Sprach-Elend" so sachte an, und wer nicht italienisch versteht, ist jedenfalls im Nachtheil, soviel wie auch Unerfahrene schwätzen mögen, daß man in fremden Ländern recht gut durchkommen kann ohne Kenntniß der jeweiligen Landessprache. Freilich kommt man auch ohne dies durch, nur muß theuer dafür bezahlt werden, und selbst das genügt nicht immer. Am Tage geht es schon eher, aber bei Nacht wird es um so peinlicher. Der Reisende fühlt sich dann wie verrathen und verkauft, wenn er unter Umständen keine Frage stellen und keine Antwort verstehen kann. Ankunft in Verona, 11 Uhr Abends, wo ich im Grand-Hotel Raimer abstieg, aber diese Herberge Niemanden empfehlen möchte —31 Liré und 50 Centimes für 2 Tage—und Alles mangelhaft.

Am nächsten Morgen, als ich für 50 Centimes mit einer „Säge" rasirt war, machte ich mich sogleich auf den Weg, um die Stadt etwas zu besehen. Der erhaltene Eindruck ist nicht gerade ein günstiger. Es steht Alles so überlebt aus und die Häuser haben einen eigenthümlich moderigen Geruch. Die ehemaligen reichen

Paläste stehen zum Theil leer, in den Erdgeschossen sind häufig höhlenartige Behausungen eingerichtet, in welchen alle möglichen Hantirungen betrieben, vorwiegend aber schusterirt wird. In den engen winkeligen Straßen arbeiten die Handwerker mehr vor den Thüren als in ihren, meist fensterlosen Räumen, wo ein stetes Halbdunkel herrscht.

Verona hat etwas über 60,000 Einwohner und liegt an der Etsch, einem ziemlich breiten Flusse, doch wie bei allen italienischen Flüssen, welche nur vorübergehend hinlänglich Wasser haben, ist von Schifffahrt keine Rede.

Sehenswerth ist die 480 Fuß im Umkreis messende Arena, welche dem Colosseum in Rom sehr ähnlich und noch wohl erhalten ist. Das Grab der Scalinger, ein Sarkophag, baldachinartig überdacht, umgeben von vielen Schnörkeleien, Thürmchen, Kandelabern und sonstiger Ornamentation, alles von Marmor; das Ganze von einem Gitter zum Schutze umgeben. Das Standbild Dante's auf einem kleinen, von eigenartigen, sämmtlich mit Loggien geschmückten Gebäuden eingefaßten, schön gepflasterten Platz; ebendaselbst innerhalb eines Säulenganges eine Anzahl Relief-Portraits berühmter Männer. Sehr lohnend ist die Aussicht vom höchsten Punkte eines Gartens (Giardino giusti), welcher berühmt wegen seiner mächtig großen uralten Cypressen und mit vielen Marmor-Statuen geschmückt ist. Die höchstgelegenen Punkte der nächsten Umgegend sind mit Fortifikationen versehen, die Appeninen-Kette bildet den Abschuß des überall gebirgigen Hintergrundes.

Freitag den 16., 11 Uhr Abends, verließ ich Verona, um dem vielgepriesenen Florenz zuzueilen. Die Wagen II. Klasse auf dieser und allen Bahnen des Landes sind anerkannt die erbärmlichsten und die betreffenden Bahnverwaltungen sicherlich die schlechtesten in ganz Europa. Schon jetzt habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn die biederen Italiener den großen Fremdenzufluß nicht hätten oder plötzlich einbüßten, sie getrost bie Bude mitsammt ihrem ewigblauen Himmel zumachen könnten; auch sei hierbei gleich bemerkt, daß Letzterer sogar mitunter recht unangenehme Mucken hat

und dann die ewige „Blauheit“ entschieden in's Schwarzgraue übergeht.

Samstag den 17., Morgens 8 Uhr, langte ich, ohne auch nur eine Stunde geschlafen zu haben, in Florenz an, wo ich im Hotel „Citta di Monaco“ Quartier nahm, womit ich recht zufrieden bin. Hier werde ich einige Tage bleiben und erst von Rom aus mittheilen, wie mir diese in der Kunstgeschichte so hochstehende Stadt am lieblichen Arno, dem es auch an Wasser mangelt, gefallen hat. Ich will diesen Brief mit einer Wahrnehmung schließen, welche in Ober-Italien anfängt und ihren Höhepunkt in Neapel erreicht und darin besteht, daß Italien die Haupt-Brütanstalt des Bettelns und der Bettler, die Hölle der armen braven Esel, aber das Paradies der Fledermäuse ist.

Wie immer Dein u. s. w.

Fünfter Brief.

Rom, den 25. September 1881.

An Dieselbe.

Wie eine wandelnde Dekoration geht Alles an mir vorüber, denn einige Tage langen nicht, um in einer Stadt wie Florenz das Gebotene auch nur oberflächlich kennen zu lernen. Man bedarf immer wieder der Sammlung und des ungestörten Denkens, um aus einer solchen Reise wirklichen Vortheil zu ziehen. Das unablässige Durchwandern von Kunstgallerien stumpft so ab, daß man zuletzt selbst nicht mehr weiß, was man eigentlich gesehen hat. Interessanter ist es beinahe noch, die glänzende Vergangenheit, welche noch so viele Zeugen aufzuweisen hat, mit den gegenwärtigen Zuständen zu vergleichen, und daraus Schlüsse, auch auf andere Länder und Völker anwendbar, zu ziehen.

Der fast immer heitere Himmel, die weiche würzige Luft, an allen Orten und Enden Musik, Gesang, sorgloseste Heiterkeit und

je weiter südlich immer mehr zunehmende Bettelei, nebst dem unablässigen Wechsel von Berg und Thal, von Weingeländen und Olivenhainen, von unzähligen Klöstern und Kirchen, bilden die Hauptcharakterzüge von Land und Volk. Die Sammlungen von Kunstschätzen, hauptsächlich Gemälden und Skulpturen, darunter viele weltbekannte Originalwerke, sind in Florenz reich und zahlreich. Die Räume an sich sind schon sehenswerth genug, von denen viele im reichsten Renaissance-Style gehalten und fast überladen mit Vergoldung sind.

Die Stadt hat sehr schönes Straßenpflaster und beherbergt 170,000 Einwohner. Aber hier wie überall bilden winkelige muffige Gassen mit einer Menge höhlenartiger „Wohnlöcher" die Majorität.

Fünf Jahre war Florenz bekanntlich die Haupt- und Residenz-Stadt des neuen Italiens; um derselben auch ein diesem Range entsprechendes Exterieur zu verleihen, mußte gar Vieles gethan werden. Es wurden neue Straßen angelegt, großartige Gebäude errichtet, alte restaurirt u. dgl. m. Daraufhin mußten Schulden über Schulden gemacht werden, und als nun Rom schließlich Residenz und Sitz der Regierung wurde, auch allem Anscheine nach für immer bleiben wird, da war der finanzielle Ruin besiegelt und die guten Florentiner haben alle Ursache, die ganze Königs-Herrlichkeit zum Kuckuck zu wünschen.

Die zahlreichen Paläste, worinnen einst mächtige Adelsgeschlechter in Glanz und Ueppigkeit hausten, stehen jetzt meist leer. Sich kümmerlich nährende Epigonen haben hie und da von den prächtigen Sälen und Hallen Besitz ergriffen, um den Kontrast zwischen Sonst und Jetzt noch greller erscheinen zu lassen.

Jeder dieser Paläste konnte wie eine Burg vertheidigt werden, was bei den blutigen Parteikämpfen früherer Jahrhunderte nur zu oft zur Nothwendigkeit wurde. Die Zugänge der sehr schmalen Straßen wurden dann mit Ketten versperrt, zu welchem Behufe die schweren Krampen noch jetzt in den Mauern stecken. An den mächtigen Thoren sind auf beiden Seiten große Eisenhülsen, welche

bei öffentlichen Festlichkeiten oder Scenen des Aufruhrs die riesigen Fackeln trugen, deren blutrother Schein den Malern zu den wunderbarsten Effekten verhalf.

Am zweiten Abend hatte ich Gelegenheit, ein Stück Volksleben in der bequemsten Weise kennen zu lernen, und das kam so: Nach kaum beendigtem Diner, 6 Uhr Abends, faßten vor der Thüre des Hotels drei Personen Posto und zwar ein Mandolin-, ein Guitarrenspieler und als Dritter im Bunde, ein Sänger. Nun begann ein lustiges und wirklich angenehmes Konzert; nach der ersten sehr befriedigenden Kollekte bei den Hotelgästen stiegen Eifer und Begeisterung der Künstler in solchem Grade, daß eine Menge sich angesammelten Volkes davon angesteckt mit in den Gesang einstimmte, wodurch die Vortragenden immer noch mehr angespornt wurden. Das Erträgniß einer zweiten Kollekte ergab wieder ein günstiges Resultat und nun wurden die Vorträge förmlich bacchantisch; immer neue Musik und Gesangskräfte strömten herbei, bis sich zuletzt auch noch die Fremden an dem Rummel betheiligten und in die größte Ausgelassenheit geriethen. Von Rohheit und Gemeinheit zeigte sich im größten Jubel auch nicht die Spur und erst die eintretende Müdigkeit machte dem Spektakel ein Ende. Millionäre können unmöglich vergnügter sein, und die meisten dieser Leute wußten sicherlich nicht, woher in den nächsten Tagen ihr Lebensunterhalt kommen sollte. Aber wie traurig wäre das Traurige erst, wenn es nicht so wäre?!

Um doch ein Stückchen von der Umgegend kennen zu lernen, nahm ich einen Wagen und fuhr nach Fiosole, anderthalb Wegstunden von Florenz entfernt, auf einem ansehnlichen umfangreichen Hügel gelegen. Der größte Theil der 2,800 Einwohner des Städtchens beschäftigt sich mit der Anfertigung von Strohflechtereien und es werden dort ganz allerliebste Dinge in bewundernswerther Mannigfaltigkeit aus diesem Material hergestellt. Zu sehen sind hier die uralte Kathedrale, Reste eines antiken Theaters und einer altetrurischen Mauer. Der ganze Kram ist nicht der Mühe des Ansehens werth, aber die Rundschau von der Höhe ist

prächtig und ließe keine Ahnung von dem Elende in der Tiefe aufkommen, wenn es nicht bekannt wäre.

Eines Parks muß ich noch Erwähnung thun, wo, wie in allen italienischen Städten, Nachmittags Freikonzert ist und die müssiggehende, unfeine und feine Welt sich zum Rendezvous einfindet. Nahe am Ende dieser Promenade steht ein Denkmal, bestehend in einer Art Tempel, in dessen Mitte auf hohem Postamente die Büste eines indischen Prinzen, des „Rajah von Holapore," der hier gestorben und verbrannt wurde, steht. Das Ganze macht einen eigenthümlichen Effekt, denn es ist ein Werk der Polychromie (bemalter Marmor), aber so schön ausgeführt, daß die Gesichtszüge wie belebt erscheinen und man dieser Methode, über welche schon so viel gestritten wurde, eine weitere Verbreitung wünschen möchte; aber trüber Himmel und Regen, wenn zu häufig, sind unverträglich damit.

Nach fünftägigem Aufenthalt verließ ich das heitere Florenz und nach achtstündiger Fahrt befand ich mich in dem mit Ungeduld ersehnten Rom. Das Wetter war schön, aber sehr warm, doch schon der Gedanke, mich recht gründlich ausruhen zu wollen und zu können, erzeugte ein recht behagliches Gefühl. In der „Pension Haßler" (sehr empfehlenswerth), Via Bocca di Lione, wo ich vier bis fünf Wochen zu bleiben gedachte, nahm ich Quartier; bin nun drei Tage hier und will in gedrängter Kürze schildern, was ich bis jetzt gesehen habe.

Ueber den ersten Eindruck weiß ich kaum, was ich sagen soll, weil Vieles die Erwartung übertrifft, Anderes wieder dahinter zurück bleibt. Eben angelangt, glaubt der Fremde in eine völlig moderne Stadt zu kommen, nur hie und da durchblickende bemooste Mauerreste erinnern daran, daß „das neue Leben aus den Ruinen eines Untergegangenen erblüht." Da ich sehr begierig war, den berühmten „Monte Pincio" kennen zu lernen, so lenkte ich bei meinem ersten Ausgange die Schritte der „Piazza del Popolo" zu. Es ist dies ein sehr großer, nahezu viereckiger Platz, in der Mitte steht ein schlanker hoher Obelisk, links sind zwei kaskadenähnliche Fontainen,

rechts führt ein terrassenförmiger Marmor-Bau zu einem großen Plateau, dem „Pincio.“ Ein gräumiger freier Platz im Vordergrunde für die Konzertmusik, welcher in weitem Umkreise mit einer Menge auf Postamenten stehender Marmorbüsten, schönen Laubgängen und Gartenanlagen, in denen viel halbtropische Gewächse, eingefaßt ist. Geradeaus, auf der „Piazza del Popolo,“ ist ein ansehnliches antikes Thor, die „Porta del Popolo,“ und im Rücken münden drei Straßen, an deren beiden Ausläufen zwei Kirchen den Abschluß bilden.

Den Hauptreiz des „Monte Pincio“ bildet die Aussicht bei Sonnenuntergang über die Stadt mit ihren unzähligen Thürmen und Kuppeln, die St. Peterskirche alle überragend. Bedeutende Hügel in der Nähe und Gebirgsketten in der Ferne schließen den Hintergrund ab.

Mein nächster Gang galt „St. Peter.“ Ueber die alte, mit Statuen geschmückte Tiberbrücke (Ponte San Angelo) an der Engelsburg (Castello San Angelo) vorbei, dann noch durch eine kurze schmale Gasse, und die „Piazza di St. Pietro“ lag vor mir. In der Mitte dieses berühmten Platzes steht ein riesiger, 104 Fuß hoher Obelisk, an dessen beiden Seiten mächtige Springbrunnen ihre Wasserstrahlen empor schleudern. Rechts und links in flachem Bogen strecken sich die Kolonnaden aus, welche zu einem Seitenthor der Kirche und zu den Eingängen des Vatikans führen. Die Kirche hat eine Höhe von 435 Fuß, die Façade oder Porticus beträgt 369, und die volle Länge 696 Fuß. Acht 19 Fuß hohe Figuren von Aposteln krönen in einer Höhe von 165 Fuß die Façade, welche innerhalb von großen Reiterstandbildern flankirt wird. Das Innere des Domes übertrifft entschieden die Erwartung, es ist überwältigend, umsomehr weil kein kleinlicher Firlefanz die grandiose Wirkung beeinträchtigt. Reichverzierte Marmor-Sarkophage, kolossale Denkmäler und damit harmonirender Figurenschmuck an Wänden und Pfeilern erhöhen noch den Eindruck des Ganzen. Das Grabmal des heil. Petrus mit seinem prächtigen Ueberbau, welcher den Eingang des Grabgewölbes mit seinen 89 immer

brennenden Lampen schmückt, gilt als besondere Sehenswürdigkeit. Die Kuppel wird von 148 mächtigen Säulen getragen und außer dem Hochaltar an 29 Altären in Seitenkapellen Messe gelesen. Die muthmaßlichen Erbauungskosten dieses reichsten Tempels der Christenheit sollen 50,000,000 Dollars und die jährlichen Erhaltungskosten nicht weniger als 37,000 Dollars betragen.

Was mich nun am meisten interessirte, war das Hauptträmmerfeld des antiken Roms, worüber schon so viel geschrieben wurde, endlich mit eigenen Augen zu sehen; hier aber wurde ich enttäuscht. Ein paar Triumphbögen, mehrfach zusammengeflickt, aber doch imposant; in der Nähe das Colosseum, gleichfalls überall durch später angebrachtes Mauerwerk zusammengehalten. Um einen Begriff von den Dimensionen dieses Baues zu geben, sei bemerkt, daß sein „ovaler" Umfang 1683—Durchmesser in der Länge 620—Breite 510 Fuß betragen; die Arena an sich 279×174 Fuß, und soweit es die Ruine erkennen läßt, in 5 Etagen, Raum für 87,000 Zuschauer gehabt haben soll. Von dem „Forum Romanum" ist außer einigen Säulen nichts weiter übrig, als unförmliche Mauerreste, ebenso verhält es sich mit den tiefliegenden „Thermen" und Bädern, woran blutwenig zu sehen ist. Nur das weit außerhalb dieses Rayons liegende Pantheon ist ein wenigstens scheinbar wohlerhaltener Bau und schon seit früherer Zeit zu einer katholischen Kirche umgewandelt. Auf dem Palatinischen Hügel in der Nähe des „Forum Romanum" sind massige Trümmer ehemaliger römischer Kaiser-Paläste blosgelegt, aber es ist wenig daran zu entdecken, oder es müßte ein Archäologe sein, der über ein altes Säulenbruchstück außer sich gerathen kann und gleich eine zweitausendjährige Geschichte daran knüpft.

Die vielen antiken Bruchstücke sind für das neue Rom in vielen Fällen ein wirkliches Hinderniß in Bezug auf „Neu-Bauten," aber die Zeitrichtung ist einmal dafür, jedes Ueberbleibsel aus dem Alterthum mit ängstlicher Pietät zu erhalten, also bleibt es einer Gegenströmung überlassen, später damit aufzuräumen.

Die Hauptstraße, der Corso, kann nur in Rom als bedeutend

gelten, ist höchstens eine engl. Meile lang und wenig über 20 Fuß breit, aber das Centrum des Carnevals. Als Resumé dieses Briefes kann ich sagen, daß man hier etliche Monate zubringen muß, um mit Ruhe das wirklich Genußreiche genießen zu können. Nach Verlauf von etwa 8 Tagen gedenke ich wieder zu schreiben und meinen Bericht fortzusetzen. Bis dahin wie immer u. s. w.

Sechster Brief.

Rom, den 4. Oktober, 1881.

An Dieselbe.

Besonders auffallend, aber auch eine eigenartige Zierde der Stadt, sind die vielen Obelisken, sowie die mannigfach gestalteten und oft vom reichsten Figurenschmuck umgebenen Fontainen, nächstdem die Säulen, unter denen die „Trajanssäule" auf der „Piazza Colonna" von besonderer Bedeutung des Reliefbandes wegen ist, welches, um die ganze Säule gewunden, die Triumphzüge der Cäsaren darstellt.

Ich war in einer der ausgedehntesten Catacomben, welche in der Campagna und gänzlich unter der Erde liegt. Am Eingange werden Wachsstöcke angezündet, nun ein paar schmale Treppen hinunter, und dann geht es durch ein Labyrinth von zumeist unebenen feuchten Gängen. Tiefe Todtenstille und pechschwarze Nacht, wo das geringe Licht der dünnen Kerzen nicht hinreicht, die Decken sieht man gar nicht. In den vielfach geborstenen, verwitterten Steinwänden auf beiden Seiten des nur wenige Fuß breiten Steges befinden sich eine Menge Nischen oder Höhlungen über und nebeneinander, welche einst zur Aufnahme von Särgen oder Aschenkrügen dienten. An verschiedenen Stellen bemerkte ich auch offene steinerne Sarkophage, welche entweder vollständige Gerippe oder nur Haufen modernder Knochen enthielten. Ich war herzlich froh, als die Wanderung durch diese Herberge des Todes ihr Ende

erreichte, denn außer einigen besonderen, aber auch sehr engen Räumen, deren Boden mit Schutthaufen bedeckt, die Wände aber noch Spuren von Malereien zeigen und als Kapellen dienten, besteht das Ganze nur aus solchen unheimlichen, vielleicht meilenlangen Pfaden, welche als Schauplatz eines Schauer-Romans nicht geeigneter sein könnten. An einer ganz andern Stelle gelangte ich wieder an das Tageslicht, welches mir im ersten Momente schöner als je zuvor erschien, und es nahm Stunden, ehe ich den erhaltenen Verwesungs-Eindruck abgeschüttelt hatte.

Im „Quirinal" (Palazzo Reale) habe ich die königlichen Prunkgemächer gesehen; doch diese sehen sich in allen Fürstenschlössern ziemlich ähnlich—Gemälde, Skulpturen, prächtige Kronleuchter, reich dekorirte Wände und Plafonds, kostbare Möbel u. s. w.

Unstreitig das Bedeutendste in Rom sind die Kunst-Gallerien und Sammlungen im Vatikan, der Residenz des Papstes. Außer allem Möglichen, was man sonst in Museen aufgestapelt findet, ist die außerordentlich reiche Bibliothek mindestens staunenerregend, wozu auch eine Menge der seltensten Manuscripte zu rechnen sind. Wie viel Blödsinn und wie wenig Weisheit mag in diesen hunderttausenden von Bänden wohl stecken?!

Am Thore des Vatikans stößt man zuerst auf die Schweizerwache in der Tracht der Landsknechte des 16. Jahrhunderts—schwarzgelbe Wämse mit Puffärmeln, damit korrespondirende kurze Hosen, eine Art Pickelhaube auf den Köpfen und mit Hellebarden bewaffnet. Dann geht es zu einem zweiten Thore, wo eine Eintrittskarte gelöst werden muß, und nun stehen dem Besucher alle Räume offen. Von den oberen Sälen hat man zugleich eine Uebersicht über die innerhalb mächtiger Gebäude-Komplexe liegenden vatikanischen Gärten, welche einen fast tropischen Charakter zeigen und mit zahlreichen Marmorgruppen und Springbrunnen geschmückt sind. Unmittelbar an die Museums-Säle stößt auch die so viel gepriesene Sixtinische Kapelle, wo früher der „Kastraten-Gesang" alle Hörer zur Bewunderung hinriß; doch das hat längst aufgehört. Der innere Raum mißt 133×45 Fuß; Wände und Decken sind ganz

mit Malereien der berühmtesten alten Meister bedeckt, aber bereits sehr verblichen.

Wie zahlreich die wirklich großartigen Kirchen und Klöster in Rom sind, darüber muß man staunen; ebenso über das Heer von Mönchen und Pfaffen aller Grade, welche sich am Marke des Volkes mästen und die Schuld tragen an dessen entsetzlicher geistiger Versumpfung und physischer Verkommenheit. Von den Klosterbrüdern sind die Bettelmönche unstreitig die schmutzigsten und ruppigsten. Eine grobe braune Kutte mit Kapuze, von einem Stricke um den Leib zusammengehalten, Sandalen an den von Dreck starrenden Füßen und den Bettelsack über die Schulter hängend, so durchstreifen sie täglich mit Vorliebe die elendesten Gassen, welche außerdem wie geschaffen für das Banditenthum und die Zeugen unzähliger Meuchelmorde waren.

Das „Ghetto“ oder Judenviertel ist ein Gewirr von solch schauerlichen engen Schmutzgassen, daß man sich kaum durchwinden kann und wurde in früherer Zeit durch ein großes Gitterthor Abends 9 Uhr abgesperrt. Das Thor ist noch vorhanden, wird aber nicht mehr geschlossen.

Am Sonntag war ein kirchliches Fest—hier natürlich nichts Seltenes. Musik und Illumination spielten die Hauptrollen, wobei ich eine recht wirkungsvolle Einrichtung zu sehen die Gelegenheit hatte. Die Gaslaternen waren abgenommen und an deren Stelle von dünnen Gasröhren geformte pyramidenartige Aufsätze angebracht, aus denen hunderte von Flämmchen sich zu einem Lichtbande vereinigten. Obgleich der Corso gedrängt voll Menschen war, so benahm sich das Volk doch ruhig und anständig, überhaupt wird die Bevölkerung in dieser Beziehung gelobt, aber scheußlich soll es dagegen in Neapel zugehen, und jeder Reisende, der in letzterer Stadt war, ist froh, wenn er wieder nach Rom kommt.

Ich war in der vielgerühmten „Villa Borghese,“ doch ist nicht viel verloren, wenn diese übergangen wird. Der „Palazza Borghese“ hingegen ist mit seiner reichen Bildergallerie wirklich sehenswerth. Nur die unzähligen Portraits von hohen und höchsten Kirchen-

lichtern, die allesüberwiegende Zahl der Heiligenbilder, speziell sog. Madonnen, verleihen allen Gallerien einen monoton phantasielosen Anstrich. Dabei sitzen beständig eine Menge junger und älterer Leute, Männlein und Weiblein, welche nicht müde werden, die langweiligen Heiligen unablässig zu kopiren; eine wirklich traurige geistlose Beschäftigung. Um so trauriger, weil sich diese Leutchen für Künstler halten, dabei aber kaum in die Lage kommen, mehr zu erwerben, als eben nöthig, um Körper und Seele zusammen zu halten.

In allen Städten hier zu Lande existiren zahlreiche—ich will sie Kunstgewerbe nennen—wie Cameen-Schneider, Mosaik-Arbeiter, Kopisten von Raritäten und antiken Gefäßen, Fabrikanten einer gewissen Klasse von Bijouterie-Waaren u. dgl. m. Dann kommen die zahllosen Maler und Bildhauer, deren Produkte vom armseligsten Schund bis herauf zu wirklichen Kunstwerken rangiren. Den Schluß bildet eine ganze Armee von Antiquitätenhändlern, deren Lager trotz aller Verkäufe doch immer gefüllt bleiben, wofür die Leichtgläubigen Sorge tragen. Mit dem gewöhnlichen Handwerker steht es indeß am schlechtesten; der Lohn ist ein erbärmlicher und für fremde Handwerker nicht möglich, dabei zu existiren.

Am auffallendsten sind die Schuster; ein solches Männchen nimmt seinen ganzen Kram unter den Arm, verläßt das dunkle dumpfige Loch, welches er „seine Behausung" zu nennen beliebt, und betreibt sein Geschäft auf irgend einer Kirchen-Vortreppe in der frischen freien Gottesluft, woran ihn Niemand hindert.

Auf einer mehrstündigen Rundfahrt um die Stadt und durch einen Theil der Campagna habe ich lange Strecken der altrömischen, auf mächtigen Bogen ruhenden Wasserleitung und eine wohlerhaltene Römerstraße gesehen, bin auch die „Via Appia" (Gräberstraße) entlang gefahren, welche durch eine Menge großer und kleiner Grabgewölbe und Denkmäler eingefaßt ist, von denen die wenigsten noch den ursprünglichen Zweck erkennen lassen.

Die Campagna ist eine großentheils sumpfige, mit Gras bedeckte Tiefebene, die bedeutendste Brutstätte des Malaria- oder Sumpffiebers. Zahlreiche, mit den weit abstehenden langen Hörnern versehene

Rinderheerden weiden auf dieser Fläche, wo die Hirten in gottsjämmerlichen Schilfhütten, wenn sie nicht bei den Thieren sind, ihr ödes monotones Dasein abspinnen.

Für heute mag dies wieder genug sein; sobald sich hinlänglich Stoff angehäuft, folgt mehr.

Bis dahin wie immer u. s. w.

Siebenter Brief.

Rom, den 10. Oktober 1881.

An Dieselbe.

Mit einem der italienischen Sprache kundigen Schweizer, welcher auch allein reist, einem Herrn von Albertini, machte ich eine Fahrt nach Tivoli im Sabinergebirge, 1¾ Stunden Eisenbahn. Kurz vor dem Städtchen führt die Bahn durch einen Olivenwald, der, wie man sagt, schon Zeuge der Römerherrschaft war. Mann kann sich kaum Groteskeres und mitunter Komischeres vorstellen, als diese uralten Bäume. Wunderlich verschlungen und verwachsen, stehen sie in Gruppen oder bilden einzeln die seltsamsten Fratzen, doch alle tragen noch Früchte in ihren fast immer grünen, nur noch auf ganz ausgehöhlten Stämmen ruhenden Kronen.

Das Städtchen selbst ist ein elendes armes Nest, am Rande einer tiefen, breiten, äußerst romantischen Schlucht gelegen, in welche sich rauschende Wasserfälle ergießen, wegen der überraschenden Scenerie, einem kleinen antiken, der Sybille geweihten Tempel, und der alten prachtvoll gelegenen „Villa d'Este," deren Terrassen, Springbrunnen mit vielen Marmorfiguren, Park- und Gartenanlagen sich bis zur Sohle der Schlucht erstrecken, jedoch viel besucht wird.

Wenn man kurz vor dem Orte seitwärts abbiegt, so gelangt man in etwa 20 Minuten nach den auf einem breiten Bergvorsprunge gelegenen Ruinen der „Villa Hadrian's" (Villa Adriana.) Sehr umfangreiche Reste der verschiedensten Bauwerke sind hier ausge-

graben worden. Unter andern ein Theater, lange gewölbte Promenaden-Gänge, Bäder mit schönen Mosaik-Fußböden, von Säulen getragene Hallen und die massigen Trümmer eines großen Palastes. Es lohnt sich sehr der Mühe, dorthin zu gehen, wird aber, weil etwas abgelegen, nur wenig besucht.

Mit genanntem Herrn bin ich auch in der Oper gewesen und habe „Aida" gesehen. Die Ausstattung war reich, die Kräfte, das Orchester eingeschlossen, durchweg gut, doch war es der Zuschauerraum, wofür ich das meiste Interesse hatte. Denn solche Absurditäten, wie sie bei der Dekorirung von Theatern in New-York sich breit machen, scheint man hier glücklicherweise nicht zu kennen. Ueberaus heitere Malereien und Weiß, Gold, Roth die herrschenden Farben.

So weit ich bis jetzt Gelegenheit hatte, es zu beobachten, so erscheint mir alles Land wie ausgesogen und ausgezehrt; von Wäldern, mit Ausnahme kaum nennenswerther Striche, ist keine Spur zu sehen; als Nutzholz bemerkte ich nur ganz schmale Brettchen und Reisig zur Feuerung. In den meisten Flußbetten ist kein Wasser, dagegen plötzliche Ueberschwemmungen keine Seltenheit. Auffallend sind in Rom die Unmasse Droschken und nicht zu begreifen, wie alle diese Leute bestehen können.

Ist der Fremde genöthigt, eine Frage an Jemand zu richten und ist dieser Jemand ein nicht gerade elegant ausstaffirtes Individuum, so wird auch sogleich die Hand aufgehalten, um einige Soldi zu erhaschen und dazu gehört, daß man immer Hände voll Kupfergeld mit sich herumschleppen muß.

Ich war in einem Augustiner-Kloster, wo eine Reihe von Gewölben mit menschlichen Gebeinen, eingetrockneten Mönchen und Gräbern dekorirt und ausgefüllt waren, des moderigen Geruches wegen aber zu langem Aufenthalte nicht einladen.

Auch den Papst hätte ich sehen können, wenn mir die Mühe eines vielleicht sechsstündigen Stehens auf einem Flecke nicht zu abschreckend gewesen wäre. Es war nämlich eine Pilgerschaar hier, aber nicht wie früher mit Muschelhüten auf den Eselsköpfen, langen

Stäben in den faulen Händen und den nach Frömmigkeit duftenden Körper in ein härenes braunes Pilgergewand, mit daranhängendem Rosenkranz, gehüllt, sondern die meisten wie arme Landleute gekleidet. Aber stupidere, einfältigere, auch hie und da pfiffig-verschmitztere Gesichter lassen sich schwerlich finden. In der Peterskirche empfing Se. Heiligkeit diese „Verstands-Enterbten" und eben bei dieser Gelegenheit war es möglich, gegen Vorzeigung einer vom Konsul zu erlangenden Eintrittskarte den „Statthalter Christi" in seiner ganzen Glorie zu sehen.

Es würde zu weit führen, wollte ich allem Gesehenen mehr als flüchtig Erwähnung thun, deßhalb sei nur noch bemerkt, daß ich die „Pyramide des Cestius," das „Capitolinische Museum" (Museo Capitolino), das Innere der bedeutendsten Kirchen, obenan „St. Paolo" und „St. Maria Maggiore," sowie noch mehrere Paläste mit den darin enthaltenen Sammlungen gesehen habe.

Ich lernte einen Doktor Pick nebst Frau aus Koblenz kennen; durch diese wurde ich bei einer Privatfamilie von mittelmäßigem Einkommen und dann auch vom Doktor in eine Künstlerkneipe eingeführt. Die Häuslichkeit der Ersteren sah mir recht ungemüthlich aus, hauptsächlich wohl weil die meisten Häuser so schrecklich alt sind; letztere war eine sehr unansehnliche Lokalität und hatte nichts weniger als einen künstlerischen Anstrich.

Abgesehen von allem Merk- und Sehenswürdigen, was Rom in seinen Mauern birgt, so bildet das geschichtliche Interesse, der Nimbus des einst so Großartigen, der greifbare Hinweis auf die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes, wie ein geheimer mächtiger Zauber, wie in Athen, die Hauptatraktion. Im Alterthum der Brennpunkt eines Weltreichs, wo alle Vorgänge sich abspielten, welche in den Tafeln der Geschichte am tiefsten eingegraben sind. Später die vielfachen Zerstörungen barbarischer oder halbbarbarischer Ueberwinder, wodurch die einst 2,000,000 Einwohner zählende Stadt bis auf 13,000 zuletzt herabsank. Darauf folgte der Aufbau einer Priesterhierarchie, deren usurpirte Machtfülle schließlich geradezu unerhört, über die Maßen drückend und zum Hinderniß

aller geistigen Entwickelung wurde, dennoch viele Jahrhunderte bestand, noch heute, wenn auch etwas eingeschränkt, besteht und vermuthlich so lange bestehen wird, bis auch in den finstersten Winkel das Licht der Vernunft seine lebenspendenden wohlthätigen Strahlen wirft.

Scheiterhaufen, Folterqualen und Ströme Blutes waren in Zeiten der tiefsten geistigen Finsterniß die unfehlbaren Mittel, womit diese Diener Gottes sich Gläubige auch für die unsinnigsten Dogmen erwarben. Wo immer sich die geistliche Herrschaft einnistete und gedeihlichen Boden fand, da folgten auch Verdummung, Müßiggang, Faulheit und Verarmung. Spanien, Italien, Süd- und Central-Amerika, noch eine Menge kleinerer Länder oder Landestheile und nicht zu vergessen Irland, sind Beispiele der entsetzlichen Verderblichkeit—des Papstthums.

Mit dieser Tirade, womit ich meinem gepreßten Herzen etwas Luft verschaffte, resp. verschaffen mußte, will ich diesen Brief schließen. In den nächsten Tagen werde ich nach Neapel gehen, um zu erfahren, ob der emphatische Ausruf eines nach langer Abwesenheit zurückgekehrten Matrosen: „Neapel sehen — und sterben!" auf Wahrheit beruht.

Im besten Wohlsein, wie bisher u. s. w.

Achter Brief.

Neapel, den 24. Oktober 1881.

An Dieselbe.

Wieder bin ich meinem Endziele um 261 Kilometer näher gerückt; gedenke hier einige Wochen zu bleiben und dann—wenn alles nach Wunsch geht—auf nach Piräus!

Neapel und hauptsächlich die Umgebung in ein paar Briefen zu beschreiben, möchte, ohne daß dieselben zu Büchern anschwellen würden, schwerlich gelingen; doch will ich mein Bestes thun, um wenigstens einen ungefähren Begriff von dem Leben und Treiben dieser eigenartigen Stadt zu geben.

Schon in Rom wurde ich auf eine Strecke Landes der Bahn entlang aufmerksam gemacht, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren soll, und so war es auch. So weit das Auge reichte, sah es äus, als hätte man Felsen gesät, welche eben aufgegangen wären. Eingefaßt von spärlichem Grün, ragten aus dem Boden scharfe zackige Miniatur-Felsspitzchen, welche durch jahrhundertelanges Wegschwemmen des Erdreichs schließlich an die Oberfläche kamen, da nichts geschah, dies zu verhindern oder durch geeignete Mittel den Pflanzenwuchs zu erhalten. Wo noch ein paar Pflänzchen gedeihen können, werden diese mit vieler Mühe von der noch zwischen den Steinen lagernden Erde gewonnen. Alles ertragsfähige Land gehörte bis zum Beginne der neuen Aera und größtentheils noch jetzt dem verschwenderischen Adel, unzähligen Kirchen und den tausenden von Klöstern, welche den Landmann zum besitzlosen Heloten und zu dem unwissenden, bigotten, faulen Geschöpf machten, das er gegenwärtig ist.

Unablässig wird darauf hingewiesen, was die prachtliebende, die Künste fördernde katholische Kirche, die Fürsten und der kunstsinnige Adel gethan haben, um Italien zu einer Pflanzstätte, zu einer hohen Schule der Künste und Künstler der ganzen civilisirten Welt zu machen. Das ist ja auch gelungen—Niemand kann es läugnen—dennoch ist dieser Ruhm, weil mit der sittlichen Verkommenheit, der geistigen und leiblichen Verelendung vieler Generationen von Menschen erkauft—v i e l, v i e l z u t h e u e r erkauft!

Auch ein kleines Abenteuer, welches aber die Annehmlichkeit der Reise keineswegs erhöhte, soll nicht unerwähnt bleiben. Ein furchtbares Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen, welches gegen fünf Stunden wüthete, zeigte die Beschaffenheit der Wagen II. Klasse in ihrem schönsten Lichte. Das Wasser strömte durch die breiten Ritzen und Löcher der Dächer, und wer im Besitze eines Schirmes war, konnte von Glück sagen. Ich fuhr in Gesellschaft mit „Doktors" und diese waren so freundlich, meinen Kopf mit unter ihren Schirm zu nehmen, so blieb ich wenigstens oben trocken.

Am 21., Mittags, wurde Neapel erreicht, wo ich mit „Doktors"

im Hotel Haßler (dem römischen Haßler gehörig und in der „Strada St. Teresa" gelegen) abstieg.

Das Bild, welches die Stadt bietet, ist ein ungewöhnliches und dem von Rom so unähnlich wie nur möglich. Ueberwiegend schmutzig und verlumpt, soweit es die Bevölkerung zum großen Theile betrifft; wundervoll, wenn die Natur allein in Betracht kommt. Noch ist es hier sehr warm und es kommt mir vor, als lebte das Volk ausschließlich auf der Straße. Die terrassenförmige Lage, die Menge der entsetzlich schmutzigen schmalen Gassen mit himmelhohen Häusern machen es für Menschen und Esel zur harten Aufgabe, überall hin zu gelangen. Ganze Ziegenheerden kann man auf den Straßen lagern sehen, denn diese sowohl wie die Kühe werden vor den Thüren gemolken, wo die Milch verkauft wird. Und der Spektakel! Unzählige Verkäufer von allen möglichen Lebensmitteln rufen mit fürchterlicher Ausdauer und Energie ihre Waaren in halbsingendem Tone aus, dazu das Gemecker der Ziegen und das schmerzlich-rührende J—ah—J—ah des Esel-Chors; mit einem Worte, ein wunderliches Konzert!

Daß hier die Cholera nicht ihren permanenten Wohnsitz aufgeschlagen, ist als ein Wunder zu betrachten, denn ein freundlicheres Entgegenkommen findet sie nirgends.

Ich bewohne ein großes Zimmer mit Balkon, woran ein Garten stößt, in welchem Kohl und Rüben, Orangen- und Citronen-Bäume friedlich durcheinander wachsen. Vor meinen Fenstern stehen Fieberbäume, welche von weitem genau das Aussehen von Pappeln haben, mit Blättern, welche schmal, spitz und etwa 6 Zoll lang sind. Nahe beim Hotel am „Molo" ist ein langer schmaler Park, „Villa Reale," wo in einem schönen „Kiosk" Nachmittags und Abends Konzert ist und sich das große Publikum zum Promeniren zusammenfindet. Eine Anzahl Marmorgruppen, ein paar Tempelchen und etliche Denkmäler, worunter „Thalberg," der Pianist, schmücken diese schöne Promenade.

Ganz versessen war ich darauf, den Vesuv, wenn auch vorerst in großer Ferne, zu sehen, wozu man nicht weit zu gehen braucht.

Aber der Berg blieb weit hinter meiner Erwartung zurück, denn er erschien nicht so hoch als ich dachte, und die Rauchsäule war so dünn, daß sie mir wirklich leid that. Vielleicht imponirt mir der trotzdem sehr gefährliche Bursche mehr, wenn ich auf seinem Rücken gewesen bin, was bald geschehen soll.

Die schöne Felseninsel „Capri" liegt nahe der Einfahrt in den Golf, und es nimmt etliche Stunden, um mit dem Dampfboot dorthin zu gelangen; diese Excursion werde ich aber noch ein Weilchen aufschieben.

„Doktors" waren hier an einen Deutsch-Neapolitaner empfohlen, der sich sogleich erbot, diese, wohin sie es wünschten, zu begleiten und, was die Hauptsache, als Dolmetscher zu fungiren. Nimmt man sich einen professionellen Führer, so verdirbt solch Subjekt durch sein stetig leierndes monotones Geschwätz das ganze Vergnügen. Zuerst sollte nach Pompeji und Castel la Mare gegangen werden, wozu ich eine freundliche Einladung gern annahm. Vom Hotel zur Eisenbahnstation ist schon eine halbstündige Fahrt durch die Stadt, dann etwa 1¼ Stunde Eisenbahn, womit die Pompeji zunächstliegende Ortschaft erreicht und wieder ein Fuhrwerk genommen werden muß. Nach weiteren 20 Minuten gelangt man auf leidlich guter Fahrstraße an ein Gitterthor, und es sieht aus, als wäre man am Eingange eines Vergnügungsgartens, nur das Wort „Pompeji" zeigt an, was dahinter steckt. Eingetreten, stürzt ein Schwarm Führer auf den ahnungslosen Fremden los, welche in verschiedenen Sprachen ihre Dienste anbieten. Ist die Wahl getroffen, so müssen Billete gelöst werden; dann wird zuerst ein kleines Museum besichtigt, wo die in den Höhlungen, worinnen verschüttete menschliche Körper gefunden wurden, geformten Gipsausgüsse das meiste Interesse erregen, weil diese Abgüsse deren Lage und Form ummittelbar nach der Katastrophe genau wiedergeben. Man durchschreitet nun eine kurze Gräberstraße, gelangt an die Reste eines Thores und betritt durch dieses den „Leichnam" einer Stadt, welche, nach den Ruinen zu urtheilen, einstens reich und schön gewesen sein muß.

Ein Schauder überläuft den schrecklich sittenstrengen „Jetzt-Menschen," wenn er, einzelne Häuser musternd, Merkmale sieht, welche ihm ein horrendes Un-Anstandsgefühl der begrabenen Pompejaner noch deutlich erkennen lassen. Jedenfalls war alle Prüderie verpönt und verbannt, man lebte "free and easy" bis am 20. November im Jahre '79 n. Chr. der über solches Lotterleben empörte Vulkan die 40—45,000 Einwohner zählende Stadt durch ein furchbares Erdbeben, vereint mit mehrtägigem Aschen- und Bimssteinregen, zerstörte und verschüttete. Erst im Jahre 1721, beim Graben eines Brunnens, als man auf Mauerwerk stieß, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf diese Stätte gelenkt.

Die Aschenschicht ist etwa 10 Fuß tief, darüber liegt Erde. Zweidrittel der Stadt mögen jetzt ausgegraben sein, auch werden noch fortwährend höchst interessante Funde gemacht. Stundenlang muß man die gut mit Lava gepflasterten, meistens sehr schmalen Straßen durchwandern, um einen richtigen Begriff der ehemaligen Bedeutung zu erlangen. Man sieht sehr reiche öffentliche und Privat-Gebäude, Theater, Tempel, Bäder, Bildsäulen u. s. w. Auch eine Menge Verkaufs-Läden, deren Inhalt aber, sowie Statuen und von den Wänden kunstvoll abgeschnittene Malereien, nebst allen möglichen Hausgeräthen, im „Museo Nationale" in Neapel untergebracht wurde. In einer Bäckerei sieht man noch eine eigenthümliche Art Handmühlen, sowie nun 1807 Jahre alte Brode mit dem eingedrückten Namen des „Back-Künstlers." Auch ein Krematorium ist noch vorhanden, woraus hervorgeht, daß die Todten, je nach Geschmack, begraben oder verbrannt wurden.

Herkulanum, die Schicksalsgenossin Pompeji's, liegt unter einer tiefen Lavaschicht begraben; geringe Ausgrabungs-Versuche haben die Bloslegung als unlohnend und unausführbar erscheinen lassen.

Wieder auf der staubigen Landstraße angelangt, wandten wir uns einem, etwa 20 Minuten entfernten, als vorzüglich empfohlenen Gasthause zu, um dort nach den überwundenen Strapazen die verdiente Erquickung zu finden. Es waren aber so viele Fliegen in der Gaststube und die Hitze so unausstehlich, daß ich nichts als

einige Früchte genießen konnte, während die Andern sich an für mich räthelhaften Gerichten gütlich thaten. Es mußte, nachdem auch dies überstanden, wieder zum „Pompeji-Thor" zurückgegangen werden, weil dort die Wagen halten. Nachdem eines dieser Vehikel in Beschlag genommen und der Kutscher durch ein Extra-Trinkgeld zur Eile gemahnt, so erreichten wir noch das am Fuße eines hohen Berges und unmittelbar am Meer gelegene 20,000 Einwohner zählende „Castel la Mare" kurz vor einbrechender Dunkelheit und fanden, weil es gerade Sonntag, die Bewohner in der gehobensten Stimmung, denn überall schallte uns Musik und Gesang entgegen. Es liegen hier sehr viele kleine Schiffe, was auf lebhaften Küstenhandel schließen läßt; auch an Bettlern fehlte es nicht und an Gestank noch weniger.

Gerade so recht hierher gehörig, kann ich mich nicht enthalten, ein Begegniß mitzutheilen, welches, wenn auch nicht ästhetisch zu nennen, doch von gewissen italienischen Gewohnheiten den besten Begriff giebt. Wir waren eingekehrt, um etwas zu trinken und von der holperigen Fahrt auszuruhen. Ich fühlte nach den genossenen Früchten nicht recht wohl und sehnte mich sehr nach „einem stillvertrauten Plätzchen," bat also demgemäß unseren „Freund-Dolmetscher," ein solches im Hause, wo wir uns eben befanden, zu ermitteln, aber—man hing am Althergebrachten: solche „Anstalt" war hier kein Bedürfniß. Gleich über den Weg, in einem großen Eckhause—auch nicht; eine Thür weiter dasselbe Resultat, aber begleitet von dem guten Rath: „doch an den Strand zu gehen, wo alle Welt hingeht."

Das Feuer brannte mir unter den Nägeln, also eilten wir, dort hin zu kommen; indeß Drastisch-komischeres läßt sich kaum denken, als was wir hier vor Augen sahen. Mehr als ein Dutzend auf's Trockene gezogener Fischerbarken bildeten jede für sich die Rückendeckung einer heiteren Gesellschaft, welche, nur durch Gehende und Kommende unterbrochen, die Außenlinie umsäumte. Jede Person machte ihr Geschäft mit einer staunenswerthen Ungeniertheit gerade so ab, als befände sie sich zu Hause in

ihrem geheimsten Gemache. So mußte ich denn wohl oder übel das alte Sprüchwort auch beherzigen: „Wer unter den Wölfen ist, muß mit heulen.“ Nur waren die Wölfe hier Italiener.

Spät Abends langte ich todtmüde in meiner Herberge an und gedenke erst gehörig auszuruhen, ehe ich weitere Excursionen unternehme. Ich vergaß zu erwähnen, daß ich auch in einigen Kirchen war, aber nichts Großartiges wie in Rom gefunden habe; aller Schmuck ist kleinlicher kindischer Firlefanz, dennoch soll es auch Ausnahmen geben, die ich wohl später noch sehen werde.

Nun will ich schließen, werde aber bald wieder schreiben, denn an Stoff, so viel ich schon wahrgenommen habe, fehlt es hier durchaus nicht. Bis dahin u. s. w.

Neunter Brief.

Neapel, den 28. Oktober 1881.

An Dieselbe.

Obgleich seit meinem letzten Schreiben erst vier Tage verflossen, ergreife ich doch die Feder schon wieder, um weitere Erlebnisse zu berichten. Häufig begegne ich jetzt Leuten, welche Rundreise-Billets haben; aber diese sind wirklich zu bedauern. Täglich muß ein gewisses Pensum „Sehenswerthes“ abgehaspelt werden, weil dies aber kein Vergnügen mehr ist, so wird lamentirt: „Ach, wären wir doch erst wieder zu Hause!“—„Ach Gott, ich fühle wie zerschlagen!“—„Mein Genick ist wie abgedreht!“—„Und das Eselreiten—das ewige auf die arme Thiere Losschlagen—nein, man wird ganz krank dabei!“—und Aehnliches.

Drei Herren luden mich ein, der Ersparniß wegen, gemeinschaftlich mit ihnen den Vesuv zu besteigen, wozu ich gerne bereit war, denn die Tour per Wagen bis zur Drahtseil-Bahn kostet 25 Lire. Obgleich das Wetter etwas trübe, machten wir uns doch am nächsten Morgen auf den Weg, worauf die Luft auch bald klarer wurde.

Die Straße zieht sich durch eine langgestreckte Vorstadt, mit welcher die nächste Ortschaft beinahe zusammenhängt. Unzählige lange Stangen, welche aus den Fenstern stecken und worauf Maccaroni zum Trocknen hängen, nebst noch leidenschaftlicherer Bettelei als in Neapel selbst, sind hervorragende Merkmale dieser schönen Gegend.

Bald geht es langsam bergan, der Fahrweg wird schmal und zieht sich in Windungen zwischen Lavamauern, welche Weingärten und Olivenwäldchen einschließen, bis zu den öden Lavafeldern, wo alle Vegetation ein Ende nimmt. Nur ein paar elende Behausungen, vor welchen den Vorüberziehenden Wein und Brod für baares Geld angeboten wird, befinden sich auf dieser Wegstrecke. Ein schrecklich schmutziges Weib mit einem eben so unreinlichen Glase trat auch auf uns zu und offerirte die genannten Gottesgaben. Wein und Brod waren ausgezeichnet, auch der Preis 2 Lire ein geringer zu nennen; trotzdem wurde diese Rate auf dem Rückwege für die gleichen Genüsse noch beträchtlich ermäßigt und nur 1¼ Lire für die Flasche Wein nebst Brod verlangt.

Schon vorher, als unser Wagen an eine Stelle gelangte, wo sich zwei Wege kreuzten, stürzten plötzlich zwei verdächtig aussehende Kerle hinter einer Mauer hervor, sprangen Jeder auf eine Seite des sich langsam fortbewegenden Fuhrwerks und—nachdem Mandoline und Guitarre unter kurzen zerlumpten Mänteln hervorgeschnellt, spielten, immer nebenher laufend, diese Natur-Virtuosen wirklich so schön, daß es zum Erstaunen war. Eine wahrhaft fürstliche Belohnung, 8 Soldi, beglückte die genialen Künstler.

Als der letzte Olivenbaum und die letzte Rebe hinter uns lagen, besserte sich die Straße, welche auch zugleich steiler wurde. Die Pferde mußten hier etwas ausruhen und so konnte man mit Muße den Blick über die in großer Ausdehnung vor uns liegende schauerliche Lava-Wüste gleiten lassen, welche noch mehr als der Krater selbst, staunenerregend ist. Man erhält den Eindruck, als ob es die Anfänge einer Weltschöpfung seien, denn so ungefähr

muß das „Chaos" ausgesehen haben. Wunderliche Formationen, welche von schmutzig hellgelb bis zu pechschwarz in der Farbe variiren, bald wie durcheinander gewundene ungeheuere Schlangen, dann wieder hoch aufgestaut, kolossalen Gewändern mit den kühnsten Faltenwürfen gleichen, unterbrechen lange wulstig erstarrte Lavaströme. Das entsetzlich Verheerende eines größeren vulkanischen Ausbruchs wird hier an der Stelle erst vollständig zum Bewußtsein gebracht. Die furchtbare Hitze der weithin leuchtenden, träge fließenden Masse muß selbst Fernerliegendes verdorren und versengen, denn die Breite eines solchen Ausflusses ist je nach der Bodenbeschaffenheit eine eingeengte oder ausgedehntere, was sich an dem jüngsten Ausbruch vom 26. April 1872 noch deutlich erkennen läßt, wo der Lavastrom an einzelnen Stellen ein paar hundert Fuß breit und je nach dem bis zu 20 Fuß oder darüber tief ist.

Auf einer höherliegenden Bergzunge inmitten dieser Oede ist ein Observatorium, um bevorstehende Eruptionen signalisiren und die am meisten gefährdeten Bergbewohner warnen zu können. Selbst wenn kein Ausbruch erfolgt, so wechselt die Thätigkeit des Berges doch fortwährend. Der für gewöhnlich dünne graublaue Rauch, begleitet von Schlacken-Auswurf, wird vorübergehend dicker und brauner, das Herausschleudern der Schlacken höher, heftiger und dichter, wobei sich Abends ein starker Feuerschein, einem entfernten Brande gleich, über der Krateröffnung zeigt; häufige leichte Erdstöße, welche sich zu diesen Erscheinungen gesellen, werden, weil daran gewöhnt, von Niemandem beachtet.

Nach 4½stündiger Fahrt wurde die Station der Drahtseil-Bahn erreicht, wo sich neben einem kleinen Museum—was viel wichtiger—auch eine gute Restauration befindet. Die Aussicht von hier (es mögen 2,500 Fuß sein) ist mehr als großartig. Nach der nöthigen Stärkung begaben wir uns zur Bahn, deren Konstruktion eine eigenthümlich interessante ist. Die Wagen haben, der großen Steilheit entsprechend, treppenähnliche Sitze, laufen in der Mitte auf einer sehr hohen Schiene und werden auf den Seiten durch

Seile gehalten. Es lauft immer nur ein Wagen, auch geht es langsam aber sicher.

Ist die obere Station, etwa 1,000 Fuß über der unteren, erreicht, so ist man am eigentlichen Aschenkegel angekommen und nun beginnt ein äußerst beschwerliches Steigen. Hier sind stets Leute zur Hand, welche den Erschöpften schieben oder an Riemen vorwärts ziehen. Damen können sich für schweres Geld hinauftragen lassen.

Zuerst gelangt man an einen älteren eingestürzten Krater von irregulärem, vielleicht 200 Fuß messendem Umfange, woraus dichte Schwefeldämpfe hervorquellen und alles Gestein mit Schwefel überzogen ist. Von hier ist es nur noch eine kleine Entfernung und der an dem äußersten Gipfel etwas seitwärts gelegene Schlund ist erreicht. Mit jedem Schritte wird das Steigen beschwerlicher, die Asche loser und der Boden zerrissener, und nun zeigt sich plötzlich ein wüster, zerklüfteter, überall durch dichte aufsteigende Dämpfe bezeichneter Wall von unbestimmter Form und ein paar hundert Fuß im Durchmesser betragend. Innerhalb dieser Aschen- und Lavamassen befindet sich der eigentliche Auswurfkegel und aus diesem werden unaufhörlich Massen von Schlacken und Bimsstein mit großem Geräusche emporgeschleudert, welche aber meistens zu ihrer Quelle zurückfallen. Das unaufhörliche Zittern des Bodens, die Hitze und die fast erstickenden Dämpfe, dazu die Gefahr des „Stiefelsohlen-Verbrennens" machen längeres Verweilen unrathsam, und Jeder eilt, obgleich die Seltsamkeit und Großartigkeit des Schauspiels nichts zu wünschen übrig läßt, um wieder fort zu kommen. —Temperatur am Fuße des Berges 80, auf dem Gipfel 60 Grad Fahrenheit.

Dieser Berg hat etwas Dämonisch-furchtbares an und in sich, sieht aber von Weitem, mit Ausnahme seines rauchenden Schornsteins, so harmlos aus, als alle die andern sich an ihn anreihenden Häupter desselben Gebirgstockes.

Mit der Bahn abwärts fahrend, hat man genau das Gefühl, als ob man in der Luft hinge, da der feste Boden ganz außer Sicht

kommt. Bald unten angelangt, wird der Wagen wieder bestiegen und mit wenigen Minuten Aufenthalt an einer der Weinquellen geht es rasch voran der Stadt zu, welche nach dreieinhalbstündiger Fahrt erreicht wird, aber—es ist ein hartes Tagewerk!

Ich war in dem sehr reichhaltigen „Museo Nationale," wo die pompejischen Funde den interessantesten Theil bilden. Alle möglichen Haus- und Küchengeräthe, größere Kunstgegenstände, unzählige kleine Nippsachen, die Schränke und Waaren ganzer Läden, worunter eine vollständige Apotheke, sowie die von den Wänden abgeschnittenen Gemälde. Alle römischen Gebäude sind von Backsteinen aufgeführt und die inneren Mauern mit Stuck (Gyps-Marmor) bedeckt, welcher fast härter als der Stein selbst ist, und nur diesem Umstande ist es zu danken, daß eine Ablösung der Bilder ermöglicht war. Viele Hunderte von Schriftrollen (Papyrus) sind gleichfalls gefunden worden, von denen etliche aufgerollt sind und die Schrift erkennen lassen, was sehr schwierig, denn die meisten zerfallen bei der bloßen Berührung. Waffen, Rüstzeug und Modelle von Häusern, wie solche vor der Zerstörung aussahen, vervollständigen diese Sammlungen. Ein für Damen nicht zugänglicher Raum enthält eine Menge Gegenstände, welche den Tempeln entnommen wurden, wo die Priesterinnen der Venus ihr Wesen trieben und woraus hervorgeht, daß die biederen Pompejaner lange —lange nicht so tugendhaft waren, als die von Keuschheit triefenden „christlichen Jünglinge" der Jetztzeit. (?)

Noch war ich auch in einer Kirche „San Francesco di Paola," welche, obgleich äußerlich schmucklos, im Innern doch einen sehr günstigen Eindruck macht. Es ist eine mächtige Rotunde mit domartiger Kuppel, rundum mit Marmor-Statuen, Apostel und Heilige darstellend, geschmückt. An diese Kirche schließen sich rechts und links in Bogen lange Kolonnaden, unter denen Wirthschaften und andere Verkaufsläden sich befinden.

Im Falle es Jemand interessiren sollte, will ich hier noch die Preise einiger Artikel zum Lebensunterhalte (aber guter Qualität) folgen lassen:

Gutes Rindfleisch, das Kilo (2 Pfund)	2 Fr.	50 Centimes.
Kaffee " "	3 "	—
Zucker " "	2 "	—
Butter " "	3 "	60 "

Das niedere Volk lebt beispiellos billig; ein Stück Brod mit Zwiebeln giebt eine Mahlzeit; Kastanien, Wassermelonen, eine Art gerösteter Tannenzapfen, Maccaroni, Polenta und Fische bilden die Hauptnahrung. Auch giebt es Wein, von welchem der ganze Liter nur 3 Soldi (15 Pfennige) kostet, und so noch manches Andere im Verhältniß. Eine Menge Menschen lebt thatsächlich nur von Abfällen, das heißt, „was schon die Armen nicht mehr mögen, davon leben die Aermsten!"

Wie Menschen hier wohnen und existiren, ist mehr als entsetzlich, wovon ich mich überzeugt habe. Das Quartier „St. Lucä" übertrifft in Schmutz und Elend alles Andere. Aus ihren stinkigen dunklen „Wohn-Höhlen" kommen die Leute auf eine breite Straße am Wasser. Die Kinder oft ganz nackt, Frauen und Mädchen nur mit einem Lumpen von Hemde auf dem Leibe, und hier wird die Reinigung, hauptsächlich das Kämmen—auf Waschen ist man weniger capricirt—vorgenommen. Eine unerschöpfliche Fundgrube für „Mal-Künstler" aller Grade, welche der strengrealistischen Schule anhängen.

Es wurde mir erzählt, daß bis zum Ende der bourbonischen Schandwirtschaft der Gebrauch bestand, nach Belieben die in den elenden Löchern geborenen Kinder, die ja doch nicht ernährt werden konnten, auf die Straße zu werfen, welche dann am frühen Morgen durch eine dazu bestellte Person aufgelesen und fortgeschafft wurden.

Obgleich die gegenwärtige Regierung ihr Bestes thut, um das Volk von seiner empörenden Unwissenheit zu befreien, zu welchem Zwecke überall Gemeinde-Freischulen errichtet werden, so sind die Fortschritte, weil die Geistlichkeit im Geheimen Alles aufbietet, jede Aufklärung zu verhindern, doch bedauernswerth gering, denn die unermeßliche Dummheit ist für die heilige Kirche zu werthvoll, um sich diese ohne Widerstand rauben zu lassen.

Das ganze neapolitanische Volk kann mit geringer Ausnahme als ein „verkommenes" bezeichnet werden, und nur dadurch wird es erklärlich, daß Garibaldi mit Hilfe von nur tausend Abenteurern nach seiner Landung in Marsala auf Sicilien den 11. Mai 1860 fast ohne Schwertstreich das ganze Königreich Neapel erobern konnte. Wer diesem Volke Brod giebt oder auch nur verspricht —dem gehört es!

Da selbst das längste Schreiben ein Ende haben muß, so soll diese bandwurmartige Leistung hiermit zum Schlusse gelangen, gedenke aber bald wieder weitere Lebenszeichen von mir zu geben.

Bis dahin wie gewöhnlich u. s. w.

Zehnter Brief.

Neapel, den 7. November 1881.

An Dieselbe.

Ich hätte noch unendlich viel von hier zu schreiben und würde mich gern kürzer fassen, wäre nicht zu befürchten, daß das Interesse dadurch geschmälert würde.

„Picks" sind abgereist, aber ich habe an einem 68 Jahre alten, schrecklich jovialen Herrn von Winterfeld, welcher schon seit 20 Jahren die Einkünfte seiner in Ostpreußen gelegenen Güter in Italien verputzt, einen angenehmen Ersatz gefunden. Er ist jeden Abend mein Gesellschafter und im Besitze vieler Bücher, welche sämmtlich zu meiner Disposition gestellt sind.

Da ich es scheue, in einer fremden Stadt Abends auszugehen, so war es mir nicht unlieb, noch vorher mit dem Doktor und seinem Freunde eine der größten Wein- und Bier-Wirthschaften kennen zu lernen um doch zu sehen, wie die meisten Leute ihre Abende hinbringen. War das aber ein Leben! Mann konnte sich kaum retten vor Sängern und Musikanten; am wenigsten aber vor den unzähligen alten und jungen Blumenmädchen, denen Mangel an Dreistigkeit und Keckheit nicht zum Vorwurf gemacht werden können.

Fremde Biere sind theuerer als der hier kredenzte Rothwein, ohne welchen ich 100 Jahre leben könnte. Das einheimische Bier ist aber vollends nichts für Unsereins, dazu eine Atmosphäre, die ganz undefinirbar, überwiegend aber, von den vielen Blumen, eine Art muffiger Wohlgeruch geworden. Auf dem Rückwege, zwischen 12 und 1 Uhr, konnte ich nun auch das Nachtleben beobachten, und was war das für ein Treiben! Ueberall Fröhlichkeit, Singen und Klingen, Rennen und Drängen, noch lebendiger als wäre es am hellen Mittage.

Einen eigenthümlich melancholischen Eindruck macht der Fremden-Kirchhof; viele reiche und schöne Grabmonumente mit Inschriften, welche alle europäischen Sprachen repräsentiren, zieren denselben. Es ruhen meistens die Gebeine von Menschen unter diesen Steinen, welche in dem milden südlichen Klima Heilung suchten, statt dessen aber—den Tod fanden.

Auch den „Campo Santo", eine wahre Todtenstadt, besuchte ich. Hier sieht man gutgepflasterte Straßen, von beiden Seiten mit Kapellen und Grabgewölben, ähnlich wie die antiken Gräberstraßen, bedeckt. In einer der schönsten dieser Kapellen ruht S. Thalberg; alle haben im Hintergrunde einen Altar mit Krucifix, Lichtern und Heiligenbildern. An den Seitenwänden befinden sich Nischen, um Särge aufzunehmen. Alle diese kleinen Räume sind mit Marmorplatten geschlossen, welche nach der Okkupation mit Inschriften versehen werden. Ein Mann zeigte mir in einer dieser Kapellen drei Todtenköpfe, welche vor ihm auf einem Pulte standen. Bei Zweien machte er ein schmerzlich betrübtes Gesicht, denn es waren die Schädel seines Vaters und Kindes, beim Dritten aber zeigten seine Mienen ein schadenfroh vergnügtes Lächeln; es war, wie er erklärte, das Haupt—seiner Schwiegermutter!

Ich habe auch nun einen Sturm erlebt, wobei sich die am Molo brechenden Wogen haushoch aufbäumten und über die Einfassungsmauer schlugen. Begleitet von Donner und Blitz, stürzte der Regen in Strömen hernieder, während ein Orkan wüthete, als wollte die Welt untergehen. Die Fieberbäume vor meinen

Fenstern und alle die schönen, meist voll reifer Früchte hängenden Orangenbäume wurden entweder umgerissen oder jämmerlich zerzaust.

Gleich nach dieser unliebsamen Unterbrechung war die Witterung wieder musterhaft, und so beschloß ich denn, „Capri" und die berühmte „blaue Grotte" zu besuchen. Früh machte ich mich auf den Weg zur Landungsstelle, wo vermittelst kleiner Boote die Passagiere nach den in tieferem Wasser liegenden Dampfer überführt werden. Die Entfernung bis zur Insel beträgt ungefähr 25 englische Meilen und die Unkosten incl. eines guten Diners für die Person rund 30 Lire. Der Dampfer beschreibt nun einen Bogen und legt bei dem auf hohem Felsgestade thronenden Sorrento an, wo Passagiere aus- und einsteigen, nun geht es direkt auf „Capri," aber nicht der Landung, sondern weit davon einer hohen Felswand zu. Ueber dem Wasserspiegel zeigt sich bald eine bogenförmige Oeffnung, vor welcher angehalten wird und Schiffer in kleinen Kähnen schon bereit sind, Personen, die es wünschen, in die Grotte zu führen. Man muß sich nun niederlegen, der Führer beugt sich weit hintenüber und schiebt mit seinen Händen den Nachen durch die enge Pforte.

Es ist nun wie ein zur Wahrheit gewordenes Zaubermärchen; ein wunderbares Himmelblau, scheinbar vom Wasser ausgehend, erfüllt die ganze etwa 200 Fuß im Umfange und 40 Fuß in der Höhe messende Höhle; die Tiefe des Wassers soll 50 Fuß betragen. Wie eine Miniatur-Halbinsel erstreckt sich ein Stückchen fester Boden vom Hintergrunde gegen die Mitte zu, und auf dieser "terra firma" stehen braunhäutige, schwarzhaarige nackte Jungen, welche gegen mäßige Vergütung in's „Blaue" springen, um den erstaunten Fremden wahrnehmen zu lassen, wie ein das herrlichste matte Silber repräsentirender menschlicher Körper mit braun und schwarzem Kopfe, in Azur gebadet, ausschaut. So ist es auch, wenn man eine Hand ins Wasser hält, alles Fleisch zeigt dieselbe Erscheinung, jedoch ist die Ursache bis jetzt noch unbekannt.

Weiter geht es an hochaufragenden Felsmauern dem Landungsplatze zu, wo abermals kleine Boote das Aussteigen vermitteln.

Am Ufer angelangt, muß zuerst der Angriff einer Bettlerkolonne abgeschlagen werden, dann beginnt für die Reitlustigen das Parlamentiren mit den Eseltreibern; ist auch das überstanden und der Reisende lebt noch, so wird eines der hochgelegenen Gasthäuser aufgesucht, um ein leidliches Mittagsessen zu sich zu nehmen und frische Kräfte für neue Kämpfe zu gewinnen.

Da ich denselben Tag wieder zurück wollte, so blieb zum Umsehen nicht viel Zeit. Nur so viel sei gesagt, daß außer einigen Gasthöfen viele Villen und zwei Ortschaften auf der Insel, deren höchster Punkt 2,000 Fuß beträgt, liegen. Schon während des Essens sind es die Korallenverkäuferinnen, welche dem unschuldigen Gast rudelweis auf den Leib rücken und ihm das Leben verbittern. Daß die fechtende männliche Jugend gleichfalls vertreten, versteht sich von selbst, nur die Form der Bedrängniß ist verschieden. Die liebenswürdigen Kleinen zwingen fast dazu, daß Jemand ein Geldstück in's Meer wirft; ist dies geschehen, so stürzen sie sich kopfüber in's Wasser und holen es zum eigenen Besten wieder heraus, wollen also nicht gerade etwas geschenkt haben. Die Krone der Fechtmethoden sollte aber erst noch kommen, denn als ein kleiner Trupp Deutscher, worunter auch ich, sich auf dem Rückwege befanden, wurde ihnen ein unerwarteter Genuß durch das Erscheinen eines Haufens kleiner Fechtbrüder zu Theil, welcher sich im Rücken der Abziehenden zusammengeschaart hatte und nun mit aller Kraft der Lungen das alte deutsche Handwerksburschenlied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus?" so rein, als wäre es ein Chor richtiger heimischer Straßenjungen, absangen. Daß diese herzerfrischende Leistung auch den gebührenden Lohn fand, versteht sich am Rande.

Deutsche Maler, welche immer auf diesem Eilande hausen, sich aber weniger mit Malen als mit weiblichen Modellen beschäftigen, haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Jungen verschiedene Lieder einzupauken. Als nun die kleinen Schlingel ausfanden, daß ihre Sangeskunst leichter die Soldi aus den Taschen der Fremden lockte, als der nackte Bettel, so fehlt es diesem „Verein" nie an aktiven Mitgliedern.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als die Rückfahrt angetreten wurde. Bei Sorrento kamen noch mehr Passagiere an Bord und nun ging es direkt der Stadt zu. Je tiefer die Sonne sank, je zauberischer wurde die Färbung von Bergen, Wasser und Himmel. Das Meer glich einem aus Krystall gewebten Teppich, in welchem sich prächtige Wolkengebilde spiegelten. Von der einen Seite das in unbeschreiblicher Pracht und Farbenschmelz hinter einem Vorgebirge versinkende Tagesgestirn; gegenüber in riesiger Größe der über den Bergen auftauchende bleiche Vollmond, und nun—Land und Meer—alles übergossen von einem rosarothen duftigen Schimmer; dabei wurde der immer höher aufsteigende Mond leuchtender und seine große gelbe Scheibe stand minutenlang genau hinter der kerzengerade aufsteigenden Rauchsäule des Vesuvs. Dazu denke man sich die wunderbar weiche, mit Wohlgerüchen, welche von den vielen Orangenhainen kommen, geschwängerte milde Luft und man erhält einen schwachen Begriff der Wirklichkeit.

Solche Natur—und solche Menschen!—welcher Widerspruch!

Die Wahrheit zu sagen, gefällt es mir besser hier als in Rom. Werde noch 14 Tage bleiben, noch etliche Ausflüge in die „Country" machen, jedenfalls ehe ich abreise nochmal schreiben. Auf dem am 21. von Marseille kommenden und Neapel anlaufenden Dampfer „Mendoza," welcher direkt nach Piräus fährt, gedenke ich Passage zu nehmen, und werde, wenn Alles gut geht, den 24. auf hellenischem Boden sein. Bis dahin also, wie immer u. s. w.

Elfter Brief.

Neapel, den 16. November 1881.

An dieselbe.

Meine Berichte fortsetzend, weiß ich kaum, womit anzufangen. Ich möchte gern von Allem ein getreues, aber auch nicht zu beschränktes Bild entwerfen, habe aber schon längst eingesehen, wie vergeblich mein Bemühen ist. Deßhalb, auch weil die Zeit

drängt, will ich in diesem Briefe noch so viel als möglich zusammenraffen, um demselben ein leidliches Interesse zu verleihen.

Ich war in dem von außen recht unschönen, seiner Dimensionen wegen jedoch vielgenannten Theater „San Carlo.“ Da zur Zeit nicht gespielt wird, so fand ich nur Gelegenheit, den imponirenden Zuschauerraum mit seinen sechs Logenreihen, die schöne lebendige Malerei, besonders der Decke, unzählige Gasarme mit Doppellichtern und einen Lichtkranz als Einfassung des Plafond-Bildes zu betrachten. Viel Gold im Verein mit brillanten Farben erzielen in ihrer Zusammenwirkung einen heiteren wohlthuenden Effekt. Das Theater soll Raum für 7,500 Personen haben. Der Haupteingang ist unter einer von schweren Pfeilern gebildeten Kolonnade, worunter die öffentlichen Schreiber, von denen das gänzlich unwissende Volk seine Briefe schreiben läßt, ihre Geschäfte betreiben. Die Empfänger dieser, auf solche Manier profanirten Herzensergießungen, auch meist des Lesens unkundig, lassen sich diese gemeinhin von ihren respektiven Beichtvätern entziffern, wodurch die schlauen Pfaffen zur Kenntniß der intimsten Privatverhältnisse ihrer Schafe und Schäfchen gelangen und— danach verfahren.

San Martino, ein früher enorm reiches Kloster, liegt hoch über der Stadt und wird eines dort befindlichen Museums, seines grandiosen Klosterhofes und der prächtigen Ausstattung der dazu gehörigen Kirche wegen viel besucht. Da die Aussicht von dieser Höhe auch eine wunderherrliche, so wird die Mühe des Besuches reichlich belohnt. Ein wegkundiger Angestellter des Hotels hatte mich begleitet, und dieser wählte einen vermeintlich direkten, zur Stadt führenden Fußpfad, welcher uns beim Herabsteigen auf eine im Bau begriffene breite Straße führte. Die sehr steilen Tuffstein-Massen waren hier bis zu bedeutender Höhe abgesprengt und der Boden kaum passirbar. Als wir nun so dahin stolperten, bemerkte ich, daß die untere Gesteins-Lage der hohen reichlich 70 Fuß senkrecht abfallenden Wand etwa 10 Fuß vom Boden auffallend grau, darüber blaß gelbgrün, wieder grau, nochmals gelb-

grün, abermals grau und schließlich bis zur Oberfläche wieder gelbgrün war. Dicht herantretend, bröckelte ich von der grauen Masse etwas ab und entdeckte, daß es fest zusammengepreßte Asche und Bimssteinstückchen waren, also in Farbe und Substanz genau dem pompejanischen Aschenregen glichen, von welchem ich eine Probe mitgenommen habe, mithin auch einen ähnlichen Ursprung haben mußten, nur, wie ich als sicher annahm, aus einem mächtigeren Vulkan stammend, als es gegenwärtig der Vesuv ist. Die ganze Formation und Beschaffenheit des unmittelbar den Golf umschließenden Bodens weist darauf hin, daß hier vor ungezählten Jahrtausenden eine Erdrevolution, das heißt ein plötzliches oder allmähliges Versinken eines riesigen feuerspeienden Berges stattfand, dessen zerstörende Eruptionen der ganzen Gegend ihren jetzigen eigenthümlichen Charakter verliehen haben. Alle Inseln im Golf sind augenscheinlich nur die losgerissenen Zacken und Vorberge des untergegangenen Riesen; überall in der Runde zeigt sich der jähe Abbruch ungeheuerer Felsgebilde, und demgemäß wage ich zu behaupten, daß der Golf von Neapel in seiner ganzen Ausdehnung nichts anderes als das Grab eines gigantischen Vulkans ist, von dem selbst die urälteste Sage nichts mehr weiß. Nach dem könnte die unterste Lage der erwähnten Asche auch kaum weniger wie 8,000 bis 10,000 Jahre alt sein.

Es mag am Platze sein, hier meiner selbstgeschaffenen Erdbebentheorie, wozu ich unwillkürlich durch Beobachtung gelangte, Erwähnung zu thun. Die Erde ist unzweifelhaft in jeder Richtung von unzähligen Kanälen durchzogen und diese wiederum von undenkbar großen Höhlen unterbrochen, von denen die meisten mit Wasser, viele mit brennenden oder brennbaren Stoffen, von Gasen oder von Mineralien abgesonderten Oelen angefüllt, und endlich ein großer Theil vollständig leer sein mögen, wofür ja die bekanntesten Höhlen mit endlosen Irrgängen schon den Beweis liefern. Wo nun Wasser und Feuer zusammen kommen, da entwickelt sich Dampf, welcher mit übermächtiger Kraft stoßweise in die leeren Räume gepreßt, die Erdoberfläche, je nach Verhältniß der Tiefe, in eine

schwankende Bewegung versetzt. Die Feuer- und Wassermenge, welche zur Erzeugung einer anständigen Erderschütterung nothwendig erscheint, liegt jedoch entschieden außerhalb jeder Vorstellung. Meine Annahme, über die scheinbar zweifellosen Ursachen der Erderschütterungen an sich, findet darin eine Bestätigung, daß es vorwiegend Inseln, das Küstenland der Meere, sowie die Stromgebiete sind, deren Bewohner durch solche Naturereignisse beunruhigt und zu Zeiten in Angst und Schrecken gesetzt werden, dagegen niemals das sogenannte Binnenland.

Mein nächster Ausflug war in Gesellschaft des alten Barons nach dem „Palazzo di Capodimonte.“ Genanntes Schloß liegt gleichfalls auf dem höchsten Rande der langgestreckten Berglehne zu Häupten Neapels, nur dem Kloster „San Martino“ entgegengesetzt. In den Räumen dieser Königsburg sieht man, abgesehen von fürstlicher Pracht, viele Gemälde und Skulpturen, aber ausschließlich von modernen Meistern und—ein wahrer Trost!—keine Heiligenbilder. Hinter dem Schlosse breitet sich ein großer Park aus, der aber nicht viel Schönes aufzuweisen hat. Wäre die Aussicht dem Meere zu nicht überall prächtig, so möchte man sagen, der Ausblick von den hochgelegenen Räumen dieses Palastes ist entzückend und ein reicheres Landschaftsbild kaum denkbar. Links in der Ferne die Apenninenkette, rechts im Vordergrunde der Vesuv mit den sich anschließenden hohen Bergkuppen; das Meer mit allen Inseln und den vielen Schiffen; tief unten die im weiten Bogen lagernde Stadt, umkränzt von hunderten der reizendsten Villen, umgeben von Blumen und Orangengärten mit ihren berauschenden Düften—ein wahres Paradies!

Weil mir „Caserta“ als sehr sehenswerth empfohlen wurde, so machte ich mich eines Morgens auch dahin auf. Es ist eine Stadt mit beiläufig 11,000 Einwohnern und liegt an der Rom-Neapel-Eisenbahn; man fährt etwas über eine Stunde. Im Vordergrunde liegt das unbewohnte, aber sehr ausgedehnte Schloß; denn es ist 760 Fuß lang und 125 Fuß hoch, macht aber, der langen graden

Linie wegen, keinen vortheilhaften Eindruck. Hinter dem Schlosse befinden sich großartige Parkanlagen mit Teichen, Wasserfällen und Fontainen, welche durch eine Menge Skulpturen, Menschen- und Thierfiguren, Jagd- und andere Scenen darstellend, ungemein belebt erscheinen.

Das Nächste war eine Fahrt per Bahn und Wagen nach Amalfi. Es ist eine kleine Stadt und liegt an einer von hohen Bergen und kühngestalteten Felsen umgebenen tiefen Schlucht. Abgesehen von seiner prächtigen Lage an der Einfahrt des Golfs, wird der Ort, welcher von Oliven und Orangenhainen ganz umschlossen ist, wegen den vielen noch vorhandenen antiken und späteren Jahrhunderten angehörenden Baudenkmälern viel besucht. Außerdem scheint das Städtchen, mit Ausnahme der Gasthöfe, so eine Art „Bettler-Akademie" zu sein, denn man weiß zuletzt nicht, wohin man sich retten soll, wenn das fürsorglich mitgenommene Kupfer in die Taschen der ausdauerndsten Fechter gewandert ist.

In Neapel, immer nur einige Häuser voneinander, sitzen Leute unter den Thorwegen, welche mit einem Kasten voll Kupfermünzen neben sich, ein Geschäft daraus machen, den großen Bedarf an Kupfer gegen Silber zu vermitteln, wobei freilig wenig zu verdienen, aber doch kümmerlich durchzukommen ist, denn das Umwechseln an sich kostet nichts.

Da diese Münzen sehr lästig und unbequem—weil zu groß—sind, so könnte die ohnehin finanziell schlechtbestellte Regierung viel ersparen, wenn diese 5 und 10 Centimestücke den dritten Theil der gegenwärtigen Schwere hätten, aber man sagte mir, daß dann der Falschmünzerei nicht zu steuern wäre. Was müssen das für gottsjämmerliche Falschmünzer sein?!

Da ich gern nach Pozzuoli, eine der interessantesten Touren, wollte, so erbot sich der biedere von Winterfeld, mich zu begleiten. Man fährt über den Posilipo, ein Berg von 1,000 Fuß Höhe, welcher als eine Fortsetzung des Höhenzuges gelten kann, woran die Stadt liegt. Die Landstraße bildet, kurz vor dem Austritt auf der entgegengesetzten Seite, einen tiefen Einschnitt, dann eine scharfe,

fast rechtwinkelige Wendung, und—wie ein plötzlich entrolltes prachtvolles Panorama, liegen das Meer, mit vielen Inseln, am nächsten das Felsen-Eiland Nisida, Berge, Klöster, Dörfer, Ruinen und ein ausgedehntes Thal vor den Blicken des überraschten Neulings. Es ist eine Stelle, welche von Landschafts-Malern fortwährend ausgebeutet wird. Hier ist auch der Eingang zur einer der vielgenannten „Grotten des Posilip;" größere oder kleinere Tuffsteinhöhlen, welche kein besonderes Interesse erregen.

Auf dem Wege bemerkt man unter dem Wasserspiegel (die Straße führt meist dicht am Strande entlang), die vorgeblichen Ruinen der „Villa Cicero's," nebst einer Menge unbedeutender Ueberreste römischer Landhäuser. Weiterhin den „Monte Nuovo," einen mit Gras und kleinen Bäumen bewachsenen, einer großen Domkuppel ähnlichen Berg von etwas über 400 Fuß Höhe. Dieser Hügel ist deßwegen merkwürdig, weil es nur eine durch ein furchtbares Erdbeben im 16. Jahrhundert aufgetriebene Blase ist, welche gelegentlich ebensoleicht wieder verschwinden kann.

Angekommen in Pozzuoli, geht es, per Pedes oder Esel, herauf zur „Solfatara." Hier sind Schwefelbäder und ein mächtiger, immer noch thätiger, aber verschütteter Vulkan. Es klingt genau als ginge man über ein leeres Faß und der ganze ehemalige Schlund ist mit einer weißen Thonschicht bedeckt. Jeder Tritt macht eine Vertiefung, welche sich zugleich mit warmem Schwefelwasser füllt. Am Rande befindet sich eine kleine Höhle, in welcher die Hitze so groß ist, als ob unmittelbar darunter Alles noch in voller Gluth wäre.

Wieder im Städtchen angelangt, wurden die Reste des „Tempel des Serapis" nebst einem Amphitheater, beides der Römerzeit entstammend, und eine Anzahl in die Felsen gebildeter Höhlungen, aus denen heiße Schwefeldämpfe aufsteigen, welche als Kurmittel für Brustkranke stark in Anspruch genommen werden, besichtigt. Die Formation und Beschaffenheit dieses Küstenstriches ist entschieden vulkanischen Ursprungs und der Umbildungsprozeß noch lange nicht abgeschlossen.

Eine weitere halbstündige Fahrt brachte uns nach ein paar Wirthshäusern, in deren Nähe ein großer, aber nur die kahlen Mauern aufweisender Tempel der Venus das Endziel der Tour ist.

Von diesem Punkte nicht fern liegen die Inseln Ischia und Procida, die ich aber nicht besucht habe. Erstere hat über fünf Stunden im Umfange, 25,000 Bewohner und erhebt sich bis zu 3,400 Fuß über dem Meere.

Es sei hier erlaubt, eines Ereignisses zu gedenken, welches ungefähr ein Jahr nach meiner Rückkehr stattfand und als Vervollständigung meiner Erdbebentheorie gelten kann, nämlich die Zerstörung, richtiger der Zusammensturz Casamicciolas auf Ischia, wobei viele Menschen, darunter auch eine Anzahl Fremder, ihr jähes Ende fanden. Allerorts sind dort heiße Quellen und geringe Bodenerschütterungen etwas gewöhnliches. Gerade über diese unheilvolle Katastrophe ist hinsichtlich der wirklichen Ursache viel gestritten worden und eben deßhalb möge auch meine Meinung gehört werden. Die denkbar wahrscheinlichste Erklärung solcher lokalen Verheerungen ist unstreitig das unablässige Arbeiten zerstörender Elemente in den Tiefen der Erde, wobei furchtbare Explosionen zweifellos eine bedeutende Rolle spielen. Ueberwiegend an einem Orte konzentrirt, muß es zur Folge haben, daß die, die Oberfläche stützenden Massen des Gesteins oder anderer Körper, fortwährend geschwächt durch besonders wirkungsvolle Explosionen, zum allmählichen Weichen oder zum jähen Zusammenbruch gebracht werden. So verhielt es sich vermuthlich auch mit der entsetzlichen Katastrophe, wodurch im Jahre 1861 die in Süd-Amerika an der Ostseite der Cordilleren, 2,400 Fuß über dem Meere liegende, 21,000 Einwohner zählende Stadt Mendoza in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, wobei 12,000 Menschen von der Erde verschlungen oder von den einstürzenden Gebäuden erschlagen wurden. Kämpfe unter der Erde und über der Erde, als gemeinsames Resultat—das Verderben!

Nachdem wir uns in einer der Wirthschaften ausgeruht und erfrischt hatten, wurde der Rückweg angetreten, aber nicht auf dem-

selben Wege, sondern in einer Richtung, welche durch ein paar Dörfer, und nicht über, sondern vermittelst eines gewaltigen, mit Gas erleuchteten Tunnels durch den Berg führt, wodurch zugleich eine bequeme kürzere Fahrt bedingt wird. Alle diese Excursionen nehmen nicht über 10 bis 15 Stunden; wer nur etwas weiter geht, muß über Nacht bleiben.

Nun blieb mir noch das Kloster Camaldoli zu sehen übrig. Ein paar Stunden von der Stadt entfernt, auf einem 1,350 Fuß hohen Berge gelegen, soll es die schönste Aussicht in ganz Italien bieten. Als Wegweiser diente mir, da gerade nicht viel zu thun war, der Oberkellner des Hotels. Eine Stunde mußte zuerst stets bergan gefahren werden, dann hörte die Fahrstraße auf und ein Waldweg, aber nicht zwischen Bäumen, sondern Büschen, wurde eingeschlagen. Nach anderthalbstündigem tüchtigem Marschiren auf holperigen Pfaden erblickten wir denn auch die düsteren Mauern des Klosters. Am Thore angelangt, wurde geläutet und ein steinalter Mönch mit schmutzig-weißer Kutte und langem bis zum Gürtel herabreichendem Barte öffnete die schwere Pforte. Das Ganze besteht aus einer sehr alten verwitterten Kirche und aus einem Dutzend oder mehr kleinen einstöckigen, länglich viereckigen Häuschen, alle mit separaten Gärtchen umgeben, nebst größeren Wein- und Gemüsegärten. Der stumpfe Berggipfel, worauf das Kloster liegt, ist mit schattigen Spaziergängen, welche an den schönsten Aussichtspunkten durch Marmorbänke unterbrochen sind, umgeben; auch an Attributen der „heiligen Kirche" fehlt es nicht.

Ein mumienhafter Klosterbruder brachte uns Brod und Wein, wofür allerdings keine Zahlung verlangt, aber ein entsprechendes Geschenk erwartet wird, welches der ehrwürdige Bruder auch erhielt und mit Zurücklassung seines Segens von dannen schlürfte. Es war darüber spät geworden, dann, nachdem die ihrem Rufe Ehre machende, wirklich himmlische Aussicht schweigend, staunend genossen, war es zum Aufbruch die höchste Zeit. Weite einsame Wege haben hier trotz allen Versicherungen vom Gegentheil nach Dunkelwerden ihr Bedenkliches, und so war ich denn auch herzlich froh, als die

weite Strecke durch den Reisig-Wald, wozu in der Finsterniß zwei Stunden kaum genügten, zurückgelegt war und die Lichter der ersten Häuser die etwas lockergewordene Kourage wieder befestigten.

Das Aquarium, verbunden mit einer zoologischen Station, ist eines der hiesigen wissenschaftlichen Institute, welches nicht unerwähnt bleiben darf. Aeußerst günstig dicht am Golf gelegen, möchte es wohl das Bedeutendste und Interessanteste in seiner Art sein. Ich sah hier zum Erstenmale die wunderlich gestalteten Kraken (Tintenfische) mit ihren vielen mit Saugnäpfen besetzten Fängen und den unheimlichen gallertartigen Körpern. Vögel so groß wie Enten, auch genau so gestaltet, welche unter dem Wasser fliegen und sich auf künstliche Klippen niederlassen; Zitter-Rochen theilen elektrische Schläge aus, wenn sie berührt werden. Auch die in den abenteuerlichsten Formen sich präsentirenden augenlosen, den schwärzesten Höhlenfinsternissen entstammenden Geschöpfe, welche hier zahlreich vertreten sind, fesseln die Aufmerksamkeit des Beschauers in hohem Grade.

Der seelige „Charles Darwin" würde seine liebe Noth gehabt haben, alle die hübschen Schlagwörter—„Zuchtwahl—Anpassungs-, Abstammungs- und Entwickelungs-Lehre," welche seine Nachbeter beständig im Munde führen, hier mit nur einem Scheine von Wahrscheinlichkeit in Anwendung zu bringen. Der Natur in den Schornstein zu sehen, ist schon Manchem gelungen, aber in ihre geheimnißvolle Werkstatt—noch Keinem!

So im Vorübergehen sah ich auch zwei Leichenzüge von verschiedenen Bruderschaften. Bei dem einen (es war in Rom) Alles schwarz; vorauf Knaben und Männer mit Bildern, Kreuzen und Fahnen, dem von 4 Männern getragenen Sarge folgte ein Haufe von in schwarze Kutten und Kapuzen gehüllter, Gebete murmelnder Mönche, welche brennende Wachskerzen in den Händen trugen, denen noch ein ganzer Schwarm großer und kleiner lichtertragender Jungen folgte. Hier—so ähnlich—nur die geleitenden Ordensbrüder trugen weiße Kutten mit weit über die Gesichter heruntergezogenen Kapuzen, in welchen sich nur Löcher für die Augen befanden. Dumpfe

Grabesgesänge, abwechselnd mit monotonen Gebeten, verfehlen dabei nicht, dem einfältigen Volke Ehrfurcht und Grauen, je nach Bedarf, einzuflößen.

Hiermit will ich schließen. Sobald ich glücklich in Athen angekommen, soll es mein Erstes sein, sogleich wieder zu schreiben, auch dann Gelegenheit finden, Versäumtes noch nachzutragen, denn es hat sich meiner bereits eine so große Unruhe bemächtigt, daß ich kaum die Zeit der Abfahrt erwarten kann. Also — bis auf Weiteres u. s. w.

Zwölfter Brief.

Grand Hotel des Etrangers,
Athen, den 26. November 1881.

An Dieselbe.

Diesen Brief schreibe ich thatsächlich im Angesichte der Akropolis, muß aber nochmals zurückgreifen, um keine Lücke entstehen zu lassen.

Nachdem ich für 195 Francs ein Billet gelöst, war der gute alte Baron noch so freundlich, mich bis zur Abfahrtsstelle zu begleiten und, damit ich nicht über's Ohr gehauen würde, auch eine Barke für den „üblichen" Preis für mich zu miethen.

Noch am Ufer, wurde ich hier Zeuge, wie eben unter starker Eskorte von Bersaglieris ein halbes Dutzend Briganten eingebracht wurden, von denen mir einer unvergeßlich bleiben wird. Es war ein junger schlanker Mann, nahezu einen Kopf höher als seine, einen widrigen Eindruck machenden Mit-Banditen. Ein starkgebräunter Teint, pechschwarzes lockiges Haar und ein feurig stechender Blick, welcher aus den tiefschwarzen Augen fast die Wirkung ausübte, als ob sich Dolchspitzen auf sein Gegenüber richteten; eine kühngebogene schmale Nase, prächtige Zähne und eine trotzige graziöse Haltung vervollständigten das schöne — Raubthier. Kein Wunder, wenn sich selbst hochstehende Damen in solche Bestie sterblich verlieben, was durchaus nicht selten vorkommen soll. Nachdem ich noch gesehen, wie die Kerle in einem wohlverwahrten Omnibus unterge-

bracht waren, nahm ich Abschied von Herrn von Winterfeld, bezahlte die Ueberfahrt zum weitab ankernden Dampfer, und fort ging es. Noch war nicht ein Drittel der Entfernung zurückgelegt, als die Ruderer plötzlich anhielten und auch nicht eher ein Ruder wieder in's Wasser tauchten, bis die infamen Gauner mir noch 2 Francs abgepreßt hatten, wobei ich noch froh sein konnte, so leichten Kaufes davonzukommen.

Auf dem Schiffe angelangt, machte ich sogleich die Bekanntschaft eines deutsch-neapolitanischen Juden, welcher, mit Brüsseler Spitzen handelnd, eine Geschäftsreise nach Athen und Konstantinopel machte. Dieser Mann erwies sich als sehr gefällig, was für mich um so werthvoller war, weil außer ihm und einer alten sehr auffallenden Dame, nebst deren Dienerin, Niemand an Bord deutsch oder englisch verstand. Dies kam auch einer jungen Neapolitanerin, welche nach Syra wollte, zu gute, die ganz unglücklich war, als sie zuerst Niemand verstand, bis der „Spitzen-Mann" auch ihrer sich annahm.

Das Wetter war bei der Abfahrt, 12 Uhr Mittags, sehr günstig und behielten wir bis Abend die Bergketten Kalabriens und zahlreiche Ortschaften in Sicht. Um Mitternacht wurde die Meerenge von Messina, ohne beizulegen, passirt und am nächsten Morgen sah man noch die scheidenden Berge Siciliens, alle überragend die in dichte Wolken und violetten Duft größtentheils verhüllte Pyramide des Aetna, in das azurblaue Meer versinken.

Den ganzen Tag über wurde nun kein Land sichtbar; später erhob sich ein heftiger Wind, welcher den größten Theil der zweiten Nacht sehr unruhig und wegen einer nothwendigen Reparatur auch dreistündiges Anhalten nöthig machte. Als der Tag grauete, war es wieder vollkommen ruhig geworden und kein Wölkchen trübte den Himmel. Kaum war die Sonne in aller Pracht aufgegangen, so begab ich mich sogleich auf's Deck und—da lag ausgestreckt bis in unabsehbare Fernen, mit vielen Vorgebirgen und umgeben von Inseln, aber—wie eine trostlose Oede, scheinbar von Bewohnern gänzlich entblößt—Hellas!—das Land der Musen und Grazien.

die unter Schutt und Moder begrabene einstige Wiege des Erhabenen und Schönen—das Lehrbuch aller Geschlechter seit tausenden von Jahren, doch—wo bist du Sonne geblieben?!

Es mag nun sein, wie ihm wolle, aber Derjenige, welcher in der eigenen Brust auch nur ein Fünkchen der Begeisterung, des Verständnisses und der Liebe zur wahren Kunst verspürt, wird ergriffen von dem Gedanken, daß eben da, wo ein ganzes Volk von dem Kultus des Schönen durchdrungen, es dennoch möglich war, durch barbarische Eroberer unter die Füße getreten zu werden, um vielleicht nie—nie wieder aufzustehen! Aber—es scheint so, als ob jedes Volk eine bestimmte Mission auf Erden hätte, und ist diese erfüllt, so muß es abtreten von der Schaubühne, um einem andern Platz zu machen, wie es der einzelne Mensch auch thun muß!

Am Abend hieß es, wir würden um Mitternacht Piräus erreichen, und hofften die Passagiere, etliche dreißig an der Zahl, erst am Morgen ausgeschifft zu werden. Schon vorher war ich mit der erwähnten alten Dame näher bekannt geworden. Sie war Schriftstellerin und ihr "nom de plume" Elpis Melena; war Engländerin, sprach griechisch, Latein, sowie noch ein halbes Dutzend moderner Sprachen, schrieb vorwiegend in französischer Sprache, war Vegetarianerin und bekämpfte in ihren Schriften die Vivisection bis auf's Messer. Lange graue Locken, etwas harte Züge, ein leichter Anflug von Schnurr- und Backenbart charakterisirten den richtigen Blaustrumpf. Das Reiseziel der gelehrten Frau war Creta und ihr Gepäck bestand nur aus 17 Koffern. Als sie sich beim Diner ein Stück Braten zu Gemüthe zog, fragte ich, ob das Fleischessen mit zum Vegetarianismus gehörte? Worauf sie bemerkte: „Sie sehen aber doch, wie schlecht das Gemüse ist!" „Also geschieht die Entsagung aller Fleischspeisen nur bedingungsweise?" Die gleiche Bewandtniß wird es auch mit dem wasserseligsten Temperenzler haben. Was sollte auch aus all den armen Ochsen und anderm Viehzeug werden, wenn ihr Fleisch nicht mehr gegessen, und aus den zahllosen Winzern, Brennern und Brauern, wenn die von ihnen produzirten Getränke nicht mehr getrunken würden?!

Der „Spitzen-Mann" hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, sich der „Feder-Dame" dienstfertig zu erzeigen, mit dem Hintergedanken, daß uns ihre Kenntniß des Griechischen in Piräus sehr nützlich werden könnte.

Kurz nach Mitternacht stand das Schiff plötzlich still, darauf folgte lebhafte Bewegung auf dem Verdeck, und nun erst erfuhren die ahnungslosen Passagiere, daß sie ausgeschifft werden sollten, weil der Dampfer seine Fahrt unverzüglich fortsetzen müsse. Und nun der Wirrwarr—wenigstens in sechs verschiedenen Sprachen wurde geflucht und raisonnirt über solche Rücksichtslosigkeit, aber es half nichts. Sternenklar war der Himmel, die Umrisse vieler Schiffe und weitentfernter Lichtschimmer wurden sichtbar.

Es naheten sich eine Anzahl Boote, und es galt nun, unsere vereinten Habseligkeiten, hauptsächlich die bewußten 17 Koffer, in eines derselben unterzubringen, was ohne energisches Zugreifen des Handelsmannes kaum gelungen wäre.

Die Menge Gepäck und 7 Personen wären zuviel gewesen für das kleine Fahrzeug, wenn die Wasserfläche nicht zufällig spiegelglatt, also durch Wellenschlag nichts zu befürchten stand.

Am Lande und gleich darauf im Zollhause angelangt, wurden wir bald gewahr, daß uns die liebenswürdige alte Dame mit ihrer Begleiterin meuchlings im Stiche gelassen, den einzigen zur Stelle befindlichen Wagen gemiethet hatte und sogleich nach Athen gefahren war. Kann man sich schnöderen Undank vorstellen?! Der „Spitzen-Mann" geriehț fast außer sich darüber und nur der Umstand, daß der schlaue Kunde zu gleicher Zeit die Zollbehörde um 5,000 Francs beschummelt hatte, konnte ihm einigen Trost gewähren. Trotzdem, und ganz wider Erwarten, sollten wir an „Elpis Melena" noch glänzend gerächt werden, wie man gleich sehen wird.

Der fatalen Sprache wegen befanden wir uns nun in einer unbehaglichen Situation. Es meldete sich ein herumlungerndes Subjekt, um unser Gepäck—das Mädchen war auch dabei—tragen zu helfen, aber das Schlimmste war, wir wußten nicht wohin. Kaum hundert Schritte gegangen, so warf auch noch obenein der

Kerl den Koffer, welchen er auf dem Rücken trug, auf die Straße und verschwand wieder. Da saßen wir nun—jetzt tauchte eine andere Gestalt aus irgend einem Winkel auf, steuerte auf uns zu und nun—weil dieser Nachtgeist zum Glücke etwas französisch verstand, war auch ein Verständniß nicht allzuschwierig.

Nun galt es, ein Absteigequartier zu finden, aber das war keineswegs leicht. Von zwei Thüren abgewiesen, konnten wir erst bei der dritten mit Hilfe guter Worte Einlaß finden und auch nur unter der Bedingung, auf Stühlen zu schlafen. Zum oberen Stock geführt—das Haus hatte nur zwei Stockwerke—wies man uns in ein sehr geräumiges Zimmer, in welchem sich als Möbel zwei Tische, rundum an den Wänden niedere bauschig-gepolsterte Divans und eine Anzahl Sessel befanden, Alles durchtränkt von einem so starken Geruche nach türkischem Tabak, daß das Athmen dadurch erschwert wurde. Für das Mädchen wurde anderweitig gesorgt, was mich überhaupt nichts anging.

Nach „durchsessener" Nacht wurde in einem nahegelegenen Schanklokale der unglückliche türkische Kaffee geprobt, welcher zu feinem Staub gemahlen, schwarz, mitsammt dem Satz aus fingerhutgroßen Tassen getrunken, wozu der Sitte gemäß, jederzeit ein Glas Wasser verabreicht wird. Später bemerkte ich, daß hier viele Leute das spezifisch muselmännische Talent besitzen, ihre meiste Zeit aus langen Tschibuks rauchend, den Dampf durch die Nase blasend, mit Würde in's Leere starrend und dazu Kaffee schlürfend, hinzubringen. Die Hauptschuld an solcher Indolenz trägt jedoch das Klima, denn im Oktober soll es noch so heiß gewesen sein, daß es für Fremde fast unerträglich war.

Obgleich eine kurze Eisenbahn—die einzige im Lande—nach Athen führt, nahmen wir (die „Syra-Reisende" blieb zurück) doch eine Droschke und erreichten nach fünfviertelstündiger Fahrt die Stadt des „Perikles." Durch die sehr lange Hermesstraße fuhren wir dem Schloßplatz zu, und waren so glücklich, in dem schon genannten Hotel zwei hübsche Zimmer—die einzigen welche eben frei waren—zu erhalten. Ich befand mich noch in dem nahe am

Eingange gelegenen Speisesaal, da vernahm ich plötzlich ein lautes kreischendes Wortgemenge und—da stand sie wie eine der Erinyen, heftig gestikulirend, die aufgelösten grauen Locken wild um das energische Haupt hin und her schleudernd, ein wahres Bild des Entsetzens—die warme Fürsprecherin der Thiere—„Elpis Melena!" Mit Gewalt wollte sie ein Zimmer haben, und geberdete sich wie närrisch, als man ihrem Verlangen nicht nachkommen konnte. Auf meine theilnehmende Frage, was ihr Schreckliches begegnet sei, erfuhr ich, in vor Erregung abgebrochenen Sätzen, (zu meinem größten Vergnügen,) daß der elende Schuft, der Kutscher, sie nach einer Spelunke gebracht, wo es von Ungeziefer wimmelte, und um das Elend voll zu machen, auch noch die schmählichsten Attentate auf ihren Geldbeutel unternommen worden waren; dann stürzte sie fort. Hier zeigte sich die Nemesis in ihrem schönsten Lichte—es war eine brillante Genugthuung!

Das war am Donnerstag. Freitag den 25. machte ich meine erste Promenade und zwar bis zur Kuppe des Lykabettos, eines 900 Fuß hohen, dicht an der Stadt sich erhebenden Berges, gekrönt mit einer kleinen Kapelle. Von dieser prominenten Warte ist die Aussicht großartig, der Charakter indeß ein ganz verschiedener von allen bisher geschilderten, was durch die zerstreut liegenden, die Scenerie fast fremdartig belebenden Säulen und Tempelfragmente, aber ganz besonders durch die, von einem 460 Fuß hohen Felsplateau, unmittelbar über den elendesten Theil der Stadt emporragenden, noch immer gewaltigen Trümmermassen der Akropolis hervorgerufen wird. Die verschiedensten Gebirgsformationen, das Meer mit seinen vielen Buchten und nicht zum Wenigsten die in einem speziell griechischen Styl sich erneuernde und rapid vergrößernde Stadt bilden in der Gesammtheit ein überaus wechselvolles Rundgemälde.

Später.—Ich habe nun auch die Akropolis durchwandert und möchte behaupten, daß sich kaum ein großartigeres und vielsagenderes Trümmerfeld finden läßt. Die Wirkung ist gewissermaßen eine ergreifende, denn in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit möchten

alle die Pracht-Bauwerke, welche zum harmonischen Ganzen geeint, diesen einst bedeutend umfangreicheren Felsen krönten, ihresgleichen auf der Erde vergeblich gesucht haben. Das vorzügliche Material (der schöne penteliſche Marmor), die äußerst vortheilhafte Lage, das Zusammenfallen mit einer Epoche allgemeinen Kunstdranges, eines Strebens zur höchsten Entwickelung des Schönen, die geeigneten Kräfte und eine lange Friedens-Periode waren allein im Stande, solche Schöpfungen in's Leben zu rufen. Der gegenwärtig noch von theils aufrechtstehenden oder zusammengestürzten Tempeln, Bildsäulen, Hallen, Thoren, Theatern und Bergen von Marmorbrocken bedeckte Raum mißt angeblich 1,000 Fuß in der Länge und 500 in der Breite. Die kostbarsten Säulen und Statuen sollen meist von Engländern gestohlen worden sein; jetzt wird sogar der Schutt ängstlich bewacht, obgleich nichts Stehlenswerthes mehr vorhanden ist.

Eines der schönsten Häuser Athens ist Doktor Schliemann's Wohnhaus. Ganz von weißem Marmor erbaut, hat es an zwei Seiten schöne breite Freitreppen, von kleinen Gärten umschlossen. Nach der Straße zu, im zweiten Stock, eine prächtig gemalte große Loggia, und am oberen Rande seiner vier Façaden einen pompösen, in Haupt- und Nebengruppen vertheilten Figurenschmuck, sämmtlich nach mythologischen Vorbildern.

Von öffentlichen Gebäuden steht hinsichtlich der Architektur die auf eigene Kosten von Baron Sina erbaute Akademie der Wissenschaften obenan. Im jonischen Styl gehalten, der Grundform nach den Propyläen ähnlich, hat der Bau zwei nach vorn sich anschließende Flügel. Ein von der Mitte des Hauptgebäudes beträchtlich hervorspringender Portikus läßt die Räume rechts und links wie offene Höfe erscheinen, auf welchen zwei mächtige Säulen, allegorische Figuren tragend, aufgerichtet sind. Eine sehr breite ziemlich hohe Marmortreppe, mit reichgemeißelten Geländern, Kandelabern und Figuren, dem Style entsprechend, geschmückt, vervollständigt den mehr schönen als imposanten Bau. Das Bemerkenswertheste davon bleibt aber die Behandlung des Marmors,

dessen weiße Flächen an geeigneten Theilen durch häufige und geschmackvolle Anwendung von Gold, sowie durch geschickte Vertheilung brillanter Farben, in wahrhaft überraschender Weise hervortreten und gehoben werden.

Die Stadt hat 75,000 Einwohner, aber es wird sehr viel gebaut. Wie man mir sagte, sind es lauter im Auslande, zumeist in der Türkei reichgewordene Griechen, welche, wenn sie genug Geld zusammengescharrt haben, zurück kommen und sich bleibend in Athen niederlassen. Bei der sichtbaren Armuth des eigenen Landes möchte es mit dem Bauen und Verschönern auch trübe aussehen, ginge es aber hier 25 Jahre im gleichen Grade voran, so müßte Athen zu einer der sehenswerthesten Städte Europas werden.

Die Straßen sind bis jetzt nur chaussirt, nicht gepflastert, und ein feiner, Alles durchdringender weißer Staub bedeckt zollhoch die Fahrwege und liegt auf allen Gewächsen. Beim geringsten Winde wird nun Alles in weiße Staubwolken gehüllt, bei den heftigen Regengüssen aber zum unergründlichen Brei umgeschaffen. Bei Tage ist es noch so warm wie bei uns Ende Mai, nach Sonnenuntergang wird es dagegen unangenehm kühl. Die hiesige Butter kann ich nicht genießen; es ist Ziegenbutter, welche, wie vor zweitausend Jahren, in Ziegenfelle gestopft und daraus verkauft wird, aber geradezu empörend schmeckt. Glücklicherweise ersetzt der schöne Hymettos-Honig diesen Butter-Schund wenigstens zum Theil. Zunächst sind es die mit Olivenöl zubereiteten Speisen, welche mir „gestohlen werden können" mitsammt dem, wie Terpetin schmeckenden, stark mit Harz präparirten einheimischen Wein, wovon ich nicht einen Schluck hinunterbringen konnte. Der ausgerotteten Wälder wegen fehlt es an Nutz- und Brennholz; man hilft sich aber nothdürftig einerseits durch das Ausgraben der harten knorrigen Wurzeln von Oelbäumen, welche noch zu Hunderttausenden in dem Boden stecken.

Wenn man das jetzige Griechenland mit dem vergleicht, wie es den Ueberlieferungen nach gewesen sein soll—woran auch kaum zu zweifeln ist—so möchte es zu vergleichen sein mit einem verödeten

Hause, welches Jahrhunderte lang ohne Bewohner gewesen, auf's Neue bezogen wird und die der neuen Zeit angehörenden Menschen gar nicht recht mehr zu den alten Räumen und Einrichtungen passen wollen. Ueberhaupt drängt sich der Gedanke auf, ob es nicht ein so vollständiges Ueberleben auch im Falle von Ländern giebt, daß eine Neubelebung, sagen wir eine Wiederherstellung des Gewesenen, natürlich mit den gebotenen Modifizirungen, selbst mit den geeignetsten Mitteln erstrebt, doch das gewünschte Resultat nicht herbeiführen würde? Mir kommt es genau so vor, als wie ein Mensch, der wohl von einer altberühmten Familie abstammt, aber selbst total verlumpt ist. Und eben durch dieses Bewußtsein nicht allein sich nicht gehoben, sondern nur um so mehr bedrückt fühlt. In ähnlicher Lage befinden sich diese modernen Hellenen.

Die, wie schon gesagt, gänzliche Ausrottung der Wälder und als Folge davon die Austrocknung aller Bäche und Flüsse ist das größte und am schwersten zu heilende Uebel des Landes!

Morgen oder übermorgen werde ich mich bei dem berühmten Schliemann anmelden lassen und später mittheilen, wie ich dort empfangen wurde.

Also bis auf Weiteres u. s. w.

Dreizehnter Brief.

Athen, den 3. Dezember 1881.

An Dieselbe.

In diesem Briefe kann ich Dir nun die Mittheilung machen, daß ich den Hauptzweck meiner Reise, Dr. Heinrich Schliemann und das System, welches bei den Ausgrabungen beobachtet wird, kennen zu lernen, vollkommener erreicht habe, als ich es erwarten durfte.

Es war gleich nach dem Abgange meines letzten Berichtes, als ich mich aufmachte, um den berühmtesten aller gegenwärtigen Archäologen in seinen eigenen „vier Pfählen" zu überfallen, mit der

stillschweigenden Annahme, daß ihm daran blutwenig würde gelegen sein. Es war Vormittag, und ich erhielt, als ein dienender Geist meine Karte abgegeben hatte, den Bescheid, daß mich der Doktor jederzeit, von 5 Uhr Nachmittags ab, mit Vergnügen empfangen würde.

Ich ließ nun, um nicht zudringlich zu erscheinen, erst wieder einen Tag verstreichen, fand mich später pünktlich ein, wurde vorgelassen und so zuvorkommend freundlich empfangen, als ob wir längst Bekannte wären. Schliemann sprach nun über seine umfassenden Arbeiten, besonders von der Uebersetzung seiner Werke in's Französische, womit er eben beschäftigt ist. Seine Frau, eine sehr gelehrte Griechin, besorgt die Uebertragung in's Griechische.

Nachdem Verschiedenes gesprochen und ich, zu meiner eigenen Verwunderung, ein phänomenales Interesse für alles Archäologische an den Tag gelegt, auch an mich gestellte Fragen augenscheinlich befriedigend beantwortet hatte, da unternahm es Doktor Schliemann, mir ausführlich das Verfahren bei wichtigeren Excavationen zu erklären.

Da schon vorher von den Verdächtigungen und Verkleinerungen die Rede gewesen, denen gerade der Forscher auf diesem Gebiete am meisten ausgesetzt ist, so bemerkte Schliemann: „Ich habe selbst Pickaxt und Spaten in die Hand genommen und wie ein Taglöhner gearbeitet, währenddem die meisten dieser gelehrten Herren ihr Wissen nur aus Büchern geschöpft und kaum eine blasse Ahnung von den Beschwerlichkeiten haben, welche thatsächlich damit verknüpft sind, wobei es nicht selten vorkommt, daß selbst ein robuster Körper dabei ruinirt wird. Herr Schliemann holte nach diesen Worten ein in englischer Sprache gedrucktes Heft herbei, um mich, nachdem ich es gelesen, in solchen Dingen besser orientiren zu können. Das Schriftchen behandelte kurzgefaßt die Ausgrabungen von Mykenä, einer Stadt, welche „nach Strabo“ im Jahre 468 v. Chr. von Grund aus zerstört, 68 Jahre später wieder aufgebaut, aber nach weiteren 200 Jahren gänzlich und für immer aufgegeben wurde.

„Gestützt auf ziemlich authentische Ueberlieferungen hinsichtlich

der Akropolis von Mykenä" heißt es darin, „machte ich mich in Begleitung meiner Frau, ohne deren sachverständigen zuverlässigen Beistand ich kaum im Stande gewesen wäre, meinen Zweck so vollständig, als dies geschehen, zu erreichen, auf den Weg. Wir hatten beschlossen, Alles aufzubieten, um entweder zu einem befriedigenden Resultate oder zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Angaben sowohl des Pausanias wie Strabo's, hinsichtlich der einstigen Lage dieser Stadt, auf Irrthümern beruhen mußten. Wir hatten 125 Arbeiter nebst einer Anzahl Fuhrwerke mitgenommen und machten endlich in einer menschenleeren, mit Gestrüpp bewachsenen Wildniß Halt. Nun fingen wir an, Schachte in den Boden zu treiben, aber erst nach Monaten, nachdem 34 solcher Schachte gegraben, war es gelungen, auf dem Grunde einiger, Mauerwerk zu entdecken. Unsere Hauptschwierigkeit bestand in der Härte der Masse, welche wir zu durchwühlen hatten. Kolossale Bruchsteine hatten sich mit Bergen von Schutt fast zu solidem Fels verbunden, dennoch verloren wir den Muth nicht, besonders da die rechte Stelle gefunden zu sein schien. Es war nun die vornehmste Aufgabe, eine Umfassungsmauer aufzufinden, und als auch dies endlich gelungen, wurde es nöthig, die eingehaltene Methode fallen zu lassen und zum regulären Tranchéen-Graben überzugehen. Diese Gräben, welche an der Sohle mindestens die Breite von 100 Fuß haben mußten, dienten auch dazu, um den losen Schutt leichter fortschaffen zu können.

„Unsere Ausdauer sollte schließlich belohnt werden, denn das sogenannte „Löwenthor" und somit der Eingang zu den untersten Gewölben der Burg wurde aufgefunden. Unmöglich war es aber, der kompakten, darin eingepreßten Steinmassen wegen, in alle Räume einzudringen, doch wo es nach unsäglichen Mühen gelang, wurde die Arbeit reichlich belohnt. Die bloßgelegten Räume enthielten Feueraltäre und Sarkophage, an denen noch die Spuren von Flammen, welche daran geleckt, sichtbar waren. Augenscheinlich hatten wir es mit einer Reihe von Königsgräbern zu thun, welche ein Alter von über 3,000 Jahren haben mußten.

„In den Sarkophagen fanden wir, schwarz von Feuer und

Rauch, eine Anzahl Idole, viele Masken, Brustschilde, Spangen, Becher, Ketten und Petschafte, Alles von gediegenem Golde. Außer diesen Schätzen fanden wir noch eine Menge Thongefäße von mannigfachen Größen und Formen, sowie Knochenwerkzeuge und Amulette von Stein in den seltsamsten Gestaltungen u. s. w."

Der enge Rahmen eines Briefes erlaubt es nicht, mehr darüber zu sagen, denn eine erschöpfende Beschreibung der Oertlichkeit, nebst Abbildungen aller in Mykenä gefundenen Objekte, bildet für sich einen starken Band.

Bekannt geworden sind diese Goldfunde unter der Bezeichnung „der Schatz des Priamos." Im Museum in Athen habe ich den größten Theil davon selbst gesehen, der Rest ist in der. Privat-Sammlung Schliemann's geblieben.

Bei seiner Anwesenheit in Berlin hat Schliemann ein Gedicht von Moltke erhalten, worauf er sichtlich stolz ist; er wollte es sogleich herbeiholen, um es mich lesen zu lassen, fand es aber nicht sogleich (ich kannte es schon aus der Zeitung); dann zeigte er mir seine Bibliothek, wo er einige seiner Hauptwerke, alle mit Abbildungen ausgestattet, aufschlug, um mir besonders Merkwürdiges zu zeigen. Zuletzt führte er mich noch auf die Loggia, um die „klassische" Aussicht, welche seinetwegen nicht verbaut werden darf, zu bewundern.

Mein Besuch hatte nahezu eine Stunde gewährt und als ich mich verabschiedete, lud mich der nur in Archäologie lebende und webende Doktor freundlichst zu einer in seinem Hause zwei Tage später stattfindenden „Soirée" ein, womit er mir indeß keinen Gefallen that.—Schliemann scheint mir 48 bis 50 Jahre alt zu sein, ist mittelgroß, eher dick als dünn, hat ein ovales Gesicht, kleinen Schnurrbart, graues Haar und macht den Eindruck eines energischen thatkräftigen Mannes, was er ja auch in hohem Grade ist.

Die Geschichte von wegen der Einladung fing mir nachträglich doch an bedenklich zu erscheinen und so schrieb ich denn ein paar ablehnende Zeilen, denen ich noch ein kleines Gedicht, welches sich auf die mir zu Theil gewordene freundliche Aufnahme bezog, beilegte.

Darauf erhielt ich sogleich eine Karte mit der Bemerkung: „Vielen Dank! Wir rechnen fest auf Ihr Kommen!" Jetzt nicht hingehen, wäre einfältig gewesen. Nun aber tauchte eine ernstliche Schwierigkeit auf—meine klägliche Garderobe! Aber—so reflektirte ich—wäre es den Leuten hauptsächlich um Kleider zu thun, worauf, wie bekannt, in den Häusern von Flachköpfen der meiste Werth gelegt wird, so wäre ja weiter nichts nöthig als eine genügende Anzahl elegant gekleideter Wachsfiguren auf Sophas und Stühlen herum zu setzen;—„bei Schliemann's"—sollte ich meinen, würde man auch etwas auf die Menschen sehen. Und—in dieser Voraussetzung sollte ich mich auch nicht getäuscht finden.

Noch ehe der bedeutungsvolle Abend herangerückt, war es geboten, „fürchterliche Musterung zu halten" über Alles, was ich an Garderobe-Stücken besaß, und das war—glücklicherweise—nicht viel! Ich blieb dabei stehen, mit einem zu engen Rocke, einer abgetragenen alten Sammetweste, mit auf den Knieen blankgeriebenen Hosen, schneeweißem, stark nach griechischer Seife (unangenehm) duftendem Hemde, geborgten, viel zu weiten Handschuhen, und schön glatt gekämmtem Haar, mein Heil zu versuchen. Ich schmeichelte mir mit der geheimen Hoffnung, daß die Beleuchtung nicht allzu grell sein würde, also mit Hilfe eines milden Lichtes die kleinen Schwächen meines Exterieurs nicht bemerkt werden möchten, aber—da hatte ich die Rechnung vollständig ohne zwei brillante vielarmige Kronleuchter und ohne eine Menge einzelner Gasflammen gemacht.

Ich war nie vorher in einer Gesellschaft gewesen, die sich so vorsichtig und gründlich gewaschen hatte, als diejenige, in welche, nachdem ein Diener meine Karte abgenommen, ich an jenem Abend geführt wurde. Die glänzend erleuchteten Säle und Zimmer waren schon ziemlich belebt. Doktor Schliemann—gottlob!—in ganz gewöhnlichem Anzuge, empfing selbst seine männlichen, und Frau Schliemann, eine muntere, höchst einfach gekleidete, dabei, wie schon bemerkt, sehr gelehrte Dame von etwa 36 Jahren, die weiblichen Gäste. Von Beiden geschah dies in so kordialer liebenswürdiger Weise, daß man sich sogleich ganz heimisch fühlte.

Alle Räumlichkeiten des Hauses sind nach antiken Mustern gemalt und dekorirt, der alte heitere hellenische und pompejanische Styl besonders bevorzugt. Ueber den Thüren sind überall Sinnsprüche in den alten Sprachen und, wo irgend passend, Eulen (Symbol der Weisheit) angebracht. Die Treppen sind Marmor und alle Fußböden Mosaik nach alt-römischen Zeichnungen.

Die Gesellschaft selbst war eine sehr interessante; sie bestand aus Damen der verschiedensten Nationalitäten, in den reichsten Toiletten, aus Ministern, Gesandten, Professoren, etlichen Offizieren und Fremden. Ich wurde einigen Herren vorgestellt, unter andern dem deutschen Gesandten Herrn von Radowitz, mit dem ich mich längere Zeit unterhielt (ich hatte früher viel über seinen Vater, den General von Radowitz gelesen, der ein arger Pietist und nebenbei ein Freund Friedrich Wilhelms des IV. gewesen ist). Die merkwürdigste Figur, welche ich entdeckte, war ein alter, wie man mir sagte, hoch- und tief-gelehrter Professor, der selbst irgendwo, vielleicht in Troja, ausgegraben sein mußte. Es war eine lange spindeldürre Figur mit eingeschrumpften pergamentartigen Gesichtszügen. Seine Kleidung bestand in ganz abgeschabten, viel zu kurzen schwarzen Beinkleidern mit der in alten Zeiten gebräuchlichen „schmalen Klappe," einem sogenannten „Bataillen-Frack" von Anno „13" mit ganz schmalem weitabstehendem Kragen und schwanzartigen nahezu bis auf den Boden reichenden spitzen Schößen. Dieses Kleidungsstück schien als ob mit Wichse bearbeitet, denn es glänzte wie Speckschwarte. Und nun der Hut! Es war eine dieser alten Röhren von unmäßiger Höhe, mit kaum fingerbreiter Krempe, wie solche der Mode-Blödsinn 1834 an die Oberfläche getrieben.

Diesen Hauptschmuck hielt der würdige Gelehrte beständig mit der Oeffnung gegen das unterhalb des Rückens liegende Terrain, und es sah nun genau so aus, als ob dort ein Abzugs-Rohr angebracht wäre. Im Uebrigen war es ein recht zuvorkommender alter Herr, denn es machte ihm Vergnügen, mir die Inschrift an Schliemann's Haus: "ΙΛΙΟΥ ΜΕΛΑΘΡΟΝ," mit „Ilisches Haus," und etliche der „Wandsprüche" übersetzen zu können.

In einem Seitenzimmer wurden reichlich Erfrischungen, bestehend in Früchten, Backwerk, Thee, Chocolade und Wein, geboten, wobei ein paar Diener in Livree darauf zu sehen hatten, daß es an nichts mangelte. So verging der Abend besser als ich erwartet hatte, und beim Weggehen—es mochte 12 Uhr sein—wurde ich freundlichst für den nächsten Gesellschafts-Abend wieder eingeladen, und werde auch wahrscheinlich nochmals hingehen.

Die Kirchen sind im byzantinischen Styl, alle mit drei domartigen Kuppeln, aber meist klein und ärmlich; dennoch ist die Geistlichkeit überreichlich vertreten. Die Popen haben durchweg das Aussehen wie recht vierschrötige polnische Juden, tragen hohe Hüte, oben breit und unten schmal, ohne Krempe, in der Regel schwarze, bei Leichenbegängnissen einfach weiße, oder auch reichere gestickte Gewänder.

Einem Begräbnisse habe ich auch beigewohnt, es ist mir aber schrecklich ordinär vorgekommen. Die Leiche wird im offenen Sarge zuerst zur Einsegnung in die Kirche getragen; wenn diese Ceremonie vorüber, so formiren etwa ein Dutzend oder mehr Popen, nebst Kreuz, Monstranz, Banner- und Kerzen-Trägern, einen, je nach den Mitteln des Verstorbenen—schäbigen—oder auch imposanten Zug, welchem der Sargdeckel vorausgetragen wird. Gebete und dumpfe Gesänge wechseln ab, bis man beim offenen Grabe angelangt, ohne weitere Umstände den Sarg in die Grube senkt und nun erst den Deckel darauf legt. Die Kirchhöfe sind schön und häßlich, wie man's nimmt, überall ist der Boden mit Marmorbrocken wie besät, indem die Steinmetzen vielfach dort arbeiten; dagegen sieht man sehr viel schöne und sinnige Grabdenkmäler, besonders in Form von Ruhebetten, auf denen die Marmorgestalt des Verstorbenen liegt, natürlich auf entsprechendem Sockel.

Griechische National-Trachten sieht man in der Stadt wenig, Damen tragen, bei im Uebrigen moderner Ausstattung, den türkischen dunkelrothen Fez mit langer Quaste; Männer, die von Außen kommen, ein Ziegenfell als Mantel, möglichst reich gestickte dunkle Jacke, riesige hellblaue Sackhosen, Gammaschen, Schuhe mit hoch-

gebogenen langen Schnabelspitzen, mit einer Quaste als Endung; um die Hüften eine Art Shawl gewunden, worin ein langes Dolchmesser und ein paar Pistolen stecken. Viele der Männer sind schlank und etwas über mittelgroß, haben braune knochige Gesichter und meist große Schnurrbärte. Die Frauen klein, gedrungen, kurze Hälse, runde Köpfe und durchweg dunkle Haare, im Ganzen unansehnlich, natürlich mit Ausnahmen.

Eine der stolzesten Figuren in der Stadt ist ein Mann von vielleicht 35 Jahren, der nie anders als in vollem „National-Wichs" auf der Promenade erscheint. Er war früher ein sehr gefürchteter Räuber-Chef, der viele Morde auf dem Gewissen, aber der Regierung einen wichtigen Dienst geleistet hat und dafür gänzlich begnadigt wurde.

Dieser Tage gehe ich nach Eleusis, werde auch später noch andere Touren machen, um reichlich Schreibestoff zu gewinnen. Bis dahin u. s. w.

Vierzehnter Brief.

Athen, den 21. Dezember 1881.

An Dieselbe.

Vielerlei habe ich wieder zu erzählen und will damit anfangen, daß ich an Bord eines kolossalen russischen Kriegsschiffes, kommandirt von einem Großfürsten, war. Dieser Prinz ist ein Bruder der Königin, und es war Jedermann erlaubt, das Schiff, welches bei Piräus liegt, im Innern zu besichtigen. Am meisten interessirten mich die Torpedos, welche in der Form einer etwa 6 Fuß langen Zigarre gleichen, von Metall gedreht und blitzblank sind. Die Besucher wurden zuvorkommend durch die meisten Räume geführt und jede gewünschte Erklärung von den Offizieren bereitwilligst gegeben.

Zur Abwechslung öffneten sich nach langer Dürre vor einigen Tagen die Schleusen des Himmels und ein 24 Stunden anhaltender furchtbarer Regen, wobei das Wasser in Strömen von den kahlen

Bergen herab schoß, überfluthete das ganze Küstenland, wodurch viel Schaden angerichtet wurde. Haushoch wühlen sich die Fluthen bei solchen Gelegenheiten nach und nach in den Boden ein, wo dies aber geschieht, meistens jedoch bei dem häufigen Brunnen- und Fundament-Ausgraben, da werden von den Arbeitern und Bauern die vielen kleinen antiken Gefäße und Figuren gefunden, von denen ich auch etliche mitbringen werde.

An einem schönen Morgen beschloß ich, nach Eleusis zu gehen, wohin mich der Buchhalter des Hotels, der deutsch und griechisch spricht, begleiten konnte. Es wurde also ein Wagen gemiethet, Mundvorrath eingepackt und fort ging es. Der Weg ist die alte heilige Straße, welche schon die großen Mysten-Prozessionen im Alterthum benutzten, wenn die Tempel-Mysterien gefeiert wurden. Zuerst geht es durch einen wunderbar alten Olivenwald, der allein schon sehenswerth ist, ferner über den jetzt jämmerlich kleinen, fast ausgetrockneten Fluß Kephissos, an einem isolirten Berg, dem Agios Elias vorbei, durch ein Dorf mit uralten Klosterruinen, wo die Pferde einen "Lunch" haben müssen. Nun wird der „Paß von Daphni," eine an beiden Seiten von kahlen Bergen eingeschlossene Durchfahrt, erreicht, und ist diese Strecke passirt, so liegt der Meerbusen von Salamis, auf der gegenüberliegenden Küste von gewaltigen Bergen umschlossen, ausgebreitet vor dem Blick. Ueberall sieht man an den trostlos öden Abhängen Ziegenhirten mit ihren Heerden ein einsam monotones Dasein hinbringen. Einige verkümmerte Pinien, zwischen denen Decken oder Felle als schützendes Obdach ausgespannt sind, nahebei der unentbehrliche Brunnen, und als ausschließliche Lebensmittel Brod, Honig, Ziegenfleisch, ditto Käse und Milch. Kann man es solchen armen Leuten ernstlich verdenken, wenn sie dann und wann einen harmlosen Reisenden ausrauben oder wohl gar unversehens umbringen, vielleicht nur um ein bischen Abwechslung, wonach sich ja Jeder sehnt, in ihr tägliches Einerlei zu bringen? Gewiß nicht! Im Grunde ist es ja auch nichts Schlimmeres, als wenn eine von Raubgier ergriffene Kultur-Staats-Regierung über einen schwächeren

Nachbar herfällt, oder, sollte dazu die Gelegenheit fehlen, über uncivilisirte wehrlose Insulaner. Den Bewohnern nicht kultivirter Länder werden mit Gewalt, wenn es durch Pfiffigkeit nicht gelingt, ihre werthvollen Produkte abgezwungen und solchen naiven unwissenden Menschen als Aequivalent dafür die elendesten, oft unbrauchbarsten Waaren aufgehängt, welche durchschnittlich nicht den fünfzigsten Theil des Werthes repräsentiren, den das im Tausch dafür Erhaltene besitzt.

Wollen die armen Teufel sich nicht gutwillig zu ihrer eigenen Ausplünderung hergeben, so wird kurzer Prozeß mit ihnen gemacht, ihre Hütten niedergebrannt und Diejenigen, welche es gar wagen sollten sich muthig ihrer Haut zu wehren, als Aufrührer zusammengeschossen. Wer ist nun der Bessere? !

Nun weiter. Ist diese Thalenge passirt, so gelangt man an einen breiten Meeresarm, welcher an seiner schmalen Endung, bogenförmig vom Lande begrenzt, als die historisch berühmte „Bucht von Salamis" bekannt ist. Hier war es, wo 480 v. Chr. die mächtige Perser-Flotte durch die Griechen unter Themistokles gänzlich vernichtet wurde, wobei Xerxes selbst auf einem nicht weit vom Ufer sich erhebenden Felsplateau, auf silbernem Throne sitzend, Zeuge dieser für ihn so verhängnißvollen Seeschlacht gewesen sein soll.

Anderthalb Stunden wird nun an der Küste weiter gefahren bis zu einer Gruppe armseliger Hütten; zugleich gewinnt man immer mehr den Einblick in ein weites, von hohen Bergen eingeschlossenes Thal, an dessen dem Meere nahen Ausgange das Dorf Eleusis liegt. Auf einer isolirten Höhe erblickt man noch geringe Ueberreste der einstigen Akropolis oder Burg, und dem Ufer am nächsten auf einem umfangreichen Hügel die ausgedehnten Spuren eines einst gewaltigen Baues, bestehend in wirren den Boden kaum überragenden Marmorblöcken des uralten berühmtesten Tempels der griechischen Vorzeit, wo viele Jahrhunderte hindurch die „heiligen Mysterien" gefeiert und nur „Geweihten" der Zutritt gestattet wurde; das war—der Tempel von Eleusis!

Im Jahre 396 n. Chr. durch die Gothen von Grund aus

zerstört, gerieth selbst sein einstiges Dasein in Vergessenheit und ist erst in diesem Jahrhundert wieder aufgefrischt worden. Nachdem wir genugsam auf Ueberresten von Säulen, Kapitälen, Stufen, Bögen, Architraven u. s. w. herumgeklettert, wurde eine Ausgrabung an der Außenmauer besichtigt, wo man eben in beträchtlicher Tiefe auf ein Grab gestoßen war, in welchem, außer einem in Staub zerfallenen Menschengerippe, nur eine kleine Thonkanne, der trojanischen Zeit (weil ohne Drehscheibe angefertigt) angehörend, also 2,800 bis 3,000 Jahre alt, gefunden wurde. Obgleich es nicht erlaubt sein soll, wurde mir das Gefäß doch gegen ein Trinkgeld überlassen, bringe es also mit nach Hause. Nun gingen wir in's Dorf, mietheten Tisch und Stühle, verzehrten das Mitgebrachte, was prächtig mundete, und traten beim herrlichsten Wetter gleich danach die Rückfahrt an.

In unmittelbarer Nähe der Stadt, am Ausgange eines mit immergrünen Pfefferbäumen eingefaßten, neu angelegten Boulevard, am Rande des vielgenannten und besungenen, jetzt ausgetrockneten Baches Ilissos, stehen auf einem künstlich errichteten Hügel noch 15 gigantische Säulen (die sechzehnte ist umgestürzt) des „Zeus-Tempels," in welchem sich ursprünglich 200 Bildsäulen Kaiser Hadrian's befunden haben sollen. Nicht weit entfernt davon steht ein noch ziemlich gut erhaltenes Thor, genannt das „Thor Hadrian's." An der entgegengesetzten Stadtgrenze erhebt sich der noch scheinbar vollständig erhaltene Theseus-Tempel. Doch wie bei den meisten dieser Baudenkmäler erkennt man leicht das stete Bemühen, den Zusammensturz so lange als möglich hinauszuschieben. In der Stadt selbst befinden sich noch mancherlei Spuren und größere Ueberbleibsel von antiken Bauwerken, von denen die wohlerhaltensten das „Agora-Thor," der noch vollständig erhaltene „Thurm der Winde" am Anfange der Aeolosstraße, sowie das unbedeutende „Denkmal des Lysikrates" sind. Weit in der Runde sind die Felder wie besät mit Marmorbrocken und auf allen hervorragenden Punkten ragen Mauerreste einstiger Tempel und Hallen aus dem Boden, als letzte Zeugen einer Vergangenheit, in welcher das Schöne

zu einer Vollkommenheit des Ausdrucks gelangte—wie nie zuvor und nie nachher.

Ich habe mir auch einen „aufgedeckten" antiken Kirchhof angesehen. Die ziemlich reiche Ausbeute bestand in vielen sogenannten „Grab-Stelen," Gedächtnißtafeln mit Inschriften, Säulen, Statuen und Hochrelief-Skulpturen, darunter manche von großer Schönheit und bedeutendem Kunstwerth.

Meine nächste Expedition galt dem uralten, im 3,000 Fuß hohen Hymettos-Gebirge romantisch gelegenen Kloster Kaesariani, in dessen Nähe Reste eines Tempels der Aphrodite. Das Kloster ist nur noch von einem Wächter bewohnt, der Weg dahin furchtbar schlecht, dennoch wird von einer daneben befindlichen Quelle mit vieler Mühe Wasser in großen Fässern geholt, welch letzteres schon von Alters her bis auf den heutigen Tag in dem Rufe steht, ein unfehlbares Mittel gegen Unfruchtbarkeit zu sein, deßwegen von vielen dummen Weibern gekauft und theuer bezahlt wird. Welch reißenden Absatz würde aber erst ein Mittel gegen die Fruchtbarkeit finden? !

Der Buchhalter war wieder mein Begleiter, und als wir so in dem Gemäuer herumkrochen, entdeckten wir ein enges Loch, welches den Einblick in ein ehemals ganz finsteres schmales Gewölbe gestattete. Mein Gefährte kroch hinein und fand bei dem Lichtschein, welcher durch die geborstene Mauer fiel, wie dazu hergerichtet, ein menschliches Gerippe, in sitzender an die Wand gelehnter Position. Von den morschen, nahezu schwarzen Gebeinen wollten wir zuerst den Schädel annektiren, wählten aber schließlich einen Schenkelknochen, den ich mitzubringen gedachte, es aber später unterließ. Was mich hauptsächlich davon abhielt, war der Gedanke, dem armen Teufel, der vielleicht ein Opfer pfäffischer Grausamkeit und dem Hungertode geweiht gewesen, nicht noch Schwierigkeiten bei der Auferstehung „am jüngsten Tage" dadurch zu bereiten, daß ich ein so nothwendiges Glied wie den Schenkelknochen mit mir über's Weltmeer schleppte.

Gute Landstraßen kennt man hier nicht, überall nur ausge-

tretene holperige Pfade. Ist man zu Wagen, so muß oft ausgestiegen werden und häufig genug können die Pferde kaum das leere Fuhrwerk von der Stelle bringen. Alles Vieh, mit Ausnahme der äußerst genügsamen Ziegen, welche sich „trotz Darwin," wenn man den Umrissen von solchen Thieren auf 5,000 Jahre alten Steinen glauben darf, nicht um ein Härchen weiter oder zu einer andern Form entwickelt haben, sieht des elenden Futters wegen schlecht genährt aus. Besonders Pferde möchte ich ernstlich warnen, hierher zu kommen, wenn sie nicht an schlechteste Eselskost gewöhnt sind.

Nun denke ich noch Penteli, das reichste Kloster Griechenlands, auf einem Vorberge des etwa 4,000 Fuß hohen Pentelikon gelegen, und eine nahe am Gipfel des Berges befindliche Tropfstein-Grotte nebst einer seltsamen nahebei in den Felsen gehauenen Kapelle zu besuchen und gleich nachdem die Rückreise anzutreten. Ich will nun schließen, werde aber, ehe ich Athen verlasse, jedenfalls nochmal schreiben. Bis dahin u. s. w.

Fünfzehnter Brief.

Athen, den 31. December.

An Dieselbe.

Auch der zweite Gesellschafts-Abend bei Schliemann's liegt jetzt hinter mir und ist fast noch günstiger als der erste abgelaufen, auch wurde ich für's nächste Mal wieder eingeladen, gedenke aber nicht so lange hier zu bleiben. Meine beiden Prachtstücke, die abgeriebene Hose und die in den wundervollsten Schattirungen spielende antike Sammtweste, hatte ich indeß mit einem neuen schwarzen Beinkleid und neuer Weste vertauscht. Du wirst dir also schwerlich einen Begriff machen können von der Eleganz, mit welcher ich im Stande war, beim zweiten Male aufzutreten. Frau Schliemann, welche eben im Gespräch mit mehreren Personen begriffen war, als ich eintrat, mußte selbst davon überrascht sein, denn die Dame stand sogleich auf, begrüßte mich mit der gewinnendsten Zuvorkommenheit,

um sich dann mit mir in eine längere Unterhaltung einzulassen. Schon etliche Tage früher hatte ich von der „Frau Doktor" folgende Zeilen erhalten:

„Hochgeehrter Herr!

„Für Ihr schönes an mich gerichtetes Gedicht sei Ihnen mein „herzlicher Dank ausgesprochen. Es freut mich um so mehr, „als es von einem Landsmann meines lieben Gatten kommt. „Wie es scheint, haben Sie trotz des 31-jährigen Aufenthalts in „einem fremden Erdtheil Ihr Vaterland und Ihre Muttersprache „noch nicht vergessen. So sei Ihnen denn auch in deutscher „Zunge ein freundlicher Gruß überbracht von Ihrer

„Ergebenen

„Sophie Schliemann.

„Athen, im Dezember 1881."

Es wurde mir dringend angerathen, nach Konstantinopel und Kairo—ersteres nimmt 36 Stunden, letzteres 3 Tage—zu gehen, was ich auch gewiß thun würde, hielte eine vernünftige Reflexion mich nicht davon ab. Ich bin bis jetzt gesund geblieben, habe keinerlei nennenswerthe Einbuße erlitten, viel gesehen, gehört, erfahren und beobachtet, so daß ich wohl zufrieden damit sein kann. Also—keine Unersättlichkeit! Wie Mancher hat „Alles" dadurch verloren, weil er zu seinem ohnehin reichlichen Besitz immer noch mehr dazu haben wollte!

Sonntag den 8. Januar geht ein Dampfer des „Oesterreichischen Lloyd" direkt nach Corfu und Triest, womit ich die Rückreise anzutreten gedenke; es kostet 256 Francs I. Klasse und nimmt drei bis vier Tage.

Inzwischen war auch Wahltag und zwar in der lärmendsten Weise. Politische Vorversammlungen, sowie die Wahlen selbst, fanden in den Kirchen statt, und als die Wahl vorüber, sah man ganze Kutschenladungen halb und ganzbetrunkener Kerle gröhlend umherfahren (gerade wie bei uns). Hinsichtlich der bürgerlichen und politischen Freiheit glaube ich, daß man hier von diesen Artikeln eher zu viel als zu wenig hat. Die Stellenjägerei soll hier ganz

abscheulich sein, und die Menge charakterlosen unverschämten Gesindels, welches nur danach strebt, sich an der ohnehin mageren „Staats- und Stadtkrippe“ noch zu mästen, außer allem Verhältniß (wie bei uns). Die Folge davon sind häufige Ministerwechsel und die keineswegs angenehme Stellung des Königs selbst. Nur allein aus dem Grunde, weil „Otto der Bayer“ keine Kinder hatte, zwang man ihn schließlich, das Königs-Geschäft andern Händen zu übergeben; nun ist aber gerade das Gegentheil eingetreten: „Georg der Däne“ wollte es recht gut machen, und hat nun deren zu viele; demnach hat auch er das „Richtige“ nicht getroffen. Bessert ein Zufall diese Sachlage nicht, dann werden die biederen Griechen mit ihrer ewigen Unzufriedenheit es bewirken, daß der arme König Georg mit seiner reichen Frau gleichfalls die Geschichte satt kriegen und den „Hellenismus“ an den Nagel hängen wird.

Zwei Tage später. Nun war ich auch auf dem „Pentelikon“ und denke nun hier genug gethan zu haben.

Früh wurde per Wagen aufgebrochen; der öfters erwähnte Buchhalter, sein Name ist Theobald, ein recht angenehmer junger Mann, begleitete mich wieder. Nach dreistündiger beschwerlicher Fahrt wird eine hochgelegene, ziemlich ausgedehnte Fläche erreicht, wo das Kloster Penteli mit seinen Wirtschaftsgebäuden, Feldern und Gärten liegt. Nur bis hierher kann gefahren werden, und nun wird ein Führer genommen, nicht allein den rechten Weg zu der nahe am Gipfel gelegenen Stalaktitengrotte zu zeigen, sondern auch die unentbehrlichen, schon von Hause mitgenommenen Provisionen zu tragen. Am Rande der schon etliche Jahrtausende ausgebeuteten berühmten Marmorbrüche geht es nun unter großer Beschwerlichkeit steil aufwärts. Der Boden ist etliche Fuß tief mit scharfkantigen Marmorstücken bedeckt, wodurch das Steigen, weil die Steine unter den Füßen beständig abwärts rutschen, sehr erschwert und nebenbei das Schuhzeug zu Grunde gerichtet wird. Endlich ist der Eingang zur Höhle sichtbar, noch ein paar hundert Schritte und man steht athemlos vor der Oeffnung. Wie in allen Tropfstein-Höhlen, so auch hier—große und kleine eiszapfenähnliche Gehänge bedecken die

Wölbungen, während der Boden kompaktere Massen, meistens Säulenresten oder Baumstumpen gleichende Formen aufweist. Ueberall sickert langsam Kalkwasser herab, neue Gestaltungen bildend, alte verändernd.

An einem Steine, welcher als Tisch geeignet, ließen wir uns nieder, dann packte Theobald, der selbst eine Serviette nicht vergessen hatte, die Vorräthe, bestehend in Wein nebst Gläsern, Eier, Brod, kaltes Huhn und Orangen, aus und nun wurde gespeist, aber mit solch' unglaublichem Appetit, daß sich ein Magenleidender zweifellos darüber todtgeärgert hätte.

Nach Tische ging es an's „Forschen" und da entdeckten wir denn drei schneckenförmig sich in die Tiefe windende Gänge oder Schachte, welche genauer zu untersuchen beschlossen wurde. Die zu diesem Zwecke unentbehrlichen Kerzen fehlten nicht, also wurde sogleich an's Werk gegangen.

In der einen Hand das brennende Licht, mit der andern mich an vorspringendem Gestein festhaltend, versuchte ich es, in einem dieser Schachte hinabzusteigen. Stets mit den Füßen nach einem Halt suchend, mochte ich einige zwanzig Fuß tief hinabgeglitten sein, da erst fiel mir ein, wie schwierig das Herauskommen sein würde. Auch der Gedanke stieg auf, vielleicht gar in solchem Loche, dessen Tiefe unbekannt, um's Leben zu kommen; jedenfalls war die Situation unbehaglich, um so mehr, da ich wußte, daß keine Leine mitgenommen war.

Nach übermäßiger Anstrengung gelang es mir endlich, dem Ausgange wieder nahe genug zu kommen, wo dann mein Gefährte, auf dem Bauche liegend, mir die Hand reichen und mich vollends heraufziehen konnte. Ich war, wie sich denken läßt, total abgearbeitet und hatte vorläufig genug geforscht. Trotzdem wollte Theobald nun auch sein Heil versuchen, wählte aber einen andern Schacht, welcher nicht so steil abwärts führte und für Bewegungen mehr Raum ließ.

Schon war selbst der Schein seines Lichtes verschwunden, als er mir—ich saß bei der Oeffnung—zurief, daß ein mächtiger Klumpen

Silber da unten läge und ich schnell einen scharfen Stein holen solle, um damit ein Stück zur Probe abschlagen zu können. Ich ging, so schnell ich konnte, einen passenden Stein zu suchen, fand auch bald das Gewünschte, konnte aber des spärlichen Lichtes wegen den Boden nicht sehen, trat fehl und stürzte so heftig nieder, daß mir Hören und Sehen verging, wobei auch die Kerze aus meiner Hand geflogen und verlöscht war. Kaum im Stande, mich wieder aufzurichten, war die Besorgniß, vielleicht ein Glied gebrochen zu haben, keine geringe, aber glücklicherweise eine grundlose, und nur eine meiner Hände wurde arg dabei zerschunden. Ganz zufällig hatte ich auch beim Weiterkriechen den beim Falle verlorenen Stein wiedergefunden und fing nun an aus Leibeskräften zu rufen; ich solle den Stein herabwerfen, hallte es zurück. Ich that es und hörte wie derselbe, als sei es eine Treppe, in Absätzen hinabkollerte; aber alle Arbeit war vergebens, nicht das Geringste ließ sich von dem vermeintlichen Schatz abschlagen und so kam denn Forscher No. 2 unverrichteter Sache, aber mit der Absicht wieder an's Tageslicht, sobald es irgend angeht, mit passenden Werkzeugen versehen, sein Glück abermals zu versuchen, wozu ich ihm von Herzen den besten Erfolg wünschte.

Nachdem meine Hand gewaschen und verbunden, auch die Kleider nothdürftig gereinigt waren, verließen wir die mysteriöse Grotte, um einer nahe daranstoßenden, recht sehenswerthen Kapelle unsern Besuch abzustatten.

Man denke sich nun eine kleine Kirche mit etlichen Pfeilern, Altar, einer Art Chor und anderen kirchlichen Einrichtungen, aber Alles über und über, unten und oben, so dicht mit Epheu überwuchert, daß keine Spur des Gesteins unbedeckt geblieben. Dieses von der Natur so originell dekorirte Gotteshäuschen ist ganz und gar in den aus Marmor bestehenden Fels eingehauen, aber gewiß schon viele Jahrhunderte nicht mehr im Gebrauch.

Nun noch eine kurze Strecke aufwärts und die kahle Spitze des Berges, von welcher das Panorama ein mehr als großartiges ist, wird erreicht. Es war das herrlichste Wetter und die Luft so rein, daß sich auch in großer Ferne Alles klar erkennen ließ. Man über-

blickt von dieser Höhe aus die Ebene von Marathon, den 6,000 Fuß hohen Berg Delphi, viele weitentfernte Inseln, darunter die Insel Milos. Bergzüge, einer immer den andern überragend, den Parnes, Kithäron, Helikon und die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Parnassos.

Müde und matt kamen wir wieder im Kloster an, ruhten etwas, ließen uns Kaffee machen, hörten einen heftigen Zank zwischen zwei erbosten Mönchen wegen des Melkens einer Kuh mit an, bestiegen, nachdem noch ein Theil des Klosters, welches auch Sommergäste aufnimmt, besichtigt, unsern Wagen und erreichten um 8 Uhr die Stadt. Die ganze Affaire hatte in Summa 40 Francs gekostet, aber nie ist Geld vortheilhafter angelegt worden. So—das wird vorläufig wieder genügen. Meinen nächsten Brief hoffe ich von Venedig oder Triest zu datiren, wo ich noch reichlich Schreibe-Stoff zu finden gedenke; dann aber wird es schnell gehen, denn ich sehne mich danach, wieder einen geregelten Lebenswandel zu führen. Also bis auf Weiteres u. s. w.

Sechzehnter Brief.

„Hotel zum Elephanten,"
Graz, (Steiermark,) den 22. Januar 1882.

An Dieselbe.

Hier bin ich nun, und—gottlob!—endlich wieder unter deutschredenden Mitmenschen!

Am 6. und 7. Januar wurde in Griechenland das Weihnachts-Fest gefeiert, dazu war das Wetter herrlich. Rundum grünende Saaten, an den Bergabhängen weidende Heerden, Theater im Freien u. s. w. In der Nacht zum 8. hatte sich aber die Witterung plötzlich geändert; dicht bewölkte sich der Himmel und mit einem Donnerwetter als Einleitung brach ein Regensturm los, der volle 30 Stunden brauchte, um sich auszutoben. Trotzdem packte ich meine Habseligkeiten, hauptsächlich Photographien, nebst den er-

worbenen Antiken zusammen, verschenkte, um Raum zu gewinnen, einen von meinen beiden Röcken, und war fest entschlossen, abzureisen.

Sonntag den 8., um die Mittagszeit, fuhr ich also in strömendem Regen vom Hotel ab, um mich per Bahn nach Piräus zu begeben, wo um 4 Uhr der Lloyd-Dampfer „Ceres" bestimmt abfahren sollte.

Einige hundert Schritte war ich schon vom Hotel entfernt, da kam noch ein Kellner nachgestürzt und brachte mir 400 Francs, die ich beim Einpacken auf den Tisch gelegt und vergessen hatte. Natürlich war ich hocherfreut, denn was hätte ich machen können, wenn das Geld verloren war. Am meisten verdroß mich das „Vergessenhaben" an sich, denn Jemand verliert alles Recht, Andere zu tadeln, sobald er sich selbst, und wäre es noch so entschuldbar, solche Gedankenlosigkeit zu Schulden kommen läßt. Daß der ehrliche Finder ein Trinkgeld erhielt, versteht sich von selbst.

Kaum im Waggon, lernte ich sogleich einen Deutschen kennen, welcher Maschinist auf demselben Schiffe und so freundlich war, mich, nachdem ich ein Billet gelöst, in seinem Boote mitzunehmen und an Bord zu bringen.

Regen und Sturm hatten keine Minute aufgehört und es fing an recht ungemüthlich zu werden, als die Nacht pechschwarz hereinbrach. Dennoch wurde die Fahrt in diesen insel- und klippenreichen Gewässern, auf welchen schon bei gutem Wetter Unfälle nicht zu den Seltenheiten gehören, wenn auch sehr langsam, fortgesetzt. Diese Schiffe sind nicht groß, erhalten nicht immer genügende Ladung und können deßwegen dem Andrange der Wogen nur geringen Widerstand entgegensetzen. Obgleich schlaflos, verging auch diese Nacht, und als es Tag wurde, begann der Himmel sich schon etwas aufzuklären, aber erst am Dienstag ließ der schöne warme Sonnenschein, bei spiegelglatter See, das vorangegangene Ungemach vollständig vergessen.

Ich war der einzige Kajüten-Passagier, aber auf dem Verdeck

sah es so bunt aus wie in einem Zigeuner-Lager. Albanesische Türken hatten ein Zelt aufgeschlagen, wo Männer, Weiber, ein paar schwarze Sklavinnen und Kinder darunter umherlagen. Bei den Frauen waren nach türkischer Sitte die Gesichter zu zwei Dritteln verhüllt, aber hinsichtlich des Schmutzes war bei der ganzen Gesellschaft kein Unterschied bemerkbar.

Es blieb fortwährend Land in Sicht, welches in Anbetracht der unzähligen hohen Bergspitzen wie von riesigen Pyramiden bedeckt erschien. Ziemlich nahe wurde an der schon im Alterthum berühmten Insel und Stadt Zante vorbeigefahren, welche am Ausgange eines breiten Thales liegend, genau wie auf dem Wasser schwimmend aussieht.

Am folgenden Tage—Mittwoch—wurde Corfu, die größte der Jonischen Inseln, erreicht, wo das Schiff 4 Stunden liegen blieb und außer Waaren auch die „Moslems" ausgeschifft wurden, um nach Epirus an die gegenüberliegende Küste spedirt zu werden.

Es war ein wunderschönes Bild, vor uns die sich bis zu 2,400 Fuß erhebende Insel mit der Hafenstadt im Vordergrunde, eine Menge großer vor Anker liegender Schiffe, zahlreiche Boote dazwischen hin und her schießend, und das Ganze von kleinen grünen Eilanden wie von einem Kranze umgeben, welche in Zweifel ließen, wo die richtige Durchfahrt sich befand.

Ich habe auf dem Schiffe einen ganz eigenthümlichen Mann kennen gelernt. Weil ich nicht gern früh zu Bette gehe und noch bis 11 Uhr in dem Salon saß, wo Jemand mit Schreiben eifrig beschäftigt war, so blieb es nicht aus, daß während einer Pause ein paar Worte gewechselt wurden, worauf wir bald in ein recht lebhaftes Gespräch geriethen.

Obgleich das mir gebotene Deutsch nichts weniger als korrekt war, so genügte es doch zur gegenseitigen Verständigung, und so erfuhr ich denn, daß ich es mit dem Schiffsarzte, der aber sozusagen kein Arzt war, zu thun hatte. Im Verlaufe der Unterhaltung hatte ich Gelegenheit gefunden, meinen Ansichten über verschiedene soziale Einrichtungen solchen Ausdruck zu verleihen, daß ich seinen

vollen Beifall erhielt. Der „Doktor" wurde immer mittheilsamer und erzählte mir nun, daß, obwohl er in der That eine Zeitlang Medizin studirt hätte, er sich doch nur nothgedrungen in einer Position befände, welche ihm durchaus nicht zusagte. „Ich besaß," theilte er mir weiter mit, „große Güter in meiner russischen Heimath, war jedoch beseelt von dem glühenden Wunsche, mein Vaterland von einer unerträglichen Willkürherrschaft, den damit verbundenen Ungerechtigkeiten und schreiendsten Mißbräuchen befreien zu können, und wurde—Nihilist! Ein Schurke, der aber den verdienten Lohn erhielt, verrieth mich. Ohne Verhör, ohne Urtheil wurde ich in's Gefängniß geworfen, meine Güter confiscirt, und ich schließlich zum Tode verurtheilt. Die eigene Kühnheit, unterstützt durch Bestechung, retteten mein Leben und verschafften mir die Freiheit wieder. Um Ihnen," fuhr er fort, „einen schwachen Begriff von den, aller Vernunft hohnsprechenden Zuständen zu geben, deren wir uns im heiligen Rußland erfreuen, möge die Erwähnung nur eines Falles genügen. Einer meiner Gutsnachbarn hatte drei Söhne, von respektive 16, 18 und 23 Jahren. Der älteste dieser Söhne, welcher in Petersburg studirte, hatte sein Examen gemacht und war vorübergehend in das väterliche Haus zurückgekehrt. Es geschah nun das Unerhörte, daß, ohne irgend gewarnt zu sein, diese drei jungen Leute, von denen auf den beiden jüngsten auch nicht der Schatten eines Verdachts ruhte, in der Nacht von Kosacken aus den Betten geholt und ohne jede Vernehmung oder Untersuchung nach Sibirien „verschickt" wurden. Den Schmerz und die Betrübniß der Eltern können Sie sich leicht ausmalen. Nun ist schon längere Zeit über diesen Gewaltstreich vergangen, aber, soweit bekannt, haben die beraubten Eltern, trotz aller angewandten Bemühungen, nichts Beruhigendes über ihre Kinder erfahren können. Nun," so schloß der Doktor, „wie gefällt Ihnen das?!"

Auf meine Bemerkung, daß doch etwas müßte geschehen sein, um solchem Vorgehen selbst in Rußland einen Anstrich von Berechtigung zu geben, erhielt ich zur Antwort: „Der älteste Sohn wurde

beschuldigt, viel mit „des Nihilismus verdächtigten" Personen verkehrt zu haben—das war Alles!—Ich schreibe soeben an einem Buche," fügte der Doktor noch hinzu, „welches dazu bestimmt ist, solche Zustände aufzudecken, zu beleuchten und den Nihilismus als das erscheinen zu lassen, was er wirklich ist: Als das einzige wirksame Mittel, 80,000,000 Sklaven einer menschenwürdigen Freiheit entgegen zu führen! Mein Buch wird zuerst in Italien, in italienischer Sprache, erscheinen und es sollte mich freuen, wenn auch Sie später Gelegenheit fänden, den Inhalt kennen zu lernen."

Sonderbarerweise lernte auf einer späteren Reise ein Kaufmann aus Wien, mit welchem ich früher in Athen bekannt geworden, denselben Schiffsarzt (was ich erst lange nachher in New-York erfuhr) gleichfalls kennen. Weil zur Sache gehörend, will ich auch gleich die damit zusammenhängende Stelle eines Briefes erwähnen, welchen ich daraufhin von eben diesem Wiener erhielt. Diese lautet:

„Auf meiner Rückreise von Konstantinopel hatte ich Gelegenheit, mich darnach zu erkundigen, wie Sie die Reise von Piräus nach Triest zurücklegten, ob Sie angenehme Gesellschaft hatten und wie es Ihnen sonst erging. Da wollte es der Zufall, daß ich mit dem Schiffsarzt Dr. F. v. G. zusammentraf, und dieser sagte mir, daß er Gelegenheit hatte, Ihnen seine Theorieen über die soziale Reorganisation auseinander zu setzen und Gedanken darüber mit Ihnen auszutauschen. Was sagen Sie dazu?!

„Ich habe—neugierig, darüber Geschriebenes zu lesen—auf dessen Werk in italienischer Sprache, betitelt: „Theorieen über die soziale Reorganisation auf Basis der constitutionellen Monarchie mit Rücksicht auf den Sozialismus und Nihilismus," abonnirt. Sobald ich nun das Buch besitze, und es Sie interessirt, bin ich gern bereit, Ihnen davon Auszüge in deutscher Uebersetzung zuzusenden" u. s. w.

Ich habe mir diese Auszüge nie erbeten—also auch nie erhalten; weil ich überzeugt bin, daß zu wahrhaft verbesserten Zuständen in erster Linie—auch wahrhaft verbesserte Menschen gehören.

Am Donnerstag gegen Mittag kamen der Leuchthurm von Triest und Schloß Miramare in Sicht, und kurz darauf präsentirte sich die amphitheatralisch aufgebaute, 120,000 Einwohner zählende Stadt in ihrem ganzen Umfange. Auffallend groß war der Temperaturwechsel auf dem Lande und zum gründlichen Erkälten eine so günstige Gelegenheit, daß auch ich diese nicht unbenutzt ließ.

Das Hotel Delorme, wo ich mich einquartierte, liegt an der „Piazza Grande," einem großen Marktplatz, von wo aus man den recht lebendigen Verkehr im Hafen und bei klarem Wetter bis weit in's Adriatische Meer sehen kann.

Erheiternd ist es, die vielen Mädchen zu sehen, welche täglich gegen Abend an einem großen monumentalen Brunnen, um Wasser zu holen, zusammenkommen. Der „Temperenz-Wein" läuft aus etwa einem Dutzend Löwenmäulern, aber in so dünnen Strahlen heraus, daß es mindestens 15 Minuten nimmt, ehe ein Eimer gefüllt ist. Nun denke man sich das Vergnügen der hunderte von „wassersüchtigen" Jungfrauen, so nach Herzenslust, mitunter stundenlang, schwatzen und klatschen zu können bis die Reihe an Jede kommt, ohne—dafür gescholten zu werden, und weil vielleicht Alle „Italienerinnen," so ist der Spaß um so größer.

In Triest giebt es wenig Sehenswerthes, mit Ausnahme von ein paar Standbildern und den Schiffsbauhöfen des „Oesterreichischen Lloyd," welche großartig sind und auch sein müssen, denn die Gesellschaft soll 106 Dampfer in steter Aktivität haben. Alles spricht hier noch italienisch und selten hört man die Laute einer andern Sprache.

Schon am nächsten Tage fuhr ich nach Schloß Miramare, denkwürdig hinsichtlich des Schicksals seiner einstigen Bewohner, des in Mexiko erschossenen Kaisers Maximilian und seiner Frau, der irrsinnigen, noch in Schloß Laeken bei Brüssel vegetirenden Kaiserin Charlotte. Dieser verwaiste Fürstensitz ist wunderbar schön, hart am Meere, am Fuße eines bedeutenden Höhenzuges gelegen, von drei Seiten umschlossen von den prächtigsten Park- und Garten-Anlagen, welche wiederum mit künstlichen Grotten, Statuen,

Springbrunnen, Gewächshäusern, kurzum was Kunst und Natur zur Verschönerung beitragen können, geschmückt sind. Mit einem Worte: der denkbar reizendste Aufenthaltsort für—nicht übergeschnappte Menschen.

Der Bau selbst ist eine Vereinigung des mittelalterlichen Burg- und des modernen italienischen Styls. Die zahlreichen inneren Räume sind genau in der Verfassung erhalten, als ob sie noch bewohnt wären. Ich wollte ein kleines Andenken mitnehmen und hätte es auch bekommen, aber der begleitende Diener durfte es nicht erlauben, weil, wie er sagte, alles Vorhandene gebucht sei. Ein Bronze-Köpfchen, welches sich zufällig vorfand, durfte ich dennoch einstecken. In einem überaus reich dekorirten Gemache hängen die Portraits von Napoleon III., Maximilian I., der Kaiserin Eugenie und der Kaiserin Charlotte beisammen. Hätten diese „Vier" ihr Schicksal ahnen können?! und—könnte Mancher es ahnen, was ihm noch bevorsteht, der sich heute noch im Glücke sonnt?!

Im Garten pflückte ich noch einen kleinen Strauß von immergrünen Büschen, setzte mich auf eine von Lorbeer überschattete Bank und schrieb das folgende Gedicht.

Miramare.

Da liegt's am Bergesfuße, erbaut aus Marmelstein,
Ein immergrüner Garten schließt seine Mauern ein;
Sein Fundament umspület des Meeres blaue Fluth,
Da wo auf Felsengrunde es Stürmen trotzend ruht.
Weitab schon seine Zinnen des Schiffers Aug' entdeckt,
Noch ehe Stadt und Hafen liegt vor ihm ausgestreckt.

Es ist das Schloß am Meere, das schöne Miramar',
Das Heim—sonst—eines Prinzen, der auch ein Kaiser war;
Die Kunst hat hier gewaltet in selt'ner Harmonie,
Es hat dies Haus gestaltet ein schöpferisch Genie.
Doch nie sind eingezogen Zufriedenheit und Glück,
Wohl aber ein dämonisch, ein grauenhaft Geschick!

Mit seiner Schlangenruthe trieb eine finst're Macht
Die Opfer, ihm verfallen—in Tod und Wahnsinnsnacht.
Max'milian, getrieben von falschem Ehrgeiz, fand
Ein ruhmlos tragisch Ende im fernen fremden Land,
Und die als Kais'rin theilte den dornburchflocht'nen Thron,
Sie lebt—doch ist gestorben im Geiste lange schon.

Wie ein verwaistes Eden ist Alles rundumher,
Ein Grab, das Blumen decken, kein frohes Lachen mehr;
Und doch—als ob verlassen erst gestern sei das Haus,
So sieht es in den Sälen und Wohngemächern aus.
Es blickt gerührt der Fremde die todten Dinge an
Und stellt die ernste Frage: Wer trug die Schuld daran?!

Obgleich ich in Folge des plötzlichen Klimawechsels recht unwohl geworden war, beschloß ich doch, ohne Verzug nach Venedig zu gehen, und führte diesen Plan nach einer elend verbrachten Nacht auch wirklich aus. Wie gebadet in Schweiß, stand ich früh um 5 Uhr auf, war, als es noch stockdunkel, um 6 Uhr am Bahnhof und fühlte in Folge dieser gewaltsamen Anstrengung bald besser, so daß ich mich bei Ankunft in der Lagunen-Stadt als gänzlich hergestellt betrachten durfte.

Bis Venedig sind es 8 Stunden Eisenbahn, wobei man von einer Seite fast beständig die mit Wolken umkränzten Häupter mächtiger Berge in Sicht behält. Es werden verschiedene Ortschaften berührt bis, dem Ziele nahe, sich immer häufiger kleine Tümpel oder größere stehende Wasser zeigen. Der letzte Theil der Fahrt geht über die großartige, auf 222 Bogen ruhende und 10,000 Fuß lange Lagunenbrücke.

Nahe am „Kanal Grande" ist der Bahnhof, wo der Zug hält, und bleibt es den Reisenden überlassen, sich durch zahllose Gäßchen, durch Bogengänge und über die vielen Brücken nach einem Hotel zu begeben oder den Weg per Gondel zurückzulegen. Ich ließ mich nach dem Hotel Bauer führen, wo ich aber erst behaglich fühlte, als ein tüchtiges Feuer in einem etwa drei Fuß hohen

defekten Kachelofen brannte; denn das Zimmer, obgleich gut gelegen, machte hinsichtlich der Beschaffenheit der Luft, eine Folge der wässerigen Umgebung, den Eindruck eines feucht-kalten Grabgewölbes. Da ich nur 3 Tage bleiben wollte, so nahm ich gleich einen Führer und habe mit dessen Hilfe Alles gesehen, was als sehenswürdig bezeichnet werden kann. Detaillirte Beschreibungen halte ich für überflüssig, weil das Meiste zu bekannt.

Ich sah das Innere der St. Marcus-Kirche, den Dogenpalast mit dem bekannten Saale, wo die Bildnisse aller Dogen hängen, darunter eines des Dogen Marino Falieri, über welchem ein schwarzer Schleier gemalt ist, weil der Betreffende als Verschwörer geköpft wurde. Dann eine eigenthümliche Vorrichtung, worin die geschriebenen Denunziationen und Verdächtigungen aufgenommen wurden, welche direkt in ein geheimes Kabinet gelangten, ohne den Verräther oder Verläumder zu verrathen. Auch in den entsetzlichen, engen, stockfinsteren Gewölben war ich, in welchen todeswürdige Verbrecher, oder auch unschuldig Verfolgte, entweder in ewiger Kerkernacht begraben, oder über die berüchtigte Seufzerbrücke zum Schaffot geführt wurden.

Der Marcus-Platz ist nicht groß, von sehr alten großen Gebäuden, den „Procuracien,“ und einem merkwürdigen Uhrthurm von drei Seiten umschlossen, auf der vierten, von den zuerstgenannten Bauwerken so begrenzt, daß sich noch ein kleiner, nach den Lagunen offener Platz bildet, auf welchem zwei löwentragende Säulen, das Wahrzeichen der Stadt darstellend, stehen. Der erwähnte Uhrthurm ist ein wunderlich-verschnörkeltes, mittelalterliches Gebäude, gekrönt mit einer sehr großen Glocke. Zwei Bronze-Männer mit Hämmern in den Händen stehen rechts und links daneben. Ist eine Stunde abgelaufen, so schlagen die „Metallkerle“ wie verrückt mit ihren Hämmern auf die Glocke solange los wie der Mechanismus es vorschreibt, was komisch genug aussieht, aber höchst unmusikalisch klingt. In der Mitte des Platzes steht nebst einem Standbilde ein schrecklich plumper unansehnlicher hoher Thurm, dazu bestimmt, eine Rundschau zu ermöglichen. Es soll auch wirklich sehr lohnend sein,

heraufzusteigen, aber auch keine leichte Arbeit, zudem macht sich Vieles „von unten" gleichfalls nicht übel.

Eine Absonderlichkeit des Marcus-Platzes sind die tausende von Tauben, welche hinter allen Ornamenten, Figuren, in Ecken und Winkeln nisten und nie inkommodirt werden. Wo nun diese lieben Thiere gewohnt sind, sich niederzulassen, auf Gesimsen und Vorsprüngen jeder Art, da ist es ein Greuel, wie Alles besudelt wird. Die Venetianer sind aber augenscheinlich in ihren Taubendreck so vernarrt, daß Niemand dagegen zu protestiren wagt.

Sehr interessant ist ein Museum im Arsenal. Man sieht hier überaus reichgeschnitzte und ganz vergoldete Schiffstheile aus der Glanzperiode der Republik, Waffen und Rüstungen aus den verschiedensten Zeitaltern, darunter—eine Mitrailleuse und—eine Revolverkanone—beide aus dem 16. Jahrhundert?! Auch wird ein eigenthümlich konstruirter Apparat gezeigt, welchen ein venetianischer Admiral seiner schönen Frau anzulegen pflegte, um sich ihrer Treue zu versichern, sobald er sich im Auftrage seiner Erlauchten Republik auf einem See-Raubzuge befand. Sehr beachtenswerth sind auch die vielen Modelle, welche die Fundamentirung der schwersten im Wasser stehenden Gebäude klar veranschaulichen.

Venedig macht im Ganzen genommen den Eindruck eines dem Tode nahen Menschen. Triest hat dieser einstigen „Königin des Meeres" nahezu ihren ganzen Handel entrissen, die früher blühendsten Industrien sind zu Grunde gegangen und was noch davon übrig, ist nur so eine Art Firlefanz. Von den 100,000 Einwohnern sind die Hälfte total verarmt, die prächtigen Marmorpaläste stehen verödet, und nur den Fremden ist es zu danken, daß Handel und Wandel noch etwas belebt erscheinen.

Ich war in einer Spitzenfabrik, um etwas zu kaufen, wobei ich erfuhr, daß eine fleißige Spitzenklöpplerin nur 50 Centimes bei täglich zwölfstündiger Arbeit, also nur „60 Cents" die Woche, verdienen kann. So über die Maßen elend sind aber die Löhne im Verhältniß in Italien überall, und dies ist der Grund, daß fremde Handwerksgesellen dort kaum zu existiren vermögen. Auch

in einer Glasspinnerei und Mosaik-Fabrik war ich, und habe hier gesehen, wie leicht die Arbeiten letzterer Art, welche uns so kunstvoll erscheinen, herzustellen sind, an Ort und Stelle deßwegen auch beispiellos billig verkauft werden.

Die Gondeln sind sehr schmal und lang, haben in der Mitte einen kleinen Ueberbau, worunter 2 Personen sitzen können; sind alle einer mittelalterlichen Verordnung gemäß schwarz angestrichen und sehen schwimmenden Särgen eher gleich als einem Lustfahrzeuge.

Beerdigungen kennt man hier nicht, nur Ueberführung per Gondel nach einem Platze, wo die Särge in Mauerlöchern, ähnlich wie die Katakomben, untergebracht und mit Thürchen abgeschlossen werden. Es giebt hier viele alte Leute, die noch nie ein lebendiges Pferd gesehen haben, weil Reiter und Fuhrwerke in der Stadt nicht durchkommen könnten. Bei allen Krämern—so eine Art „Grocer"—stehen Kessel vor den Thüren, in denen beständig Gemüse, überhaupt die billigsten Speisen brodeln, wodurch es möglich wird, daß die armen Leute, von denen viele kein Obdach haben, sich für wenige Centimes eine gekochte Mahlzeit kaufen können. Mit gutem Wasser sieht es am traurigsten aus; es wird in großen offenen Kähnen herbeigeschafft, dann in Cisternen gepumpt und aus diesen nach Bedarf wieder herausgeschöpft. Bemerken will ich noch, daß es auch Wasser-Omnibusse giebt, welche aber buntfarbig angestrichen sind und an zahlreichen Anlegestellen Personen absetzen und aufnehmen.

Im Hotel lernte ich eine Dame nebst deren karfunkelnäsigem Gemahl kennen, "Maria Biro de Marion," Prima-Donna am Theatro fenice. Die Donna wünschte, daß ich sie singen hören sollte, aber—meine Uhr war abgelaufen—und so mußte ich auf diesen Genuß verzichten.

Wieder in Triest angekommen, verwerthete ich eine erhaltene Empfehlung an Dr. Gräffe, Vorsteher der k. k. Zoologischen Station, wo ich sehr freundlich aufgenommen und mir das Merkwürdigste des in den Kellerräumen des Hauses angelegten Aquariums gezeigt und erklärt wurde. Ich sah hier zum ersten Male die wunderbaren

lebenden Pflanzen. Geformt wie die braunen weichen Kolben gewisser Arten von Schilfrohr, verhalten sich diese „Halbthiere“ meist ganz unbeweglich, wobei hunderte von herausgestreckten Staubfäden oder Fühlhörnern am Kopfe, bis zur Länge von einem Zoll, sichtbar sind. Bei der leisesten Berührung zieht das „Pflanzen-Thier,“ wie erschreckt, seine Hörner derartig ein, als ob diese gar nicht vorhanden wären, und wagt erst nach Minuten, dieselben wieder hervorzustrecken.

Nachdem ich noch ein kleines Privat-Museum gesehen, eine Rundfahrt gemacht und im Ganzen mich 8 Tage aufgehalten hatte, ging es weiter über die öde Steinwüste, „Karst“ genannt, dem von mir förmlich ersehnten Graz und damit—der deutschen Sprache entgegen.

Unterwegs theilte ich das Coupé nur mit einem Herrn, mit welchem auch bald eine gemüthliche Unterhaltung etablirt war. Auf der Karte, welche er mir überreicht hatte, war zu lesen: „Georg Gyajto von Sepsi Martonos,“ Offizier in einem Genie-Regiment. Es war ein recht feines und gut unterrichtetes Kerlchen. Durch diesen jungen Krieger wurde ich auf vielerlei am Wege aufmerksam gemacht, insbesondere auf eine alte Römerstraße, welche an der Drau entlang führt und zu deren Herstellung es nöthig war, meilenlang ungeheuere Felsmassen wegzusprengen. Durch Kulturwerke, wie der Bau solcher Heerstraßen, haben, so scheint es mir, die Römer größere Eroberungen gemacht, als durch die größte Entfaltung kriegerischer Ueberlegenheit.

Als wir schieden, gab mir der junge Mann eine Empfehlung an einen seiner Verwandten in Wien, „Ministerial-Rath von Liburnau;“ indeß, weil ohne eigentlichen Zweck, so werde ich auch nicht hingehen. Viel interessanter war es mir dagegen, aus gleicher Quelle die Adresse des Dichters und Schriftstellers Robert Hamerling in Graz, Realschulgasse No. 6, zu erfahren.

Wäre es doch Sommer!—aber man muß Gott für Alles danken! denn es liegt, mit Ausnahme auf hohen Bergen, kein Schnee, wobei auch die Kälte sehr erträglich ist; demnach darf ich schon zufrieden sein.

Graz hat 100,000 Einwohner, worunter allein 10,000 pensionirte Offiziere, unter denen sich 100 Generäle befinden sollen. Die Stadt ist gut gebaut, liegt in einem ausgedehnten Thale an beiden Seiten der Mur und besitzt außer dem innerhalb ihrer Mauern liegenden, etliche hundert Fuß hohen Schloßberg, so viele schöne Promenaden, daß es eine Lust sein muß, im Sommer hier zu wohnen.

Der Gasthof, wo ich logire, ist auch sehr angenehm, und überall die gemüthlichste Sprache. Natürlich versäumte ich nicht, den Verfasser der „Aspasia," Hamerling, zu besuchen, wurde freundlichst empfangen und zwei Mal von ihm im Hotel besucht, bei welcher Gelegenheit er mein Gedicht, „Die Mysterien des Eleusistempels," las und es gar nicht glauben wollte, daß ich solche Arbeiten ohne die so unentbehrliche Schulung und so ganz nebenher machen könne, wobei er nicht unterließ, mir praktische Rathschläge für spätere Produkte zu ertheilen. H. ist 50 Jahre alt, unverheirathet, stets leidend, trägt die grauen Haare lang, hat ein sehr lebhaftes Auge, ist von Gestalt etwas über mittelgroß und ziemlich hager. In seiner Wohnung, wo ich zwei Mal war, sieht es frostig und ungemüthlich aus, so recht „alt-junggesellenartig."

Ich war im „Landestheater;" es ist ein ziemlich geräumiges Haus, auch wurde—man gab „Die Journalisten"—recht brav gespielt; dennoch blickte überall die „Provinz" durch.

Nun soll es genug sein für diesmal. Von Wien, wo ich 8 Tage zu bleiben gedenke, werde ich wieder schreiben und mich dann mit dem Weiterkommen sehr beeilen, denn das Reisen im Winter hier zu Lande, wenn auch dieses Jahr ohne Schnee, ist doch des häufigen dichten Nebels und der eisigen Regengüsse wegen ein nichts weniger als angenehmes.

Also—bis zum Nächsten u. s. w.

Siebzehnter Brief.

Wien, (Hotel Metropole,) den 4. Februar 1882.

An Dieselbe.

Nun bin ich also in Wien und kann mit eigenen Augen sehen, wer Recht hat, ob Berlin oder Wien am schönsten ist. Zur Beruhigung aller Interessenten läßt sich nur sagen, daß die Kaiserstadt an der Donau allerdings, hinsichtlich ihrer Lage, den Vorzug verdient, Berlin jedoch als Stadt unbestritten obenan steht. Nur der verbissenste Wiener Lokal-Patriot, aber auch Niemand anders, würde dies bezweifeln.

Wien ist ein häßlicher Kern mit prächtiger Schale—Berlin ist durchweg eine Prachtstadt.

Als ich von Graz abfuhr, war das Wetter, obgleich kalt, doch recht erträglich, auch waren die Waggons durch flache, mit heißem Wasser gefüllte Röhren nothdürftig erwärmt. Natürlich nimmt mit dem Erkalten des Wassers diese Annehmlichkeit successive ab, so daß es bei gänzlicher Abkühlung recht unangenehm für solche Passagiere wird, welche, wie ich, nur mit „Höhere-Temperatur-Kleidern" versehen sind.

Hinsichtlich der Scenerie bleibt Steiermark, soweit ich urtheilen konnte, gegen Tyrol weit zurück. Aber der berühmte Semmering, 2 Stunden Eisenbahn von Wien entfernt, ist eine überaus romantische Parthie. Ein tiefes Thal, von mannigfach gestalteten steilen Bergen und Felsmassen umschlossen, mit Lustschlössern, Burgruinen und Kapellen auf den schönsten Punkten, machen diesen Gebirgstheil zum Wallfahrtsorte der Vergnügungsreisenden.

Auf dem Wege bot sich mir wieder die Gelegenheit, einen eigenthümlichen Kauz kennen zu lernen. Mir gegenüber hatte ein Mann, der eine schrecklich menschenfeindliche Physiognomie zur Schau trug, Platz genommen. Da wir die Einzigen im Coupé waren und es nie an Unterhaltungs-Anknüpfungspunkten fehlt, sobald nur der gute Wille dazu vorhanden ist, so erfuhr ich bald, daß mein vis-à-vis ein Bildhauer und zugleich Zeichenlehrer an der Militär-Akademie

zu Pola in Illyrien am Adriatischen Meere war. Die mit dieser Stellung nothwendig verbundene Disciplin harmonirte zu schlecht mit dem edlen Unabhängigkeitssinn des Künstlers, als daß er nicht Alles hätte aufbieten sollen, sich davon frei zu machen.

Er meißelte also eine Marmor-Statue, welche, wie er sicher erwartete, ihm nicht allein unsterblichen Ruhm, sondern auch Geld in Fülle eintragen sollte. Als es nun an's Verkaufen ging, ließ ihm ein „Erzherzog" für sein Kunstwerk 800 Florin anbieten. Es war dies aber ein so entsetzlich schäbiger Preis, daß der beleidigte Künstler diese Summe für sein von ihm selbst fünffach höhergeschätztes Werk nicht allein entrüstet zurückwies, sondern dem ganzen Habsburgischen Kaiserhause für immer sein Wohlwollen entzog. Ich tröstete den Mann, so gut ich konnte, aber sein Grimm, sein gerechter Schmerz und seine Menschenverachtung wurzelten zu tief, um sich leicht ausbuddeln zu lassen.

Ganz ohne Nutzen war diese Begegnung nicht, denn ich wurde darauf aufmerksam gemacht, Makart's Atelier zu besuchen, was ich denn auch kurz nach meiner Ankunft in Wien gethan habe.

Die Werkstatt dieses berühmten Malers ist sehr geräumig und zerfällt in zwei Theile, welche von einer etliche Stufen hohen Estrade von einander getrennt sind. Der höhere viel kleinere Theil dient nur als Aufstellungsort für eine Menge Raritäten, unter welchen eine alterthümliche, sehr reich verzierte Bettstatt den ersten Platz einnimmt; nächstdem kostbare orientalische Waffen, Nippfiguren, Münzen, geschnittene Steine u. s. w.

Der große Raum, das eigentliche Atelier, erhält einen besonderen Charakter durch die über dem Kamin und in den vier Ecken angebrachten riesigen sogenannten „Makart-Bouquets," welche allgemein Mode geworden sind. Nächstdem fehlt es nicht an Utensilien aller Art, Rüstungen, Kostümen und Gliederpuppen, auch sind von allen bekannten Bildern Makart's Photographien oder Skizzen vorhanden.

Ein lebensgroßes Bild der „Sarah Bernhardt" steht, wie es scheint, vollendet auf einer Staffelei und sieht genau aus als ob auf

einem zusammengerollten buntgeblümten Schlafrock ein Puppenköpfchen befestigt wäre, dazu kommt noch ein wirklich häßliches Format, denn es ist viel zu schmal im Verhältniß zur Höhe. Ich bin überzeugt, daß dieses „Sarah-Bernhardt-Bild“ keine günstige Beurtheilung zu erwarten hat.

Hans Makart ist ein Mann von vielleicht 43 Jahren, mittlerer Statur, schlank, mit schwarzem Haar und langem Kinnbart. (Ist 3 Jahre später gestorben).

Mein nächster Gang galt dem „Künstlerhaus,“ wo gerade Michel de Munkacsy's Epoche machendes Gemälde „Christus vor Pilatus“ ausgestellt ist. Dieses Bild, denke ich, ist eine sehr bedeutende Leistung und wird noch viel von sich reden machen. Photographien vom Gesammtbilde, sowie von den Köpfen der einzelnen Figuren, werden viel verkauft.

Ich war im neuen Opernhause, wo ich „Eurydice,“ und als Zugabe, den „Kaiser nebst seinem früheren Premier-Minister Andrassy“ gesehen habe. Das Gebäude ist in allen seinen Theilen schön zu nennen und in einem sich dem Griechischen zuneigendem Style aufgeführt, macht aber den Eindruck, als ob es mindestens 6 Fuß in den Boden gesunken sei, weil der Unterbau im Vergleich zum Umfange offenbar zu niedrig gerathen ist. Auch im alten „Theater an der Wien,“ in einem Variété-Theater, einer neuen großen Konzert-Halle und etlichen andern, ihrer Eleganz wegen gerühmten Lokalen bin ich gewesen, um doch etwas von der Kaiserstadt kennen gelernt zu haben.

Die Ringstraßen sind wirklich großartig, bilden aber eben nur eine Einfassung der Stadt. Indeß alles Neue, wenn auch erst in der Entstehung begriffen, ist auf die Verschönerung der Hauptstadt „Deutsch-Oesterreichs“ berechnet. Das Ringstraßen-Theater am Schottenring, wo erst vor Kurzem die entsetzliche Brandkatastrophe stattfand, wobei einige hundert Menschen in der schmählichsten Weise ihr Leben einbüßten, ist, obwohl total ausgebrannt, von außen nur wenig beschädigt. Beim ersten Blick sieht man aber, wie es möglich war, daß das Unglück in solch schauerlichem Umfange stattfinden

konnte; nämlich, soweit ich urtheilen kann, hat man beim Erbauen auf Kosten der Sicherheit zu sehr auf gefällige äußere Proportionen gesehen: der Haupteingang ist—viel zu schmal.

Ich fuhr nach Schönbrunn, durch den Prater, dann—um doch auch ein Museum gesehen zu haben—an Bildern und Skulpturen aber auf längere Zeit genug hatte—versuchte ich es mit den „Orientalischen Sammlungen." Hier ist vielerlei geboten, wunderliche Musikinstrumente asiatischer Völker aus älterer und neuerer Zeit. Chinesische, japanesische und egyptische Rohprodukte, die mannigfaltigsten Erzeugnisse des Gewerbefleißes dieser Länder, worunter die seltsamsten Spielereien, deren Anfertigung an's Wunderbare grenzt. Auf dem Flur eines Saales ist eine Relief-Ansicht von Konstantinopel mit Skutari, dem ganzen Bosporus, nebst einem großen Theile der angrenzenden Gewässer und Berge, aufgebaut, wodurch ich einen besseren Begriff von Stambul nebst Umgegend erlangte, als wenn ich selbst da gewesen wäre. Vielleicht kommt es nochmal dahin, daß sich Jeder die ganze Welt—in Bildern geschieht es ja ohnehin schon—zu Hause besehen kann, und das Reisen zur Belehrung ein überwundener Standpunkt ist.

Dieses Museum ist sehr instruktiv; nur gehört viel Zeit dazu, um Alles, wenn auch nur flüchtig, zu betrachten.

Wie kaum anders zu erwarten, ist Wien überreich an historischen Denkwürdigkeiten und sonst Sehenswürdigem, aber ich fühle so ermüdet von allem Sehen, daß es mir kaum gerathen erscheint, mich deßwegen hier länger aufzuhalten, und so werde ich denn über Prag durch Thüringen nach Berlin gehen, dort noch etliche Tage bleiben, gegen Ende Februar in Hamburg sein, und dann unserem geliebten Deutschland wahrscheinlich auf ewig Lebewohl sagen.

Noch eine letzte Nachricht von Berlin, dann komme ich selbst. Bis dahin u. s. w.

———

Letzter Brief.

Berlin, den 21. Februar 1882.

An Dieselbe.

Den 7. Februar, Morgens, verließ ich Wien und kam, nach 11-stündiger Fahrt in ungeheiztem Wagen, nahezu maustodt gefroren, Abends in Prag an. Alle Mitreisenden ohne Ausnahme sahen aus als ob sie auf einer Expedition nach Spitzbergen begriffen wären; sie trugen große Pelzmützen mit Ohrenklappen, Pelzstiefel, ditto Fußsäcke, Röcke und Mäntel. Dagegen war der Genuß riesig, als ich im „Gasthof zum braunen Roß," „am Graben," ein komfortables Zimmer mit großem Kachelofen und, was die Hauptsache, ein prächtiges Bett erhielt. Zuerst wurde nun tüchtig eingeheizt, als meine Glieder wieder etwas gelenkig, pompös gespeist, und dann in dem molligen Bette unter einer Daunendecke gottvoll geschlafen. Ein solches Fest muß man selbst erleben, um die menschliche Genußfähigkeit in ihrem höchsten Reize kennen zu lernen!

Auf der ganzen Tour zwischen beiden Städten giebt es nicht viel Abwechslung, das Land ist durchweg bergig und Wälder überall vorherrschend. Dennoch habe ich Bemerkungen gemacht, welche, wenn man darüber nachdenkt, die Welt doch in einem recht trüben Lichte erscheinen lassen. Die Bahn führt dicht an etlichen Steinbrüchen vorüber, und hier verrichten böhmische Weiber Arbeiten, welche die volle Kraft eines Mannes erfordern, um sich nicht dabei zu Schanden zu quälen. Auch sagte man mir, daß diese armen Geschöpfe im Frühjahr schaarenweis nach Wien kommen, um sich als Handlanger bei Neubauten zu verdingen. Nun denke man sich —eine Frau, die den ganzen Tag mit schwerer Last steile Leitern erklettert, um die Maurer zu bedienen—und das für den elendesten Lohn! Kann es ein trostloseres Dasein geben?! Dem gegenüber stelle man eine jener in Ueppigkeit und Wohlleben aufgewachsenen Modedamen, welche, vom Schicksal verwöhnt und verhätschelt, oft Unsummen einer bloßen Laune opfern, ohne je den leisesten Begriff davon zu erlangen, wie unendlich schwer unter Umständen das

Verdienen ist. Die zu großen Kontraste sind es eben, warum so viele Menschen mit ihrem Loose unzufrieden sind, und—kann man es ihnen mit Recht verdenken? !—ich glaube nicht ! !

Die Straße wo ich logirte, ist die schönste in Prag, nicht lang, aber breit, und wird in Stelle vereinzelter Laternen durch zwei Reihen Kandelaber wirklich brillant erleuchtet. Die Stadt soll 190,000 Einwohner haben, vergrößert sich aber nur sehr langsam, denn man sieht sehr wenig neue oder neuere Gebäude; nahezu alle Häuser zählen ihre Existenz nach Jahrhunderten, deßwegen steckt in den Wohnungen so eine Art Moder und Muff, der sich nicht leicht vertreiben, höchstens nur vorübergehend unterdrücken läßt.

An historisch Merkwürdigem fehlt es in einer Stadt, die schon 1,100 Jahre alt ist, natürlich nicht; ich habe mir aber blos den „Hradschin," ein burgartiges Schloß, und in dem unvollendet liegengebliebenen St. Veitsdom das Grabmal des heil. Nepomuk mit seinem silbernen Sarge und den vier großen dazugehörigen massiv-silbernen Engeln, zusammen 30 Centner im Gewicht, angesehen. Trotz dem eklich kalten Wetter machte ich verschiedene Spaziergänge in und um die Stadt, war im deutschen Theater, zuletzt noch in einigen der beliebtesten Trinklokale und schließlich froh, als ich nach 6-tägigem Aufenhalt wieder im Eisenbahn-Wagen saß und nach einer sehr ermüdenden 22-stündigen Fahrt die Station Gerstungen, nicht weit von Eisenach, erreichte. Da ich mich vorher schon angemeldet hatte, so wurde ich hier von unseren lieben Verwandten in corpore empfangen, in einen Omnibus gestopft und nach Berka, ½ Stunde weit von der Bahn gelegen, transportirt.

Was ich von hier zu berichten habe, wäre nun allerdings nicht viel, das Wenige aber so komisch, daß ich nicht umhin kann, es gleich mitzutheilen; denn bis ich nach Hause komme, möchte die putzige Färbung zu sehr verbleichen.

Das Städtchen ist ein allerliebster, mäuschenstiller, von 1,200 lebendigen Seelen bewohnter Ort, es liegt an der, wenigstens 15 Fuß breiten Werra, worüber eine Brücke führt, um das Durchwaten

des Flüßchens unnöthig zu machen. Die größte Bedeutung Berka's besteht darin, daß irgenwo in der Nähe ein Baum steht, unter welchem Napoleon I. gesessen haben soll; was aber den „großen Mann" dazu bewogen hat, sich gerade unter diesen, durch diese Sitzung berühmt gewordenen Baum zu setzen, darüber schweigt die Geschichte und hat vielleicht gute Gründe dazu?!

Im Hause, welches an der wenigstens 9 Fuß breiten Hauptstraße liegt, angekommen, ward sogleich alles Erdenkliche aufgeboten, um mir den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Aber schon bei den ersten Vorbereitungen dazu wurde mir um Gesundheit und Leben angst und bange. Wie gerechtfertigt meine Besorgniß, mag aus der Thatsache hervorgehen, daß ich zuerst eine große Kanne Kaffee nebst einem wenigstens 5 Fuß im Umfange messenden, selbstgebackenen Kuchen ohne fremde Hilfe zu mir nehmen sollte, und sich die guten Leute fast gekränkt fühlten, als ich es bei meinem bischen „Gewohnten" bewenden ließ, obgleich die „Bohnenbrühe" ganz vorzüglich war. Als dieser Sturm glücklich abgeschlagen, und etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden bei friedlichem Erzählen hingegangen waren, hegte ich schon die leise Hoffnung, erst zur regulären Mittagszeit wieder zum Essen herangezogen zu werden, aber, wie schmählig sollte ich mich getäuscht haben! Nichts Böses ahnend, hatte ich bei meinen Mittheilungen schon angefangen, gemüthlich aufzuschneiden, als sich die Thür aufthat und eine mächtige Schüssel, aus welcher eine Wurstpyramide hervorragte, ein kolossales Brod, Butter, Flaschen und Gläser sichtbar wurden. Als die ordnende Hand der Hausfrau auf dem Tische Alles schön zurecht gesetzt, hieß es: „Nu woll'n mir a bische frühstucken, denn mir han gedenkt, Sie werr'n gar argen Hunger han." O Gott!—versetze sich Einer in meine Lage; denn ich hatte auch nicht den Schatten einer Spur von Hunger oder Durst. Zuerst verlegte ich mich auf's Bitten um Schonung; weil aber an Erbarmen nicht zu denken war, so ergriff mich eine Art gleichgültiger Todesverachtung und so aß ich denn von der wirklich vorzüglichen Wurst und dem kräftigen Brod so viel und so lange, bis es mir schwarz und blau vor den Augen wurde, wozu

ich, um das Ende zu beschleunigen, in gleichem Maße trank. Jetzt—um der mißhandelten Natur etwas Ruhe zu gönnen, begab ich mich in das für mich hergerichtete Zimmer, wo zu meiner Befriedigung ein komfortables Bett stand und der darin befindliche Ofen behagliche Wärme verbreitete. Hier gedachte ich mich etwas zu erholen, nämlich ein bischen zu schlafen, denn das that mir am nöthigsten; kaum aber hatte ich mich hingelegt, da—wer beschreibt mein Entsetzen?—wird leise an die Thür geklopft und zugleich aufgeklinkt; ein freundliches Gesicht quetscht sich durch die schmale Oeffnung und—„Wollen Se net zum Esse komme, Schwoager?" tönt es sanft von den Lippen der wohlthätigen „Haus-Fee." Mit Augen, in welchen sich der ganze Erdenjammer abspiegeln mußte, blickte ich, um ihr Mitleid zu erregen, die liebe Verwandte an, aber in diesem abgelegenen Orte schien man solche Sprache nicht zu verstehen, denn: „Komme Se nur, die schene Suppe wird sonst kalt!" bewies mir, daß ein Verständniß unmöglich war.

„G–l–e–i–ch—g–l–e–i–ch"—stöhnte ich und wankte, der Aufforderung nachkommend, aus einem Gemache in das andere—zum Mittagstisch!

Auch das ging vorüber, wie ja Alles, selbst das Schlimmste, vorübergeht. Hierauf Kaffee nebst Besuch und neuen unvertilgbaren Kuchenmassen. Mit stoischem Gleichmuth das Abendessen erwartend, hoffte ich nach dieser aufreibenden „Eßmisere" wenigstens auf eine angenehme friedliche Nachtruhe, aber wie sollte ich auch darin getäuscht werden!

Schon kurz nach der Abendmahlzeit bemerkte ich ein eigenthümliches verdächtiges Treiben, eine Menge Bettstücke, Kissen und Decken wurden in mein Zimmer getragen, dann hörte ich von einem tüchtigen Feuer sprechen, daß ich die Nacht nicht friere. Mir wollte nicht klar werden, wozu alle diese Umstände, denn es war genügend warm und das Lager so beschaffen, das man ohne Kissenvermehrung schon Gefahr lief, absichtslos in den Federn zu ersticken. Indeß schwieg ich, weil meine Unbekanntschaft mit der Hausordnung den Zweck nicht deutlich genug erkennen ließ.

Hätte ich doch den Mund aufgethan—eine entsetzliche Nacht wäre mir erspart worden!

Man geht hier früh zu Bette; als es 10 Uhr war, hielt ich es deßhalb für die höchste Zeit, mich zu empfehlen, damit die guten Leute auch zur Ruhe gehen konnten. Als ich aber nach vielen Gute-Nacht-Wünschen meine Stube betrat, glaubte ich im ersten Augenblick, in einen, in voller Thätigkeit befindlichen Backofen gerathen zu sein, solche Hitze drang mir entgegen. Und das Bett! —aufgethürmt bis etwa 10 Zoll unter die Zimmerdecke, wußte ich lange nicht, wie da hinauf, noch weniger wie hinein zu kommen. Als einige Kletterversuche fehlgeschlagen, gelang die Ersteigung endlich mit Hilfe von Tisch und Stuhl, aber durch das Hineinzwängen war die hohe Federmasse in so heftiges Schwanken gerathen, daß ich nahe daran war, mit der ganzen Bescheerung umzukippen, und dann—welch' gelungene Situation!

Nachtlichter sind hier unbekannt, auch hat die ganze Stadt nur drei Straßenlaternen und diese werden, wie ich hörte, der Ersparniß wegen nie in Aktivität versetzt. Es war also stockpechfinster, wo ja auch nichts weiter dabei gewesen wäre, aber die höllenartige Hitze dicht unter der Decke, und eingepreßt in solchen Federwust! Bald war mein Zustand ein solcher, als ob ich in einem Kübel voll heißen Wassers läge und jeden Augenblick zu ertrinken glaubte. Von schlafen konnte trotz größter Müdigkeit natürlich keine Rede sein, denn schon der traurige Gedanke, daß ich zu guter Letzt mein Leben noch auf so jämmerliche Weise einbüßen sollte—dieser Gedanke ließ mich kein Auge schließen.

Bis 3 Uhr Morgens mochte ich so, mit dem Tode ringend, gelegen haben, als ich durch das allmählige Fallen der Temperatur belehrt wurde, daß die größte Gefahr vorüber. Noch hörte ich, wie der Nachtwächter auf seiner letzten Runde wimmernd die vierte Stunde verkündete, dann aber vermochte ich einzuschlafen und—war gerettet!

Tags darauf wurde mir im Wirthshause die hohe Ehre zu Theil, die ganze Polizeimacht Berka's in der Person eines alten jovialen

Konstablers kennen und bewundern zu lernen. Als ich ihm aber bei der dritten Flasche Wein die Findigkeit und den phänomenalen Scharfblick der New-Yorker Sicherheitswächter schilderte, ihm erzählte wie diese Männer durch das bloße Gefühl einen 5-Dollar- von einem 1-Dollar-Schein zu unterscheiden wüßten, sobald sich ihnen Jemand erkenntlich zeigen will, da mußte der „Berka'er“ die Segel streichen und meinte: „Ja, ja—Uebung macht den Meister! hier in „Bärke“ wäre solche Kenntniß nicht zu erlangen.“

Der Trieb der Selbsterhaltung und gütliche Vorschläge änderten den Stand der Dinge für die nächsten Tage meinen Wünschen gemäß, und nachdem ich 4 Tage bei unseren lieben ur-deutschen Verwandten, die mich gar nicht wieder fortlassen wollten, geweilt, schnürte ich wieder mein Bündel, bei welcher Gelegenheit ich absolut noch etliche Meter Wurst mitnehmen sollte, was ich leider ablehnen mußte, denn ich hätte diese Gottes- oder vielmehr Schweine-Gabe unter dem Arm tragen müssen.

So wurde ich denn wieder nach Gerstungen geleitet, und nachdem unter vielen Glückwünschen rührend Abschied genommen war, ging's nun fort nach Berlin.

In der Reichs-Hauptstadt interessirte mich nichts weiter mehr als die inzwischen fertig gewordene und dem Verkehr übergebene Stadtbahn. Es ist ein Bau, der sich sehen lassen kann; auf soliden gemauerten Bögen erbaut, ist es eine massive Hochstraße, welche Jahrhunderten trotzt. Vier Geleise für Lokal- und Durch-Züge, mit riesigen, dem Verkehr entsprechenden Bahnhöfen. Das Geräusch der Lokomotiven ist unten kaum hörbar, obgleich ununterbrochen Züge kommen und gehen. Von den Bogenräumen werden jetzt schon einige benutzt; die meisten werden wohl zu eleganten Bier- und Weinwirthschaften eingerichtet werden; die Kosten der Einrichtung muß aber der Miether selbst tragen. Für 3 Bogen werden von einem Restaurateur 12,000 Mark jährlich bezahlt, ist also für die Stadt ein schönes Einkommen.

Bei Kroll's waren gerade die vielbesprochenen Kriegs-Abschreckungsbilder ausgestellt, die schwerlich einen geplanten Krieg ver-

hüten würden. Gemalt von einem russischen Künstler, Wasilij Wereschagin, sind es Darstellungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, worunter „Ein Verbandplatz," „Ein Lazareth" und „Das Begraben der Gefallenen nach der Schlacht" wirklich gräßliche Scenen veranschaulichen.

Beim Vorbeimarschiren der Wachparade sah ich auch den "Ollen Willem," war im Theater, besuchte einige alte Bekannte, und hatte nun genug, wahrscheinlich auf—immer!

Uebermorgen, den 27., geht's nach Hamburg, von wo ich mit der am 1. März abgehenden „Suevia" nach New-York abreisen werde und am 14. sicher, wenn kein Unfall dazwischen kommt, wieder in meine schwervermißte alte Ordnung einzurücken gedenke. Alles Uebrige mündlich.

Wieder bei „Muttern"!

In Hamburg angekommen, hatte ich noch eben Zeit, einer Opernvorstellung im Stadt-Theater beizuwohnen und mir die neue Kunsthalle anzusehen, in welcher sich auch Makart's großes historisches Gemälde, „Einzug Karl's V. in Antwerpen," befindet.

Ueberall zeigt sich das ernste Bestreben, die Gewerbe zu heben und die Künste zu fördern, was nicht genug zu loben ist.

Die Reise über den Ocean war keine angenehme, vier lange Tage wurde das Schiff von schweren Stürmen heimgesucht, wobei an ein Vorankommen nicht zu denken war. Wie Hochgebirge thürmten sich zuweilen die Wellen auf, deren schaumbedeckte Gipfel, dann vom Sturme erfaßt, die ganze Luft mit einem dichten Sprühregen derart erfüllten, das es zuweilen unmöglich war, auch nur eine halbe Schiffslänge weit voraus zu sehen. Die Fahrt nahm 18 Tage, verlief aber ohne ernstlichen Unfall und mehr bedarf es nicht.

Als ich mich vollkommen erholt und ausgeruht hatte, ging ich daran, mir eine bestimmte Beschäftigung und Zeiteintheilung zu schaffen. Ohne jede vorangegangene Anweisung und Lehre, lediglich

getrieben durch natürliche Befähigung, gefördert durch den hauptsächlich in Italien empfangenen starken Impuls, wandte ich mich der bildenden Kunst, dem Modelliren von klassischen und komischen Figuren, und—einem gleich starken, aber schon seit vielen Jahren gepflegten Drange, dem Denken—Dichten und Schreiben zu. In beiden Künsten bin ich wenigstens nicht der Letzte geblieben, hoffe sogar, vorausgesetzt, daß nicht ein unerwarteter Windstoß mein Lebenslicht ausbläst, selbst den Beifall Sachverständiger mit Berücksichtigung der Umstände noch zu erwerben—und damit wäre das in so späten Jahren noch Erreichbare erreicht, und die darauf verwandte Zeit dann keine verlorene gewesen.

Mein subjektives Denken.

Will man einen Menschen gerecht beurtheilen, so muß man ihn auch ganz kennen lernen, und dazu gehört vornehmlich, sich auch mit seinem geistigen Wesen vertraut zu machen. Sobald man bei einer Person, in einem gegebenen Falle, einseitig ihr Handeln beurtheilt, ohne ihr Denken, und damit das wahre Motiv, die Triebfeder ihres Verfahrens in Betracht zu ziehen, so wird solches Urtheil stets ein zufälliges, aber nie ein logisches sein.

Laxe Grundsätze sind unter den Menschen als überwiegend zu betrachten, und zwar deßwegen, weil das Streben, die Sucht nach faden Aeußerlichkeiten und materiellem Gewinne die Meisten so ganz und gar beherrscht, daß, wo die Spuren eines edleren Menschenthums wirklich vorhanden sind, diese doch, weil vollkommen überwuchert und unterdrückt von dem vorherrschenden Materialismus, wenn nicht ein besonderer Anstoß zur Hilfe kommt, für immer latent bleiben.

Geistige Unabhängigkeit bewahren, an gewissen unfehlbaren Grundsätzen ein ganzes Leben lang unerschüttert fest halten, ist viel schwerer, als es auf den ersten Blick aussieht, denn Geldgewinn, Auszeichnungen, wenn auch noch so unverdient, oder sich darbietende Genüsse vermögen solche Anziehungskraft auszuüben, daß es unter Umständen sehr schwer, vielleicht das Schwerste ist, gefaßten Vorsätzen treu zu bleiben. In solchen Fällen des Schwankens kann nur eine von Haus aus adoptirte gesunde Logik den richtigen Pfad zeigen. Diese Logik anerkennt aber nur solche Wege als die richtigen, welche keinerlei Bedauern, Reue oder Selbstvorwürfe im Gefolge haben.

Alle Uebel, womit die Menschheit zu kämpfen hat, sind nicht allein in der eigenen Unvollkommenheit, sondern noch viel mehr in der Unvollkommenheit des Sternes zu suchen, auf welchem wir leben. Ueber den Werth oder Unwerth dieses Lebens giebt es aber

zwei sich gegenüberstehende Auffassungen, wovon die eine, der sogenannte Pessimismus, eher eine düstere, die andere, der Optimismus, eine entschieden heitere ist.

Indem sich nun die Urtheile über beide Anschauungen meistens mit den Extremen beschäftigen, der einen kaum die Existenz-Berechtigung zuerkennen, der andern dagegen, weil vielleicht der eigenen Individualität entsprechend, alle Vortheile einräumen und jeden Vorzug, den eine bloße Ansicht gewähren kann, zudiktiren, so wird als Resultat eigenen Denkens und einer unbeeinflußten Meinung, nur fußend auf dem Leben selbst, die folgende Erläuterung nicht ganz ohne Interesse sein. Also—

Der Pessimismus und seine Konsequenzen.

Von erfahrungsarmen Buchgelehrten als eine misantropischgallichte Weltanschauung verschrieen, hie und da sogar lächerlich gemacht, scheinen solche Leute nicht zu begreifen, daß ja erst die Misere des Daseins derartige Ideen reifen konnte, daß solche Anschauungen, in vielen Fällen wohlbegründet, nur der Gefahr der Uebertreibung nicht entgangen, aber keineswegs wegzuklügeln sind. Wie oft wird in Bezug hierauf nicht Arthur Schopenhauer citirt. Wohl besaß der genannte Philosoph ein verbissenes, menschenfeindliches Wesen, aber welche Widerwärtigkeiten und häßliche Erfahrungen mochten vorangegangen sein, ehe dessen natürliche Anlage zur Verbitterung so weit verstärkt wurde, um diese Welt „die schlechteste aller Welten!" zu nennen. Da wir bis jetzt weder von schlechteren noch besseren Welten die geringste Kenntniß erlangten, so bleibt auch dies eine offene Frage; wer aber den populärsten Philosophen der Neuzeit aus dieser Aeußerung einen Vorwurf machen will, der soll darthun, daß e r es besser weiß.

In Wirklichkeit ist der Pessimismus nichts weiter, als die reale Welt in dem Lichte gesehen, wie sie wirklich ist, oder, sagen wir, uns erscheint.—Wie ist sie nun?! Die unsäglichen Leiden der

Menschen überhaupt, die leichte Zerstörbarkeit des Körpers, der unvermeidliche Tod mit seinen oft so schmerzlichen Veranlassungen, das In'slebenrufen unzähliger Millionen fühlender Geschöpfe, deren ganzes Dasein nichts weiter ist als eine ununterbrochene Kette von Kummer, Elend, Trübsal und Thränen. Dazu die stete Furcht des Menschen vor Seinesgleichen, die Entbehrung jeder Sicherheit—denn schon der leichtzerstörbare Bau der Erde selbst gefährdet Alles, was sich auf ihrer Oberfläche befindet. Die nie ermüdende Grausamkeit der Elemente, also der Natur an sich: viele Tausende erschlägt das Feuer des Himmels—der Blitz;—Legionen finden den ungesuchten Untergang in Sturm und Wellen; das Wüthen der Lüfte in Gestalt verheerender Wirbelwinde; das giftige, peinigende, jeden Genuß verkümmernde Gewürm, gerade da wo die Natur am freigiebigsten erscheint; die Alles erstarrende Kälte; die bis zur Höllengluth sich steigernde Hitze; bei Zweidrittheilen der Menschheit der nie endende Zwang, angestrengt zu arbeiten, nur—um leben zu können!—Ist das Alles zusammengenommen etwa so erheiternd?!

Der gesunde, nicht krankhaft angehauchte Pessimist weiß aber auch, daß seine Art der Weltanschauung nicht ohne praktischen Vortheil ist. Jede Arbeit, jedes Unternehmen dünkt ihm naturgemäß schwieriger, als es in den meisten Fällen ist; er bereitet sich also genügend vor und überwindet, da ihm schon Geduld und Ausdauer eigen, sich ihm entgegenstellende Hindernisse leichter und sicherer, als der Optimist, welcher seiner rosenfarbenen Anschauungsweise gemäß zu oft bevorstehende Mühen unterschätzt, darum leichter entmuthigt wird und im Leben, wie es unzählige Beispiele schlagend beweisen, unter völlig gleichen Bedingungen es nie dahin bringt, soweit es sich um innere Genugthuung handelt, wie der sogenannte Pessimist. Optimist und Sanguiniker ist nahezu ein und dasselbe, beide nehmen das Leben leicht, lassen Glück oder Zufall walten, haben, eben in Folge ihrer Sorglosigkeit, zuweilen die riesigsten Erfolge und verkommen noch hundert Mal öfter aus dem gleichen Grunde.

Die edelste Seite des Pessimismus ist das dadurch bedingte, sich

vertiefende Geistesleben, der Aufbau einer idealen Welt, welche, frei von den Mängeln dieser Erde, ihren Bewohnern ein möglichst ungetrübtes, bewußtes Glück zu Theil werden läßt. Der Optimist bedarf eines solchen Aufschwunges nicht, denn in seinen Augen ist ja Alles bereits so schön wie ein vernünftiger Mensch es irgend erwarten und verlangen kann. Eine ideale Welt wäre also für ihn reiner Luxus, nichts anderes.

Wie aber zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Pessimismus, wenn auch unbewußt, entschieden vorherrschte, das beweisen die aller Orten etablirten Religionen, das beweist der über die ganze Erde verbreitete Glaube eines Ueberganges aus der Nacht der Trübsal zum Lichte der Freude. Dieser Glaube in edelster Form ist die allein dem Pessimismus entsprungene Schöpfung einer idealen Welt!

Was ist wahrer Idealismus?

Die zwei sich diametral entgegenstehenden Denk- und Gefühlsrichtungen—deren eine das kränkliche Verhimmeln, die sich in Seufzern auflösende süßschmachtende Schöngeisterei, die sich bis zum Visionären steigernde Seligkeits-Sehnsucht ist, die andere dagegen in der positiven Annahme eines sinnlich-greifbaren Paradieses gipfelt, eines von überschwenglichen Wonnen erfüllten Raumes, der ebenso grenzenlos, wie das sich in alle Ewigkeit fortspinnende Freudenleben der dorthin versetzten gläubigen Seelen—können natürlich den tiefer Denkenden nicht befriedigen, er wählt also ein Drittes—das heißt—sein vielleicht ausgedehnteres Begriffsvermögen läßt ihn innerhalb dieser beiden Extreme einen befriedigenderen Weg suchen—und finden.

Zuerst ist es unsere Kleinheit als Geschöpfe, der Unermeßlichkeit gegenüber, woran gedacht werden muß, dann aber der bewundernswerthe Geist, welcher mit dieser Kleinheit verbunden ist. Weniger erstaunlich wäre es, wenn sich dieser „Intellect" nur mit ihm naheliegenden, nothwendigen und nützlichen Dingen beschäftigen würde,

aber er geberdet sich wie ein in einem Kerker eingeschlossenes, vom glühendsten Freiheitsdrange erfülltes Wesen. Daher das unablässige Bemühen, Unerforschliches zu erforschen, Unergründliches zu ergründen und Unfaßliches zu begreifen. So schweift der Geist in unbekannte Fernen, ohne auch nur annähernd über die meisten ihm naheliegenden Vorgänge, welche seinen Wohnort, die Erde, betreffen, aufgeklärt zu sein.

Dieser Drang wäre schwerlich vorhanden, wenn nicht ein geheimnißvolles Walten existirte, welches unverstanden, aber nicht ungefühlt, mehr oder minder die Geister der Menschen beherrschte und leitete. Dieser undefinirbare Einfluß hat die Vermuthung nahe gelegt, daß eine nur der subtilsten Empfindung mögliche Kommunikation mit andern verwandten Weltkörpern nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, vielleicht gar besteht. Weil wir nun von der Beschaffenheit dieser Körper und dem Leben auf ihnen auch nicht die blasse Ahnung haben, oder haben können, so kommt uns eine merkwürdige Vorstellungsgabe, gemeinhin Phantasie genannt, welche ihrer Aeußerung nach ein wesentlicher Theil des Geistes selbst ist, zur Hilfe und spiegelt uns Gestalten und Oertlichkeiten vor, wie diese in Wirklichkeit nicht existiren, sich aber dennoch der uns bekannten Sinnenwelt, nur alles Unschöne und alle wirklichen Uebel ausschließend, ähnlich darstellen.

Dieses unablässige Hinweisen auf Höheres und Vollkommeneres ist zur Basis jeder, auch der plumpesten Glaubensrichtung geworden. Zu bedauern ist nur, daß die Einfalt der Menschen es je zugelassen, daß sich eine verschmitzte, pfiffige, aller Vernunft hohnsprechende Priesterherrschaft auf diesem Fundamente aufbauen und mit dem schönsten Grundzuge der Seele den schmählichsten Mißbrauch treiben durfte.

Der reine Idealismus, welcher mit dem Pfaffenthum und seinem Anhange nichts gemein hat, ist dabei, seiner Natur nach, stets ungefährdet geblieben. Die das Dasein veredelnden schönen Künste, was wären sie alle ohne idealen Schwung, ohne Inspiration, ohne den leuchtenden Schimmer aus Regionen, welche in der Extase

ein schöpferischer Menschengeist durchfliegt. Der wahre Idealist zieht sich auch mehr in sich selbst zurück, meistens deßhalb, weil seine Kundgebungen mißdeutet und mißverstanden werden; denn gerade darum, weil er das Wenigste positiv glaubt, ist er umsomehr geneigt, sich in Spekulationen zu ergehen, welche seinem Bedürfniß, sich in das „All" zu versenken, entsprechen. Dabei fällt es ihm nicht ein, unlösbare Räthsel lösen zu wollen. Dennoch—man sollte es kaum glauben—sind solche scheinbar fruchtlosen Denkprozesse mit positivem Nutzen verbunden.

Nicht zu leugnen ist, daß jedes Erdenleid, obgleich wir mit allen Fasern daran gekettet, durch das Davonablenken der Gedanken erträglicher wird, wogegen das sich ausschließlich Damitbeschäftigen selbst einen an sich geringen Kummer bis zur Unerträglichkeit zu steigern vermag. Dem wahren Idealisten, in welcher Lage oder Stimmung er sich auch befindet, wird sich stets ein Reflex, ein Schimmer aus seiner idealen Welt als Trostesstrahl in's Herz senken und bewirken, was kein Menschenwort bewirken könnte. Doch—das muß empfunden sein—wenn es verstanden werden soll!

Als innig verwandt mit dem Gesagten finde ich es angemessen, hier sogleich eine Frage anzureihen, welche ewig wiederholt, aber vermuthlich so lange es Menschen giebt, unbeantwortet bleiben wird.

Ist die Seele unsterblich?

Alle, die uns vorangegangen, haben sich mit dieser Frage beschäftigt, und Alle, die nach uns kommmen, werden sich damit beschäftigen, und das ist eben das Merkwürdige an der Sache. Wilde und Zahme, Völker aller Rassen haben, ob auch in der unvernünftigsten, rohesten Art und Weise, dieser Annahme Ausdruck verliehen. Worauf stützt sich nun die Vermuthung, daß die Seele unsterblich sei?

Sicherlich ist es kein angenommener, sondern ein tiefbegründeter

Zug im Wesen des Menschen selbst. Die ungeheueren Kontraste, die unausfüllbaren Abgründe zwischen den verschiedenen Rassen, Klassen und Ständen, die schauerlich breite Kluft zwischen den Aermsten unter den Armen und den Reichsten unter den Reichen, drängt zu einem Ausgleich; da dieser Ausgleich während des Erdenlebens aber schwerlich stattfindet, so wird der Arme, der Unterdrückte, hingewiesen auf eine ewige unwandelbare Gerechtigkeit, welche ihm die auf dieser unvollkommenen Welt versagte Genugthuung verschaffen und Entschädigung für alles ertragene Ungemach gewähren soll—wie es der Kirchenglaube lehrt—sicher gewähren wird! Diese Aussicht beruhigt nun den beschränkten „nicht grübelnden" Menschen vollkommen, nicht aber den zum Selbstdenken angelegten, welcher die Sache anders auffaßt.

Jede positive Lehre über diesen Gegenstand, von Menschen ausgehend, ist nichts weiter als wohlgemeinter Betrug!

Lassen wir dagegen die Schlußfolgerungen gelten, zu welchen eine bloße Vermuthung führt.

Der Planet, auf dem wir leben, rollt auf seiner immer gleichen Bahn unzweifelhaft schon so lange dahin, daß der Maßstab irdischer Zeit dafür nicht mehr ausreichen würde. Alle Gestirne, bis zu den unabsehbarsten astronomischen Fernen, von denen er umgeben ist, thaten das Gleiche. Nun ist es Thatsache, daß trotz aller wissenschaftlichen Prätensionen über die Beschaffenheit anderer Weltkörper, selbst des scheinbar so nahen Mondes, uns doch nie der geringste Beweis, die geringste Gewißheit zugekommen ist, wie es sich in Wirklichkeit damit verhält. Diese sichtbare und doch für uns Menschen völlig unverständliche, räthselhafte Sternenwelt reizt den Wissensdrang, richtiger gesagt die Neugierde, in solchem Grade und so anhaltend, daß diese sich selbst beim schon schwindenden Leben eher verstärkt als abschwächt. Was ist aber auch natürlicher als der lebhafte Wunsch, mit eigenen Augen die Wunder zu schauen, welche noch kein sterblich Auge sah.

Daß sich die Körper wieder aus ihren Gräbern erheben sollten, dieser Glaube, oder vielmehr dieser Unsinn, kann hier nicht in

Betracht kommen, aber—wie wäre ein körperloses geistiges Traumleben?!—Es ist dies nur so meine Idee, fußend auf der Klarheit solcher Träume, welche der Wirklichkeit so nahe kommen, daß sie beim Erwachen längere Zeit im Zweifel lassen, ob das Geträumte nicht wirklich Erlebtes war. Ein solcher Zustand, nur noch intensiver gedacht, würde ein körperliches Fortleben in irgend welcher Gestalt nicht vermissen lassen.

Eine eigenthümliche Erscheinung bei den Menschen ist ein unwillkürliches Zugeständniß von Jämmerlichkeit und Schwäche, die Folge davon das unaufhörliche Schreien zu Gott um Hilfe und Beistand in allen Nöthen, aber—wer—und wo ist—Gott?!

Die rohe Vorstellung macht kurzen Prozeß und stellt sich Gott als eine Person, gestaltet wie ein Mensch, vor, nur daß sie ihrem Bilde alle diejenigen Eigenschaften andichtet, welche ein solcher Gott nothwendigerweise besitzen muß, um seiner allerhöchsten Stellung und den damit verbundenen Funktionen Genüge leisten zu können.

Solche Vorstellungen richten sich mit allen Modifikationen selbstverständlich nach dem jeweiligen geistigen Standpunkte des Individuums. Der herrschende Standpunkt ist aber, trotz allem Brüsten mit allgemeiner Aufklärung, ein so niedriger, das geistige Proletariat, Reich und Arm, ein über die ganze Erde so zahlreich verbreitetes, daß sich diese Erscheinung kaum begreifen ließe, wenn der Grund nicht tiefer läge und nicht eine zum Aufbau von Staaten, sowie derem Bestande, unerläßliche Nothwendigkeit wäre.

Der denkende Mensch gebraucht für seinen Begriff denselben Ausdruck, dasselbe Wort, weil es nicht zu umgehen ist, aber die Bedeutung desselben ist eine von der erwähnten himmelweit verschiedene. Sich Gott als eine menschenähnliche Person zu denken, wäre nichts anderes als eine Herabwürdigung—wenn diese überhaupt möglich—des höchsten Wesens.

Dagegen das willige Anerkennen der eigenen Ohnmacht, die absolute Unfähigkeit, sich eine Kraft, eine Gewalt vorzustellen, von welcher wir annehmen, daß durch sie das ganze Weltall nicht allein

regiert wird, ja sogar entstanden ist! Wie also soll man sich dem gegenüber verhalten?!

Wohlan denn—ernstlich glauben, „daß ein Wesen, welches wir als den Urquell, den Kern aller Macht und Weisheit betrachten, gewiß nicht die Absicht haben konnte, mit Vernunft begabte Geschöpfe in ununterbrochener Folge entstehen zu lassen, einfach nur eines Lebens wegen, welches in überwiegendem Maße nicht der Mühe des Lebens werth ist.“ Zu Gunsten des Weltgeistes nehme ich deßwegen die Möglichkeit an, daß eine Wandlung stattfinden mag, wodurch eine Existenz hergestellt wird, in welcher der Menschengeist fühlt und begreift, daß der Ruf in's Dasein für ihn kein—Schreckensruf, sondern ein—Gnadenruf gewesen.

Ist diese Annahme eine Täuschung, so wäre in sofern kein fühlbarer Verlust dabei, weil der zeitliche Tod ja ein festes traumloses Einschlafen ist, welches, auch wenn von ewiger Dauer, es fraglich erscheinen läßt, ob ein geistiges Fortleben, wenn nicht frei von allen Mängeln, überhaupt vorzuziehen wäre.

So giebt es für alle Sterbliche nur die gleiche Parole: Abwarten—bis der Schleier gelüftet wird, um entweder—Nichts! oder—Alles! zu enthüllen!!

Betrachtungen über die Entstehung der Erde und ihrer Bewohner.

Wie mag speziell unsere Heimath, die Erde, entstanden sein?! Unzählige Hypothesen und Theorieen über diesen in tiefes Dunkel gehüllten Vorgang sind schon aufgestellt worden, aber selbst unter den verbreitetsten Annahmen findet sich nicht eine, welche etwas Plausibles oder Mögliches für sich hätte. Die am häufigsten verfochtenen Theorieen der Entstehung aus nur einem Elemente, dem Wasser, oder dem Feuer, haben schon ihr sehr Bedenkliches, um wievielmehr die Herstellung aus Nebel oder Gas.

Das Unbegreifliche dabei ist, warum gerade solche Einseitigkeit zu einer Schöpfung herhalten muß, welche doch eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Stoffen und Kräften verlangte, um zu werden, was sie geworden ist. Weil aber stets sehr gelehrte Leute hinter solchen Behauptungen stecken, so muß sich der Laie sehr in Acht nehmen, in solchen Fragen eine eigene Meinung zu haben.

Ich nehme nun an, daß es im Weltenraum fabelhaft große Körper giebt, deren einziger Zweck darin besteht, so eine Art „Welt-Geburt" durch Absonderung ungeheuerer Massen Stoffes vom eigenen Stoffe zu vermitteln. Obwohl Anfangs klein, muß dieses „Weltenkind" doch bereits alle Keime des bewußten und unbewußten Lebens in sich tragen, welches später seine Oberfläche, vom winzigsten Grashalm bis zum mächtigsten Baum, und von der einfachsten Zelle bis zum mit Verstand begabten Menschen, bedecken und beleben soll.

Weil es jedoch kaum zu glauben ist, daß ein absolut todter Körper Leben erzeugen kann, so muß folgerichtig auch angenommen werden, daß die Gattung Sterne, zu welcher auch unser Planet gehört, lebende Wesen sind und nur ihre Größe das unübersteigliche Hinderniß ist, dieses Faktum zweifellos festzustellen.

So lange sich ein solches Gestirn noch selbst in der Kindheit befindet, liegt auch die Zeugungskraft noch tief in seinem Innern begraben, und wo diese zuerst hervortritt, ist bei den unentwickelten Existenzbedingungen auch nichts anderes als nur das ärmste Leben zu erwarten.

Nach und nach, vielleicht erst im Laufe von Hunderttausenden von Jahren, gelangte die so entstandene Welt allmählig zur Reife, in gleichem Maße kamen alle schlummernden Keime zur Entfaltung, und so sehen wir denn eine Stufenleiter von Erscheinungen in dem Pflanzen- und Thierreiche, den Menschen an der Spitze, vor uns, welche in Gestaltungen, Bestimmungen und Farben sich als staunenswerthes unbegreifliches Wunder darstellt.

Weil nun die Existenzbedingungen aller Anfangsbildungen, trotz sonstiger Fortschritte, unverändert die gleichen geblieben sind, so

kann nur von Neubildungen die Rede sein, aber in alle Ewigkeit nicht von einer aufsteigenden Entwickelung. Das höher organisirte Geschöpf, welches sich aus einem tieferstehenden entwickeln sollte, müßte die Existenz des Letzteren absolut aufheben, aber eine Wandlung dieser Art ist nie und nirgends eingetreten, konnte also ebensowenig beobachtet werden.

Es heißt die Mittel der Natur ganz und gar verkennen und unterschätzen, wenn mit schrecklicher Wichtigthuerei demonstrirt wird, wie aus einer fliegenden Eidechse ein richtiger Vogel hat werden können, wobei nur übersehen wird, daß die fliegende Eidechse, so lange dieses Geschöpf bekannt ist, sich ihrer, ohne Zweifel ursprünglichen Gestalt erfreut. So verhält es sich mit der Fledermaus, den fliegenden Fischen, sowie mit Allem, was da kriecht und fliegt; auch mit den Rieseneidechsen der sogenannten vorsündfluthlichen Zeit wird es nicht anders gewesen sein. War die Vorbedingung zu seiner Existenz da, so entstand das Geschöpf, womit das Monströse desselben durchaus nichts zu schaffen hat. Mit dem Aufhören seiner Entstehungsbedingung, wozu auch die Sicherheit gehörte, verschwand es, und würde in seiner Eigenthümlichkeit unzweifelhaft wieder erscheinen, wenn die Gelegenheit dazu geboten wäre.

Würde, was ja im Reiche der Möglichkeit liegt, die ganze Menschheit auf der Erde ausgerottet, und die Veranlassung dazu wäre von den Menschen selbst ausgegangen, würde nun—so muß man fragen—die Erde nur noch ein Aufenthaltsort für Thiere sein und bleiben?! Ist anzunehmen, daß die Menschen durch Selbstvernichtung die Pläne und Absichten, den Willen höherer Mächte durchkreuzen oder gänzlich vereiteln könnten?!—Schwerlich!—Es muß also zugegeben werden, daß sich die Erde wieder mit Menschen bevölkern würde!—Aber wie?—Der Orang-Utang, Chimpanse, oder Gorilla könnten die Mensch-Abwesenheit weder bedauern, noch den Verlust empfinden, und eben deßwegen, weil für diese Thier-Menschen, überhaupt für die Thierwelt, keine Lücke entstanden wäre, so ist eine Weiterentwickelung für sie weder nothwendig noch denkbar.

Der allmächtigen Natur müssen andere, wirksamere und schneller zum Ziele führende Mittel zu Gebote stehen, als wie in einer höchst einseitigen naturwissenschaftlichen Entwickelungslehre angenommen wird; denn die unermeßliche Verschiedenheit der Wesen und Dinge sollte wohl einen präciseren Ursprung haben, als das schleppende Hervorgehen des einen aus dem andern.

Die Fortsetzung des Lebens auf der Erde und die Revolutionen in ihrem Inneren werden so lange anhalten, bis alle Kräfte erschöpft, also auch Neubildungen nicht mehr stattfinden können. Stagnation und allmähliges Absterben, wie es das Loos von allem Erschaffenen ist, würde auch das endliche Schicksal dieser—unserer Welt—sein, vielleicht aber nur um im Himmelsraume als lebloses Gestirn hinfort anderen, uns unbegreiflichen Zwecken zu dienen.

Viel Aufhebens ist kürzlich über die Annahme eines italienischen Professors gemacht worden, welche eine dritte Bewegung der Erde als unzweifelhaft hinstellt. Diese Bewegung soll eine fortgesetzte Verschiebung der beiden Pole involviren, so daß außer der Bahn um die Sonne, der Drehung um die eigene Achse, noch die Möglichkeit gezeigt wird, daß im Laufe der Zeiten die gegenwärtigen Regionen des scheinbar ewigen Eises wieder zu grünenden Auen, belebt von den Kulturstätten kommender Generationen, umgewandelt werden.

Da nicht gut anzunehmen ist, daß ungeheuere Ländermassen mit allen darin ruhenden Schätzen für die Menschheit unbenutzt bleiben sollten, so war es seit vielen Jahren meine eigene Ansicht, daß eine, freilich unberechenbarer Zeitläufte bedürfende, günstigere Stellung der Pole zur Sonne die jetzt todten Eiswüsten innerhalb der Polarkreise bewohnbar machen würde, vorausgesetzt, daß diese Regionen nicht bereits durch längst wieder untergegangene Völker vollständig ausgebeutet sind.

Die „Faselei" von einer gewesenen Eiszeit scheint mit dieser Bewegung des Verschiebens in innigem Zusammenhange zu stehen. Da bei Annahme einer Eiszeit an nichts Anderes gedacht werden kann, als daß der Erdball einer Zuckererbse ähnlich, nur anstatt des

Zuckers vollkommen übereist gewesen, so muß man doch fragen, wo sich denn während dieser Periode die Sonne aufgehalten habe? denn eine konstante Eisumhüllung ist doch wohl undenkbar, wo, wie in den Tropenländern, die heißen Sonnenstrahlen das ganze Jahr hindurch ihre Wirkungen äußern.

So stehen alle diese Theorieen auf schwachen Füßen. Dazu gehört, daß der Kern der Erde eine vielleicht tausend geogr. Meilen im Durchmesser haltende Gluthmasse sein soll. Selbst wenn es viel weniger wäre, so müßte doch die Wirkung dieses eingepreßten Feuer-Ozeans eine, für alles damit in Berührung Kommende, auflösende und verzehrende sein. Also ganz im Gegensatz zu den gelehrten Annahmen, glaube ich annehmen zu dürfen, daß von einer fortgesetzten Abkühlung des Erdinnern nicht die Rede sein könnte, viel eher von einer unaufhaltsamen Ausdehnung des Brandes, wenn ein solcher überhaupt existirt. Wäre das Letztere der Fall, so könnte es nicht ausbleiben, daß sich schließlich die Meere in seinen Schlund stürzen und die dadurch erzeugte, alle Begriffe übersteigende Dampfentwickelung die ganze Erdrinde in Atome zerreißen würde.

Viel habe ich darüber nachgedacht, ob wohl die Sonne, respektive der, wie man glaubt, dunkle Sonnenkern, bewohnt sein mag? bin aber von dieser Idee gänzlich und zwar deßhalb abgekommen, weil die Obliegenheiten dieses Leucht- und Wärmeapparats nach Außen so wichtig und ausgedehnt sind, daß man ihm wohl nicht noch mehr zumuthen darf. Das Wesen und die besondere Beschaffenheit unserer Sonne sind noch um Vieles erstaunlicher, als das unzähliger anderer Sterne, welche, mit bloßen Augen gesehen, untereinander sehr ähnlich erscheinen. Die Sonne ist faktisch die Nährmutter, die Erhalterin alles Lebens und aller Bewegung in dem für uns unfaßlichen Kreise ihrer Wirksamkeit—vielleicht gar die Ur-Erzeugerin.

Nacht und Tod, über unmeßbare Fernen weit umher, würde die Folge sein, wenn ihre Strahlen je erbleichen, ihre ewig leuchtenden Flammen je verlöschen sollten! Die Sonne ist für uns Erdbewohner im vollen Sinne des Wortes—eine sichtbare Allmacht!

Wo nimmt nun diese „Weltenseele" die Stoffe her, um mit immer gleicher Kraft zu leuchten und zu erwärmen. Jeder irdische Stoff würde und müßte sich sichtlich vermindern, also muß ein überirdischer dazu herhalten: das Vorhandensein unermeßlicher, nicht sichtbarer Körpermassen im Weltenraume, deren Beschaffenheit uns ebenso unbekannt als der den Raum über der Luftgrenze ausfüllende sogenannte Aether. Der Gedanke wäre nun nicht ganz zu verwerfen, daß ein unablässiges, gleichmäßiges Zufluthen und Ausscheiden solcher Stoffe, welche dazu geeignet und bestimmt, das ewige Feuer des Sonnenballs zu nähren, die einzig denkbare Möglichkeit ist.

Es bliebe nun noch übrig, eine Idee davon zu geben, auf welche Weise ein geistiger Zusammenhang der bewohnten Weltkörper untereinander, und durch Mittheilung von Stern zu Stern ein wirklicher Verband, ich möchte behaupten eine Art Regierung, hergestellt wird.

Es ist nichts weniger als bewiesen, daß wir auf unserer Erde gleichsam von allen verwandten Gestirnen abgeschnitten, das heißt isolirt sind. Viel eher ist das Gegentheil der Fall, und welche Kraft könnte es anders sein als die unerklärliche, Alles durchdringende, keiner Zeit zur Uebertragung und keiner sichtbaren Leitung bedürfende

Absolute Elektrizität.

Fußend allein auf der nicht zu bestreitenden Thatsache eines auf große Distanzen möglichen geistigen Rapports zweier mit einander durch eine Art Seelenharmonie verbundener Wesen, betrete ich doch gleichzeitig auch das Gebiet des Ahnungsvermögens, welches eines Theils sich in einem unerklärlichen Vorgefühle meist beängstigender Natur, andern Theils sich in gewissen, den Charakter der Realität tragenden, sich plötzlich aufdrängenden Gedanken, in Form von Mittheilungen, kundzugeben pflegen. Zwei an entgegengesetzten Orten der Erde weilende Menschen, welche einst beisammen waren oder zusammen lebten, erhalten von einander Kunde, sobald ein

Ereigniß eintritt, welches dazu angethan ist, einen letzten, vielleicht den intensivsten Gedanken des Einen dem Andern zu übermitteln. Dieser Gedanke, welcher im Momente des Wollens auch schon sein Ziel, die Seele, an welche er dirigirt ist, erreicht, ist identisch mit der erstaunlichen, bereits so vielfach und mit so wunderbaren Erfolgen benutzten und angewandten Naturkraft—der Elektrizität.

Diese Kraft, obwohl bereits im Alterthum bekannt, jedoch nur zu sogenannten Zauberkünsten bei den damals in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen asiatischen und andern Völkern in Anwendung gebracht, ist unstreitig das größte Räthsel in der uns umgebenden Natur.

Ich wage es nun, kühn den Satz aufzustellen, daß diese selbe Erscheinung auch der Motor der Weltregierung, wenn in der That nicht ist, doch ebensowohl sein könnte. Ja—sie ist vielleicht der Weltgeist selbst?!

Ich nenne diese Kraft da „absolut," wo ein allmächtiger Wille genügt, um seine Gebote bis zu den äußersten Grenzen des Universums (wenn solche existiren) gelangen zu lassen, ohne Zeit und Weile, ohne mehr als nur die Richtung zu bestimmen.

Da wir mit bloßen Augen eine Weltordnung wahrnehmen, weßhalb nicht als Urgrund auch eine Weltregierung hinzu denken?! Soll auch angenommen werden, daß alle Gewalt nur in einem Geiste ruht, so geschieht diesem kein Abbruch, wenn noch unzählige andere Geister hinzugedacht werden, welche dem „Höchsten" dienstbar und unterthan, also auch, wenn ich mich so ausdrücken darf, dessen Befehle erhalten und in Vollzug bringen.

Diese Annahme erinnert, ich gebe es zu, stark an monarchisch-irdische Einrichtungen, aber nur deßhalb, weil es auch selbst den Weisesten nie gelang, aus der engen Sphäre der Begriffe herauszutreten, in welche er als Mensch gebannt ist.

Da es von der „überirdischen," ohne Zweifel vollkommenen Weltherrschaft bis zur irdisch—zweifellos—unvollkommenen nur ein Schritt ist, so will ich gleich meine auf eigene Erfahrung gestützten Ansichten über den Werth oder Unwerth der drei

bekanntesten Methoden, nach welchen die Völker regiert werden, hier folgen lassen. Diese sind:

Die absolut-monarchische, die constitutionell-monarchische und die demokratisch-republikanische Regierungs-Form.

Außer diesen dreien giebt es bekanntlich noch andere, von denen ich nur die theokratische oder die Priesterherrschaft als die am wenigsten empfehlenswerthe, und die patriarchalische erwähnen will, welch' letztere als leitenden Grundsatz den Staat als eine große Familie und das Oberhaupt als den Vater derselben betrachtet. Nächst diesem sind im Laufe der Jahrtausende, von ganzen Völkern sowohl wie von kleineren Gemeinwesen, alle erdenklichen Experimente gemacht worden, um eine Verwaltung zu schaffen, welche die allgemeine Wohlfahrt im weitesten Umfange befördern und jedem Bedürfnisse Rechnung tragen sollte. Keiner dieser vielseitigen Versuche konnte als gelungen betrachtet werden. Selbst da, wo der „Unfehlbare," der sogenannte Stellvertreter Christi auf Erden, durch viele Jahrhunderte im ehemaligen Kirchenstaat die unbeschränkteste weltliche und geistliche Gewalt ausübte, gerade da sah es mit der Regierung des Landes am traurigsten, ja wahrhaft zum Erbarmen aus. Die Hauptaufgabe dieser Herrschaft schien seiner Zeit nur in der entsetzlichsten Verdummung und Aussaugung des Volkes, in den abscheulichsten Erpressungen, sowie in der empörendsten Unduldsamkeit aller gesunden Vernunft gegenüber bestanden zu haben. Mit einem Worte—es war bis zu ihrem Sturze die verderblichste entsittlichendste Staats-Wirthschaft, welche jemals existirte.

Die unbeschränkte Monarchie würde, sobald die Möglichkeit vorhanden wäre, daß die jeweiligen Regenten wenigstens einen Durchschnitts-Verstand besäßen, allem Andern vorzuziehen sein. Aber die vielen unfähigen Subjekte, welche durch den Zufall auf

Throne gesetzt wurden und dann, geleitet von Günstlingen, den schändlichsten Mißbrauch mit der ihnen verliehenen höchsten Gewalt trieben, haben diese Form der Staats-Regierung bei allen Nationen in Verruf gebracht.

Steht als Autokrat ein geistig bedeutender, gerechtigkeitsliebender, einsichtsvoller Herrscher an der Spitze des Reichs, so hat es die Erfahrung gelehrt, daß vermöge des entscheidenden Willens eines Mannes, der ja in jedem angenommenen Falle immer nur das Gedeihen seines Volkes im Auge haben könnte, alle erstrebten Ziele schneller, sicherer und wirksamer erreicht werden, als durch jede vielköpfige Körperschaft. Das die meiste Zeit raubende, parteiische, kleinliche, gehässige nutzlose Geschwätz in den Parlamenten und gesetzgebenden Versammlungen erreicht zusammengenommen, in Bezug auf Qualität, selten den Werth der Bestimmungs- und Entscheidungsfähigkeit eines einzelnen tüchtigen Kopfes; denn nirgends ist die Redensart: „Viele Köpfe, viele Sinne," angebrachter und schädlicher als eben bei den Volks-Repräsentationen. Der wirklich tüchtige Regent stellt das wahre Interesse des Landes obenan, die Herren Volks-Tribunen dagegen, mit geringen würdigen Ausnahmen, ihre persönlichen Leidenschaften, Ehrzeig und Sonderinteressen aller Art.

Wo immer es sich um schnelle, entscheidende Beschlüsse handelt und Gefahr im Verzuge liegt, da erblickt man das sich stets wiederholende, beschämende Beispiel, daß über den Köpfen der Abgeordneten hinweg gehandelt werden muß, sobald Großes im Werke ist, und erst nachträglich, lediglich der Form wegen, die Zustimmung der Volksvertreter eingeholt wird. Auf diese Art sinkt der ganze Constitutionalismus zu einem bloßen Scheine herab. Die Wahrung der Rechte und Freiheiten eines Volkes, die unparteiisch strikte Förderung seiner Interessen, die wirksame Verhinderung und Zurückweisung ministerieller und souveräner Uebergriffe findet ihren Ausdruck in so geringem Maße, daß der umfangreiche Apparat, welcher zur Erreichung dieser Zwecke in Bewegung gesetzt wird, mit den Resultaten in keinem Verhältnisse

steht; trotzdem ist er der Allein-Herrschaft eines gekrönten Schwachkopfes, weil diese Herrschaft in der Regel auch ein Weiber-Regiment, noch bei weitem vorzuziehen.

Die demokratisch-republikanische Regierungsform auf breitester Basis ist, wenigstens principiell, ganz vorzüglich, jedoch in der Praxis nichts weiter als eine Bevormundung Aller durch Alle. Sie bietet die größtmöglichste persönliche Freiheit, erlaubt aber, resp. verhindert nicht die infamste Klicken- und Massen-Tyrannei. Der Mangel jeder respekterzwingenden Autorität gestattet, daß sich gerade die schlechtesten Elemente am breitesten machen dürfen, sich am sichersten fühlen und auf diese Weise die Verwaltung von Stadt, Staat und Land zur unerschöpflichen Bereicherungsquelle gewissenloser korrupter Subjekte herabsinken muß.

Weil nun die mit eben dieser Regierungsform verknüpften Schwächen im Anfange nur verschwindend klein sein können, also kaum fühlbar erscheinen, so mußte dieser Umstand zu argen Täuschungen führen. Mit dem Heranwachsen eines Gemeinwesens und zunehmendem Wohlstande wachsen jedoch die kleinen Uebel zu riesengroßen Mißbräuchen heran, welche dann weder zu bewältigen noch auszurotten sind und schließlich die Etablirung einer stabilen starken Regierung zur unabweislichen Nothwendigkeit machen, selbst wenn dies mit den größten Opfern verknüpft ist. So kann selbst die liberalste, humanste Republik der so verpönten Monarchie als Erbe in den Schooß fallen.

Das unablässige Hinweisen auf die Wahlurne ist eitles Geschwätz, so lange die „Volks-Bestehler" keine Furcht vor Strafe zu haben brauchen. Wird auch hie und da 'mal Einer unter Tausenden behandelt wie er es verdient, so werden die Komplicen vorübergehend nur etwas vorsichtiger—das ist Alles! Sich in kürzester Frist auf lange Zeit und auf betrügerischem Wege die Taschen füllen, ist und bleibt Hauptaufgabe des biederen republikanischen Beamtenstandes, in soweit das Besondere der Stellung es irgend erlaubt. Dieser edle Zug kann aber zuletzt ein ganzes Volk korrumpiren und deßwegen hat noch keine große Republik ein hohes Alter erreicht.

Je liberaler und freier eine Regierung ist, um so bessere Bürger verlangt ihr dauernder Bestand; denn hundert, selbst zweihundert Jahre gelten für eine bestimmte Staatsform noch keineswegs als ein Beweis ihrer Vortrefflichkeit. Am allerwenigsten da, wo die Ausdehnung des Landes eine ungewöhnlich große, sich durch klimatische Verschiedenheit die Charaktere verschiedenartig entwickeln, die Bedürfnisse, denen Rechnung getragen werden muß, sich fortwährend vermehren, und die bis zu vielen Millionen heranwachsende Bevölkerung mit ihrer Zunahme auch schritthaltender Reformen und angemessener Institutionen bedarf.

Die Schweiz ist zu klein, zu arm und als Gebirgsland zu scharf abgegrenzt, um, wie es oft geschieht, als Beweis republikanischer Lebensfähigkeit zu dienen; zudem lag es bis jetzt, und wird auch wohl ferner im Interesse der sie umgrenzenden Monarchien liegen, die friedliche Existenz des wackeren Schweizer-Volkes nicht zu stören.

Das Grundübel liegt, wie schon früher bemerkt, in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen überhaupt. Dem entspricht auch die Vorliebe der Menschen für Kampf und Streit. Um dieser Neigung willen muß es schlechte Regenten und Regierungen, muß es Kriege und Revolutionen geben. Die ganze Weltgeschichte ist deßhalb eine Kette von gewaltsamen Störungen und Veränderungen im Haushalte und im Leben der Völker. Ist es wahrhaft gut in einem Lande, so gewahrt man das stete Bemühen, durch die verwerflichsten Machinationen es schlechter zu machen, und ist es glücklich schlecht geworden, so wird Blut und Leben daran gesetzt, eine Besserung herbeizuführen, um das schmählich Mißachtete wieder zu gewinnen. Kann es etwas Verrückteres geben?!

Ein Miniatur-Exempel aus der Wirklichkeit möge als Beleg zu dieser Behauptung dienen.

Es war im tollen Jahre 1848, wo überall die großen und kleinen Krawalle zur Tagesordnung gehörten. Als man aber allerorten revoltirte, da wollte man in Vaduz, der Haupt- und Residenzstadt des im ganzen 3,000 Seelen zählenden Fürstenthums Liechtenstein, auch „mitmachen." Nun war aber unglücklicherweise gar kein

Grund zur Unzufriedenheit vorhanden, denn—man staune—das Volk hatte keinen Pfennig Abgaben zu entrichten, weil der Fürst, zufällig ein guter Kerl, ein sehr bedeutendes Privatvermögen besaß und sämmtliche Staats-Bedürfnisse aus der eigenen Tasche bezahlte! Das durfte nicht länger so bleiben! Es wurde also von etlichen Wühlern, die ja nirgends fehlen, eine Volksversammlung berufen, in welcher nach einer überaus stürmischen Debatte beschlossen wurde, sich diese impertinente Steuerfreiheit nicht länger gefallen zu lassen. Eine Volks-Deputation drang deßhalb in den Fürsten, entweder, um das aufgeregte Volk zu beruhigen, Steuern aufzulegen—oder—abzudanken! Dem Landesvater blieb in dieser Bedrängniß nichts weiter übrig, als dem Verlangen der Aufrührer ohne Zögern Folge zu leisten. Es wurde nun schleunigst eine Steuer ausgeschrieben, hoch genug, um selbst den extremsten Forderungen zu genügen.

Aber kaum war dies geschehen, so brach die Revolution mit erneuter Gewalt los und gipfelte nun in der peremtorischen Forderung: Abschaffung der drückenden Steuerlast—oder—Steuerverweigerung!

Daraufhin wurde ohne Verzug das ganze Ministerium, bestehend aus einem Hofrath, zusammenberufen, um unter dem allerhöchsten Vorsitz des Fürsten zu berathen, was in der Sache zu thun sei, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Einstimmig wurde beschlossen, dem Drucke nicht nachzugeben, und—zur Strafe für die „Heuochsen"—die Steuer bestehen zu lassen—und so geschah es!

Die soziale Frage.

Schon ein Jahrhundert und länger zeigte sich am Rande des Horizontes der Kultur-Menschheit eine dunkle Wolke, welche Jahrzehnte lang kaum bemerkt, vorübergehend sogar ganz verschwunden zu sein schien, dann aber wieder auftauchte und in neuerer Zeit, mit Annahme einer immer drohenderen Gestalt, ein vernichtendes Unwetter fast in sichere Aussicht stellt.

Diese unheilverkündende Wolke ist der Sozialismus mit allen seinen krankhaften Auswüchsen; das unbestimmte drückende Gefühl eines innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft existirenden, himmelschreienden Unrechts, und das Bestreben der Benachtheiligten, dieses vermeintliche Unrecht nicht länger zu dulden und zu ertragen.

Die Frage läuft also darauf hinaus, wie dem abzuhelfen sei; aber gerade über die anzuwendenden Mittel sind die Meinungen sehr getheilt. Die Vertreter der extremsten Richtung glauben, daß nur die extremsten Maßnahmen, Zerstörung, Mord und Brand, eine Wendung zum Besseren, in ihrem Sinne, herbeiführen könne; wogegen die Gemäßigteren durch beharrliche Verweigerung ihrer unentbehrlichen Arbeit eine günstigere Gestaltung ihrer sozialen Verhältnisse zu erzielen hoffen.

Es hat freilich zu allen Zeiten Reiche und Arme, Herren und Knechte, Narren und Weise gegeben, aber erst der bis zum Uebermaße entwickelten Groß-Industrie ward es vorbehalten, Zustände an die Oberfläche zu bringen, welche so abnorm sind, daß sicherlich kein denkender Mensch über das Ende vom Liede in Zweifel sein kann.

Wir sehen hier auf einer Seite das rastlose Bestreben, auch ohne drückende Konkurrenz, durch immer neue mechanische Hilfsmittel Menschenhände entbehrlich zu machen, um den Gewinn einzelner Personen unmäßig in die Höhe zu schrauben. Auf der andern Seite vollzieht sich aber das direkte Gegentheil; immer neue Schaaren herangewachsener Menschen erscheinen auf dem Arbeitsmarkt, welche, nur auf den Ertrag ihrer Hände angewiesen, arbeiten *wollen* und *müssen*!

Aber wie—wenn man ihrer nicht bedarf?!—Hat aber nicht jeder Geborene das gleiche Recht, zu leben, ja sogar das gleiche Anrecht an Allem, was die überreiche Natur den sich darum Bemühenden gewährt?! Von unberechenbarem Nachtheile für die bürgerliche Gesellschaft ist es, daß auch das Weib in dieselbe Lage gedrängt wurde, das heißt, nicht allein Beschäftigungen suchen muß, welche ihrer natürlichen Qualifikation entsprechen, sondern sich auch

nothgedrungen zu Verrichtungen hergiebt, welche entschieden unweiblich und so gesundheitsschädlich sind, daß ein thatsächliches Verkümmern und eine immer jämmerlichere Nachkommenschaft die traurigen aber unausbleiblichen Folgen davon sein müssen!

Der bedenklichste physische und geistige Rückgang (Degeneration) wird sich demnach in den Haupt-Centren der Groß-Industrie vollziehen und ist an vielen Orten bereits zur unleugbaren Thatsache geworden. Alle die hunderttausende von Männer und Frauen, welche ihr Lebenlang in den Fabriken zu ewiggleichen Körperbewegungen, Handgriffen und Handreichungen verdammt, das stete Schnarren, Summen, Stampfen und Klappern der Maschinen in den Ohren haben, und dazu die giftigen Ausdünstungen der verschiedenartigsten Stoffe einathmen müssen, sind die wehrlosen Opfer dieses Rückgangs.

Die Art des Existirens solcher „Maschinen-Handlanger" ist so schablonenhaft, daß selbst die Physiognomien der Leute zuletzt einer Gleichmäßigkeit anheimfallen, wodurch alles Persönliche, Charakteristische und sozusagen jede Besonderheit des Individuums aufgehoben wird. Mit dieser Nivellirung gehen Gleichgültigkeit und Stumpfheit bis zum gänzlichen Verzichtleisten auf jedes eigene Urtheil Hand in Hand. Seinem eigenen Maschinen-Verstande mißtrauend, wird solcher Mann um so leichter zum gefügigen Werkzeuge gewissenloser Wühler. Er hilft nun die Fabrik niederbrennen und die Maschinen zerstören, durch welche er bis dahin Gelegenheit fand, sein tägliches Brod zu erwerben. Im tollen Wahne, in der Aufregung, macht er auch keinen Unterschied mehr zwischen Freund und Feind, er will nur noch vernichten—die Folgen kümmern ihn nicht; ist aber der Rausch vorüber und die öde Nüchternheit stiert ihm wieder in das bleiche Antlitz, dann schlägt sich der arme irregeleitete Mann vor den Kopf und sagt: „O, was bist du doch ein unvernünftiges Vieh gewesen!!" Eine Bezeichnung, welche der Wahrheit am nächsten, aber als Selbsterkenntniß in der Regel zu spät kommt.

So lange die Produktion einigermaßen im Einklange mit dem Konsum, war auch die Gefahr großer sozialer Störungen, wenn

auch vorhanden, doch immer nur gering. Nach und nach ist aber das Mißverhältniß so riesengroß geworden, daß bei weiterer Steigerung ein Zusammensturz des ganzen Gesellschafts-Aufbaues, wie derselbe eben jetzt gegliedert ist, in nicht allzuferner Zeit mit logischer Gewißheit eintreten muß.

Die Gefahr liegt einzig und allein in dem absoluten Ueberschuß von Arbeitskräften. Dabei ist die fast grenzenlose Verwendung von Maschinen auch nur dadurch ermöglicht, daß mehr als die Hälfte aller Industrie-Erzeugnisse vollständig überflüssig, unnütz und nur dazu geeignet, Scheinbedürfnisse hervorzurufen, deren Befriedigung die Lage des Handarbeiters eher verschlimmert als verbessert.

Das krampfhafte Bemühen, immer Neues zu schaffen, ehe das Alte noch recht zur Geltung gekommen, beweist zur Genüge, wie ungesund durchaus die gewerblichen Zustände sind. Deßhalb scheint ein beständiges Elektrisiren erforderlich, um die Kauflust eines übersättigten Publikums stets rege zu erhalten, wodurch es zugleich gelingt, die sich unaufhörlich zudrängenden Arbeitskräfte, wenn auch oft nur vorübergehend, massenhaft zu verwerthen. Aber eben dieses Unzuverlässige, jede Zukunfts-Berechnung zu Schanden Machende, ist für den Arbeiter ein wahres Unglück. Denn wie ist es möglich unter solchen Umständen, für die alten Tage, wenn die Hände schwach und das Auge seine Schärfe verloren hat, einen Nothpfennig zurückzulegen?!

Das ist aber gerade das Betrübendste, der wundeste Punkt des modernen sozialen Lebens. Der altersschwache oder durch einen Unfall invalide Arbeiter findet nicht im Gemeinwesen die verdiente Berücksichtigung; deßhalb wäre es zehn Mal wünschenswerther und gerechter, wenn das, jedes vermeintliche Bedürfniß überreichlich deckende, nur der ostensibelsten Heuchelei als Schild und Schirm dienende „Kirchen-Bauen" eingestellt und daran gedacht würde, an Stelle derselben „Arbeiter-Invaliden-Häuser" zu errichten, um dem Gemeinwesen den Vorwurf zu ersparen, daß es gerade um diejenigen Mitbürger, welche den meisten Nutzen gewähren, die geringste Sorge trägt!

Den blendenden Fortschritten der letzten fünfzig Jahre gegenüber sollte man wohl annehmen, daß die überall auftauchenden Besorgnisse, daß tiefeingreifende gesellschaftliche Störungen im Anzuge seien, aller Begründung entbehrten, aber gerade diese Errungenschaften haben den Zeitpunkt einer Umwälzung um Vieles näher gerückt.

So wird denn der Tag kommen, wo wenigstens der Versuch gemacht werden wird, das bis zur Unerträglichkeit gestörte soziale Gleichgewicht wieder herzustellen, wozu den Benachtheiligten billigerweise die Berechtigung nicht abzusprechen, wohl aber zu fürchten ist, daß man, wie immer bei solchen Anlässen, dem Fanatismus und der grassen Unvernunft, und nicht den Lehren der Geschichte, sowie den Rathschlägen wahrer Menschenfreunde folgen wird!

Bei eigener Erfahrung und an der Hand der Geschichte ist es nicht schwer, sich ein klares Bild von den Erscheinungen zu entwerfen, welche ein Umsturz der jetzt bestehenden Verhältnisse im Gefolge haben müßte. Wie allerorten würde eine projektirte Weltverbesserung mit den hergebrachten Mitteln, Zerstörung, Raub, Mord und Brand, introducirt werden; als nächste Folge, Handel und Wandel zum vollständigen Stillstand kommen und ungezählte Millionen in Papier dargestellter Werthe, einen großen Theil des National-Vermögens repräsentirend, vollständig brach gelegt, ja theilweise ganz werthlos werden. Gewaltthätigkeiten fürchtend, blieben die Märkte von den Landleuten unversorgt, wodurch die Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bald eine unerschwingliche Höhe erreichten. Blutige Kämpfe, nur um den Hunger zu stillen, wären nun, nachdem die Magazine geplündert, die Vorräthe zum Theil aufgezehrt oder in blinder Wuth vernichtet sind, das Nächste. Die überwiegende Mehrzahl der Räuber würde nicht wissen, was zu beginnen mit den geraubten Schätzen; und, um sich für alle vermeintlichen früheren Entbehrungen schadlos zu halten, kämen nun die viehischsten Begierden mit aller Gewalt zum Ausbruch, gipfelnd in den scheußlichsten Orgien, welche nur zu erdenken, aber auch am schnellsten zur gänzlichen Erschöpfung und ekelsten Ernüchterung ihrer Theilnehmer führen würden.

Natürlich wird auch so eine Art „Angst-Regierung" inaugurirt, wobei ein unaufhörlicher Ministerwechsel sich von selbst versteht. Damit sich diese Regierung überhaupt auf den Beinen erhalten kann, wird ihr ein Revolutions-Tribunal zur Seite gestellt. Hageldicht folgen nun die Verdächtigungen und Denunziationen, das Blut unschuldig Verurtheilter und Hingerichteter fließt in Strömen—so lange, bis die entmenschten Mörderbanden, welche an der Spitze stehen, sich selbst untereinander anklagend, ermatten, der letzte Halt unter ihren Füßen zusammenbricht und alle Die, welche sich nicht in Zeiten zu retten vermögen, dem Henker überliefert. Damit schließt in der Regel solch ein tiefmelancholisches Drama ab—der Vorhang fällt, um—vor einer neuen Ordnung der Dinge—vielleicht gar noch schlechter als die vorher gestürzte—wieder in die Höhe zu gehen—denn

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."—Schiller.

Der eingebildete Gegner, wozu in erster Linie alle Besitzenden und alle Personen von höherer Intelligenz gehören, wird beim ersten wüthenden Anprall, wie nicht anders zu erwarten, durch Schrecken und Furcht nahezu gelähmt, wodurch seine Vertheidigungsfähigkeit bedenklich geschwächt und der übermüthige Sieger zu dem Glauben veranlaßt wird, den Feind vollständig überwunden zu haben. Lange währt es aber nicht, so ist der Widerstand organisirt, welcher, fast in allen Fällen siegreich, sich der Anarchie entgegen stellt, die durch wahnwitzige Diktate, durch die widersinnigsten, verrücktesten Maßregeln ihre Herrschaft zu behaupten sucht und ihre Regierungskunst an den Tag legt.

Aus diesem Grunde sind die Tage einer Schreckens-Herrschaft immer gezählt gewesen. Waren auch die ursprünglichen Motive, welche eine Umwälzung herbeiführten, noch so rein und edel, so war es der nie ausbleibende Terrorismus, wodurch Alles wieder verdorben wurde. Auch das Bedürfniß nach Ordnung und Sicherheit wird, wenn temporär gestört, schnell wieder so mächtig, daß selbst die Mehrzahl der zuerst rabiatesten Anhänger einer sich nur durch Kerker

und Schaffot aufrechthaltenden Regierung sich leicht in passive Gegner und, sobald es ohne Gefahr für die eigene Haut geschehen kann, in offene Bekämpfer der, einer jeden Basis entbehrenden Tyrannen-Wirthschaft verwandeln.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben entweder erfolgreiche Revolutionen oder „Umsturz-Versuche" mit entschiedenem Mißerfolge stattgefunden. Weil aber, wenn die Ursachen zur Unzufriedenheit wirklich hinweggeräumt sind, sich immer wieder neue und oft noch triftigere Gründe einstellen, welche eine Aenderung des jeweilig Bestehenden als geboten erscheinen lassen, so werden auch die politischen und sozialen Umwälzungen nie ein Ende nehmen.

Wenn es möglich wäre, daß Gesetzgeber und Staatenlenker zur sicheren Erkenntniß dessen gelangten, was wirklich gemeinnützlich, gerecht und billig ist, so wäre nicht allein viel, sondern Alles gewonnen. Weil dies aber leider nicht der Fall, so wird fortgefahren, von allen Seiten Explosions-Stoff zusammenzutragen, wo es dann gelegentlich nur des zündenden Funkens bedarf, um die größten Verwüstungen anzurichten.

So lange die Welt steht, ist die Intelligenz der naturgemäße Herrscher und kann, wie schon gesagt, nur vorübergehend vom Throne gestoßen werden. Rohe Kraft und rohe Gewalt vermögen nur bei Kultur-Anfängen den Ausschlag zu geben, sind aber auch nur da am rechten Platze. Von einer höheren Intelligenz wird aber im großen oder kleinen Gemeinwesen mit Recht erwartet, daß alle Angehörige in gleichem Grade geschützt und, was als Hauptaufgabe gelten sollte, kein Proletariat aufkommen dürfte. Nehmen wir zum Exempel die Ver. Staaten von Nord-Amerika und hier zuerst das Patentwesen, resp. Unwesen. Wie viele Interessen ehrlicher Leute werden durch das massenhaft sinnlose Ertheilen von Patenten nicht geschädigt! Wie unerhört wurde das Publikum, und gerade der Handarbeiter, seiner Zeit nicht durch die Nähmaschinen-Monopole ausgebeutet?! Mit Hilfe der erkauften Patent-Verlängerungen sind aus den Taschen armer Arbeiter Millionen über Millionen Dollars geradezu gestohlen worden, und nicht allein damit,

sondern mit tausend andern, mehr oder minder nützlichen Dingen wurde dasselbe Spiel im gleichen Umfange getrieben. Die Dauer eines Patents dürfte 10 Jahre nie übersteigen, ebenso müßte es aufhören, jeden Quark, den man anderwärts längst wieder vergessen hat, zu patentiren. Zahllose Prozesse würden dann vermieden und unsägliche Aergernisse verhütet werden; der größte Segen bestände aber darin, daß sich ein Heer von Advokaten zu unschädlicherer Arbeit bequemen müßte.

Der raubthierartigen „Grund- und Boden-Erwerbung," sowie der unmäßigen Geldgier müßte gleichfalls ein Ziel gesetzt werden. Hunderte von Häusern und tausende von Grundstücken gehören einzelnen Leuten; diese Grundstücke werden nur verpachtet, und der Eigenthümer eines darauf erbauten Hauses kann den dazu gehörigen Grund nie als Eigenthum erwerben, und—das ist nicht recht!! Die Nachkommen gewöhnlicher Bauern, welch letztere zu ihrer Zeit dem Gemeinwesen schwerlich werthvollere Dienste geleistet haben, als jeder andere Landmann, spielen die Rolle englischer Lords ihren Pächtern gegenüber. Darum sollte es in einer wahren Republik Niemandem erlaubt sein, Land auf Spekulation zu kaufen, um zu verhüten, daß dem armen Manne sein bescheidenes Heim nicht unnöthig vertheuert und belastet wird. Auch die wucherische Vertheuerung von Nahrungsbedürfnissen, überhaupt jeder Wucher und jede schamlose Uebervortheilung sollten als Verbrechen angesehen und schwer bestraft werden; denn wer darunter am meisten leidet, ist immer nur der am wenigsten Bemittelte.

Wenn das Vermögen e i n e s Mannes eine Million Dollars nur wenig überschreiten dürfte, so wäre das gleichfalls eine der größten Wohlthaten für das Volk und der wirksamste Schritt, einer Republik lange, vielleicht stete Dauer zu gewähren. Unmäßige Reichthümer in den Händen Weniger bilden eine stete Gefahr für den Staat. Der durch Reichthum zu erlangende politische Einfluß, der damit getriebene Mißbrauch zur Korrumpirung elender Gesetzfabrikanten und die sich bis in's Unendliche steigernde Fähigkeit und Macht des Ausbeutens der Mitbürger müssen solche „Allein-

Herrscher" zu Objekten des Hasses und der Unzufriedenheit machen, obgleich nicht behauptet werden kann, daß die Krösusse minder gut als viele andere Menschen sind.

Der häufige Einwand, daß große gemeinnützige Unternehmungen nur durch die Vereinigung unbeschränkter Mittel in einer Hand in's Leben gerufen werden könnten, ist rein aus der Luft gegriffen. Im Gegentheil, riesige Gewinne, welche bisher nur in eine oder in die Taschen Weniger flossen, werden sich auf Viele vertheilen, und auf diese Weise die „untersten Schichten" unbeschnittener erreichen, als es bisher je der Fall gewesen. Der Wohlstand des Volkes müßte sich verallgemeinern, und das ist es gerade, was wir brauchen, um die ungeheuere Kluft zwischen dem fabelhaftesten Ueberflusse und dem bittersten Elende weniger grauenhaft zu machen.

Selbstverständlich müßte das System größerer Vertheilung sich durch alle Verhältnisse fortsetzen, demnach bei Errichtung großer Fabrik- und Handelsgeschäfte ganz besonders in strikte Anwendung kommen.

Den ungebührlichen Anmaßungen der Geistlichkeit sollte gleichfalls überall ein Riegel vorgeschoben werden; denn diese Klasse Leute ist es vornehmlich, welche Unfrieden stiftet und Spaltungen da herbeiführt, wo ohne pfäffische Dazwischenkunft die Eintracht ungestört bliebe. Unaufhörlich wird die Kanzel mißbraucht zum Zwietrachtsäen, aber nie zum Friedenstiften, sobald letzteres nicht in den Kram der Diener Gottes paßt.

Ueberhaupt sollte von allen Staats-Regierungen die Vermehrung und Ausbreitung des Klerus als ein Uebel angesehen und als solches entschieden beschränkt oder, was noch besser, im Interesse der Volks-Bildung und Aufklärung gar nicht geduldet werden.

Kein Stand sollte erschlichene, erzwungene oder ererbte Vorrechte genießen, deßhalb auch nur die Auszeichnungen gelten und anerkannt werden, welche die Natur ihren Bevorzugten selbst verliehen hat, und in der geringeren oder höheren Begabung einzelner Individuen, also auch in dem geringeren oder höheren Werth bestehen können, welche diese für das Gemeinwesen besitzen.

Es wäre nach dem Obengesagten dringend anzurathen, den „Sozialen Knoten“ durch allmählige Vereinbarung auf friedlichem Wege zu lösen. Weil aber die Summe aller menschlichen Vernunft dieser Aufgabe, nach den bisherigen Mißerfolgen zu urtheilen, noch nicht gewachsen erscheint, so werden auch erzwungene, planmäßig vorbereitete Ereignisse den gleichen Ausgang wie alle früheren nehmen. „Man wird den „Knoten“ mit dem Schwerte durchhauen!“ und damit die Rache des gesunden Menschenverstandes immer auf's Neue heraufbeschwören.

Doch wer vermöchte zu sagen, wann alle Vorbedingungen vorhanden sind, um mit sicherem Erfolge das „Alte“ für immer zu stürzen, damit ein neues soziales Gebäude von entschieden größerer Dauerhaftigkeit und Festigkeit aufgerichtet werden kann?! Kein Mensch kann es wissen oder vorher sagen, wann die goldenen Früchte der allgemeinen Rechtschaffenheit und mit diesen das beruhigende Bewußtsein der Sicherheit, zum Heile der Menschheit, herangereift sein werden—vielleicht—nie!

Ueber den Begriff „Bildung.“

Mit keinem Worte wird mehr Mißbrauch getrieben und keine Bezeichnung häufiger am unrechten Orte angewandt als das Wort „Bildung.“ Gewöhnlich wird damit eine umfassende Gedächtniß-Bereicherung, daß heißt, eine gewisse Aufstapelung von todtem Wissen, verbunden mit einem bestimmten Maße äußerer Dressur, gemeint und als wahrhaftige Bildung betrachtet, obgleich es nichts weiter bedeutet, als eine Summe leerer Formen und ein Wiederkäuen eingeprägter theoretischer Kenntnisse, auch „Schulsack“ genannt; vorläufig ohne jede eigene geistige Zuthat.

Wo nützliches Wissen mit praktischem Können nicht zusammen fällt, kann von realer Bildung überhaupt nicht die Rede sein, deßwegen wird auch nur einem beschränkten Verstande das Auskramen unverdauter, geistig nichtverarbeiteter Lehrsätze imponiren. That-

sache ist außerdem, daß Menschen mit tüchtigem „Können" überall besser durch die Welt kommen, als die einfach „Wissenden." Die vorzüglichste Förderin anerkannter nützlicher Bildung ist eine gesunde Beobachtungsgabe, und dem sogenannten Gebildeten, welchem diese Gabe mangelt, fehlt der Hauptfaktor zur Verwerthung seines Wissens-Schatzes.

Zu Allem, was der Mensch als Mittel ergreift, um sein Leben auszufüllen, gehört ein inneres Entgegenkommen, selbst die Faulheit, der entschiedene Hang zum Nichtsthun, erfordert eine gewisse Begabung. Wo keinerlei bemerkenswerthe Anlage vorhanden, da entsteht—bei Hoch und Niedrig—der sogenannte Heerden- oder Massenmensch, dessen Aufgabe es ist, das nutzbar zu machen, was der „Separat-Mensch" erdacht oder entdeckt hat, mithin sein Zweck nicht minder wichtig als der des gelehrtesten Professors. Diese Annahme würde sich als unzweifelhaft richtig herausstellen, wenn z. B. der Bauersmann ein Jahr lang nur so viel pflanzte, als er für sich und die Seinigen zum Leben braucht. Wo bliebe da alle Bildung und aller Bildungs-Dünkel.

Durchweg heißt es: „Der dumme Bauer;" aber weiß und versteht der Landmann nicht genau so viel als er für seinen Beruf braucht? Wie Viele, und darunter Hochgebildete, haben es ihm schon nachmachen wollen und sind bei diesen Versuchen elend zu Grunde gegangen! Gerade so möchte es in tausend anderen Dingen gehen. Die geistig dazu Berufenen, die auserwählten Jünger und Vertreter der Wissenschaft verdienen insbesondere die höchste Achtung und Auszeichnung, denn es sind fast ohne Ausnahme Männer, welche keinen Augenblick anstehen würden, ihr Leben daranzusetzen, wenn es sich um eine Leistung handelte, durch welche das materielle Wohl oder die geistige Erhebung ihrer Mitmenschen gefördert werden können.

Bornirter Dünkel bei dem männlichen und heuchlerische Prüderie bei dem weiblichen Theile sind die beiden widerwärtigsten Aeußerungen der sogenannten Gebildeten, resp. „Eingebildeten," und das traurige Ergebniß davon ist, daß, sobald solche Personen durch

Amt oder Vermögen einen gewissen Einfluß erlangen, die albernsten Zumuthungen, die blödsinnigsten Forderungen dem wirklichen Geschmacke und den ästhetischen Neigungen anderer Leute gegenübergestellt werden, was daraus hervorgeht, daß sogenannte „Damen," welche sich nicht schämen, bei Tanzvergnügungen—auch Bälle genannt—halbnackt umherzulaufen und somit ihre mitunter gewiß recht ledernen Reize zu prostituiren. Dieselbe Klasse Leute ist es, welche aller echten Schönheitsempfindung bar und ledig, in Hinsicht ihres ästhetischen Gefühls genau auf der Stufe dummer Thiere stehen und Alles anblöken, was kein Futter für sie ist; denn sonst wäre es eine Unmöglichkeit, daß in England und Amerika als Regel, leider Gottes auch—obwohl noch als Ausnahme—in Deutschland, die personificirte Beschränktheit zu Rathe sitzt, um als Resultate ihrer Impotenz hochästhetische Werke der berühmtesten Bildhauer aller Zeiten als unmoralisch zu verdammen.

Was müßte da zuletzt aus der bildenden Kunst werden, wenn die Ansichten solcher Leute je maßgebend würden?!! Neben dieser Unnatur giebt es aber auch eine Herzensbildung, die Jeder besitzen und ohne welche ein wirklich edler Mensch gar nicht gedacht werden kann. Wo diese fehlt, da ist der beigebrachte Schliff nur ein „Lacküberzug"; wird die Politur abgekratzt, so kommt auch die wahre „ordinäre Natur" sogleich wieder zum Vorschein. Deßwegen —und das ist ein Glück—macht die sorgfältigste Erziehung keinen Menschen zu dem beabsichtigten Produkt, er läßt sich wohl—wie das Gewächs—kultiviren, aber aus Nesseln werden nie Rosensträuche.

Ein sich durch triste Verstands-Bildung auszeichnendes Weib gleicht der geruchlosen Tulpe; es wird nie im Stande sein, einen Mann glücklich zu machen; wogegen ein ohne Sentimentalität empfindungsreiches empfängliches Frauenherz die vornehmste Bedingung des einzig wahren Glückes in sich trägt und es nur der gerechten Würdigung bedarf, um aus tiefschlummernden Keimen die holdesten Blüthen ersprießen zu lassen.

———

Gedanken über Volks-Erziehung.

Wie viele Bücher sind nicht schon über Erziehung in der Familie und in Bezug auf Volks-Erziehung geschrieben worden! Sind dadurch die Menschen nur ein Atom besser geworden? I, Gott bewahre!—im Gegentheil, der Mangel an Zuchthäusern wird immer fühlbarer und kann kaum noch gedeckt werden. Aus Allem Geld herauszuschlagen, ist das Haupthinderniß jeder wohlthätigen Reform.

Vorschriften—betreffend die Kinder-Erziehung im Schooße der Familie—haben nur für solche Leute Sinn, deren Mittel und Zeit es erlauben, sich der Erziehung ihrer Kinder ganz speziell zu widmen, oder, was noch viel häufiger geschieht, sich gar nicht darum zu bekümmern, und es vorziehen, diese Sorge vollständig fremden bezahlten Personen zu überlassen. Thun Fremde redlich ihre Schuldigkeit und würde das Resultat sicher ein günstiges sein, so ist es wiederum die Frage, ob nicht durch unzeitiges Eingreifen, veranlaßt durch übergroße Zärtlichkeit der hochgebildeten Eltern, der Erfolg eben so häufig paralysirt und auf diese Weise die Zahl der verunglückten Existenzen stetig vermehrt, anstatt verringert wird?!

Wie steht es nun mit den neun Zehnteln der Kultur-Menschheit, welche unaufhörlich für das tägliche Brod arbeiten müssen? Da kann von besonderer Pflege, sowohl geistiger wie körperlicher, vollends nicht die Rede sein. Unzählige bedauernswürdige Krüppel sind es nur dadurch geworden, daß namentlich die armen Mütter außer Stande waren, ihre Kleinen genügend zu beaufsichtigen und deren Gedeihen dem Zufalle überlassen mußten. Alle Vorschriften, alles Reden und Rathen hilft da nichts! Es würde helfen, wenn in allen Städten genügend Kinder-Bewahranstalten, aber nicht vereinzelt große, sondern eine Menge kleiner eingerichtet würden, wo die Vergütung eine so geringe, daß auch die Aermsten noch Vortheil davon hätten.

Ueberall in den Städten sollten sich in bestimmten Zwischen-

räumen freie Plätze befinden, wo größere Kinder unter gehöriger Aufsicht spielen dürften, damit das Verwildern und der Unfug auf den Straßen möglichst vermieden würden.

Für Erwachsene sehr billige, dennoch aber gute Theater, welche einer dabei gestellten Aufgabe, „als Bildungselement" zu dienen, strikt nachzukommen hätten. Ein anderes Erforderniß wäre, daß Museen und sonstige Kulturanstalten an jedem Tage—an Sonntagen erst recht!—geöffnet sein müßten.

Allmählige—bis zum thatsächlichen Bedürfniß—Reduzirung der Trinklokale; dafür aber gesunde reine Getränke für die mäßigsten Preise. Vielerlei giebt es noch, was zum fröhlichen gesunden Gedeihen großer Gemeinwesen erforderlich und mit einer vernünftigen Freiheit nicht allein vereinbar ist, sondern—dazu gehört!

Wenn es irgendwo Behörden gäbe, welche die Macht, Verstand und Muth genug besäßen, nur das anerkannt Gemeinschädliche zu verfolgen und zu unterdrücken, es verständen, die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden, dann wäre der Sittlichkeit und einer gesunden Moral auf lange geholfen!

Der Schulbesuch in den Volks-Schulen sollte streng obligatorisch sein und nie weniger als 5 Jahre betragen. Die Dauer des Unterrichts täglich nicht über 5 Stunden, von 9 bis 12 und von 2 bis 4, also mit einer Pause von 2 Stunden für Mittagsessen und zur Erholung. Für Knaben sollten durchaus nur Lehrer, nie Lehrerinnen fungiren, für Mädchen dagegen wären weibliche Lehrkräfte angemessener. Die Schulhäuser der Volksschulen sollten nicht kasernenartig groß, sondern eher klein—vielleicht 3 Schulgebäude für 1200 Schüler—und so vertheilt sein, daß es allen Kindern ermöglicht wäre, zum Essen nach Hause zu gehen.

Alle Patronage auf diesem Gebiete müßte mit „Stumpf und Stiel" ausgerottet werden. Die Schulbehörden, wenn diese sich nicht selbst unter strenger Kontrolle befinden, sind nur zu geneigt, alles so einzurichten, wie es ihnen und ihren Günstlingen gefällt, aber nicht wie es den Kindern am nützlichsten und zuträglichsten ist.

Das schablonenhafte „Plapper-System" selbst, welches überwiegend nur ein Frage- und Antwort-Spiel ist, erscheint ganz darnach angethan, die Unwissenheit vieler Lehrenden zu bemänteln, was ein förmliches Unglück für die Schüler ist. Insbesondere von der großen Welt erfahren amerikanische Kinder blutwenig, weil beschränkter Nativismus eine allgemeinere Kenntniß nicht aufkommen läßt.

Vor lauter Lobpreisungen des amerikanischen Schulwesens, woran ja trotz alledem Vieles sehr lobenswerth ist, kommen aber, schon der Bequemlichkeit halber, die betreffenden Beamten schwerlich je auf den Gedanken, ob sich bei aller eingebildeten Vollkommenheit nicht doch Unzuträglichkeiten vorfinden, denen nicht früh genug abgeholfen werden kann.

Als erster Schritt zur Besserung sollte kein sogenannter Politiker ein Amt bekleiden, welches auch nur im entferntesten mit dem wichigsten Faktor des Gemeinwohls, mit dem öffentlichen Unterricht, in irgend welcher Beziehung steht, sondern nur Leute, denen bei hinlänglicher Bildung die Sache auch gründlich am Herzen liegt. Die entschiedenste Toleranz ist außerdem erforderlich, um in Nützlichkeitsfragen, Lehrgegenstände betreffend, mit ungetrübtem Blick, nicht beschränkten Anschauungen, sondern lediglich dem wahren Wohle der Schüler, Rechnung zu tragen.

Nächstdem kann als Hebel zur Volkserziehung die Reinlichkeit nicht hoch genug angeschlagen werden. Wie viele Krankheiten könnten vermieden oder doch im Keime erstickt werden, wenn es nicht an geräumigen Bade-Anstalten gänglich fehlte, wo Jedermann, wenn es nicht anders anginge, gegen eine sehr geringe Vergütung auch während der kalten Jahreszeit ein gesundheitsförderndes Bad nehmen könnte, anstatt viele Male, in Folge dieser Vernachlässigung, das Geld in die Apotheke tragen zu müssen.

Um alles die öffentliche Erziehung befördernde nach und nach in's Werk zu setzen, dazu gehört vor Allem—Geld—viel Geld! Um auch das herbeizuschaffen, dazu wäre nichts weiter nöthig, als eine gerechtere, alles bisher steuerfreie Eigenthum, namentlich das der Kirchen, mit heranziehende—Besteuerung!

Obgleich die Sorge für das wahre Wohlbefinden des Volkes unzertrennlich ist vom Gedeihen der ganzen Nation, so mag es doch noch lange—sehr lange dauern, ehe man darangehen wird, das Unkraut auf diesem Felde auszujäten, damit die Frucht—nämlich die heranwachsende Jugend—besser gedeihen kann.

Das am schlimmsten und gefährlichsten wuchernde Unkraut ist aber der schon den Kindern beigebrachte, ihnen völlig unverständliche Freiheits- und Unabhängigkeits-Sinn. Die Folge davon: das Mißachten jeder elterlichen und erzieherischen Autorität, das freche Auflehnen gegen jeden sittlichen Zwang, und damit die Zerrüttung und Zerstörung unzähliger Familienkreise, die systematische Produktion schlechter gesetzloser Bürger, und schließlich—die Gefährdung des nationalen Bestandes überhaupt!

Allgemeine Aufklärung.

Ist auch so eine Redensart;—kann überhaupt wirkliche Aufklärung allgemein werden?! Und wenn sie allgemein würde—was dann?! Zu wenig davon—begünstigt, wie anerkannt, die Mehrzahl aller Uebel, womit die Menschheit zu kämpfen und worunter sie zu leiden hat. Zuviel—würde und müßte alles jetzt Bestehende vollständig auf den Kopf stellen.

Es giebt noch einen dritten, deutlich erkennbaren, schon längst betretenen Mittelweg, welcher als der natürlichste zu betrachten und das allmählige Produkt der geistigen Entwickelung einiger Völker ist. Im Nachfolgenden soll nun gezeigt werden, welche Resultate das geringste und welche das mittlere Maß von Aufklärung erfahrungsmäßig herbeigeführt haben, und welche der höchste Grad dieser Sorte Volks-Erleuchtung vermuthlich herbeiführen würde.

Wo von Bildung die Rede ist, wird gemeiniglich die Aufklärung als unverläßlicher Bestandtheil derselben betrachtet; dem ist jedoch nicht so. Die rechte, echte Aufklärung ist durch den Grad des dem Menschen innewohnenden Urtheils- und Begriffsvermögens bedingt

und bestimmt, ist also mehr als alles Andere ein unverfälschtes Denk-Ergebniß. Hier ein kleines Beispiel zur Bekräftigung dieser Annahme.

Ich lernte in Bonn einen Studenten kennen, welcher schon etliche Semester hinter sich hatte, fleißiger die Kollegien besuchte als viele seiner Kommilitonen, und außerdem auch einen gräßlich musterhaften Lebenswandel führte. Als Sohn des Bürgermeisters von Crefeld war, ganz abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bildung, doch anzunehmen, daß es mit seiner „Aufklärung" auch leidlich bestellt sein mußte.

Eines Tages hatten wir uns, im Grünen auf einer Bank sitzend, lange miteinander unterhalten. Weil es dunkel zu werden begann, wollte ich mich in meine Wohnung (in demselben Hause) verfügen; indeß der junge Mann lud mich dringend ein, ihn auch auf seine „Bude" zu begleiten, um das Gespräch noch ein Weilchen fortzusetzen. Als wir, er auf einem dreibeinigen, ich auf einem vierbeinigen Stuhl Platz genommen, die Unterhaltung wieder im besten Zuge, aber auch die Dämmerung mit ihrer Phantastereien fördernden Eigenthümlichkeit eingetreten war, da schnellte der „Bruder Studio" plötzlich von seinem wackeligen Sitze auf, postirte sich dicht vor mich hin und fragte mit vor Aufregung bebender, feierlicher Stimme: „Glauben Sie, daß ich es vermag, im Namen Jesu—Wunder zu thun?!" Ganz verblüfft über diese unerwartete Frage, wußte ich nicht, was darauf zu antworten. Während ich schwieg, schritt der would-be Wundermann im kleinen Zimmer auf und ab, sich dabei in eine Exaltation hineinarbeitend, welche entweder schon Verrücktheit war oder doch hart daran grenzte. Allerlei Gestikulationen und unverständliche Ausrufe ließen mich vermuthen, daß es wohl gar ernst gemeint und ein Mirakel in naher Aussicht stand. So weit wollte ich es jedoch nicht kommen lassen, empfahl mich deßhalb schleunigst und war froh, aus der engen Wunderatmosphäre herauszukommen. An Bildung fehlte es in diesem Falle gewiß nicht—aber an Aufklärung—gänzlich!

Die katholische Kirche hat es sich von Anbeginn zur strikten

Regel gemacht, jede geistige Regung, welche zu klareren Begriffen führen konnte, systematisch zu ersticken. Die Förderung der dumpfen, stumpfen Unwissenheit der Massen ist ihre Hauptaufgabe und Existenzbedingung der von ihr vertretenen Glaubensrichtung. Kommt dennoch, trotz allem Zwange, das gesunde Urtheil bei ihren Anhängern hie und da zum Durchbruch, so sind, weil es keine Vernunftgründe giebt, welche einem himmelschreienden Unsinn ihre Anerkennung zu Theil werden lassen, solche Vernünftler, soweit der Arm dieser Kirche reicht, bis zur Stunde den niederträchtigsten Verfolgungen ausgesetzt. Jahrhunderte früher standen dem rachsüchtigen Priesterthum freilich drastischere Mittel zu Gebote: Folter, Kerker und Scheiterhaufen waren unter vielen die beliebtesten, welche zugleich in der ausgedehntesten Weise zur Anwendung gebracht wurden.

Die entsetzlichste geistige Verkümmerung, das vollkommene Herabsinken vieler Millionen Menschen zu elenden willenlosen Knechten im Dienste einer Macht, deren Erfolge, sowie die wunderbare Ausbeutung derselben, ganz unverständlich wären, wenn nicht die unausrottbare gedankenlose Leichtgläubigkeit, das absolute Nichtvorhandensein jedes Eingangs, wo wahre Aufklärung einzudringen vermöchte, bei den Bewohnern ganzer Länder den Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels lieferten. Hemmung jedes industriellen Fortschritts, Verarmung, Zurückgehen nationaler Bedeutung waren und sind die Folgen *zu geringer* Aufklärung!

Betreten wir nun die mittlere Stufe, so sieht es hier viel erfreulicher aus. Ein freieres Entfalten aller Kräfte, ein gründliches Benutzen und Ausnutzen der gebotenen Hilfsquellen, nationale Erhebung, allgemeiner Wohlstand, daneben aber doch bittere Klagen und Unzufriedenheit, am meisten über die sich immer höher aufthürmenden Schwierigkeiten, für die gewonnene ungeheuere Summe von Bildung und Aufklärung—Verwendung zu finden! Als eine Folge dieses Zustandes wollen unendlich viele Menschen höher hinaus, als sie zum eigenen Besten sollten. Die gewöhnlichen alltäglichen Hantirungen dünken ihnen zu untergeordnet, zu geringe,

um sich selbst damit zu befassen. Zu viele werden in dem Wahne auferzogen, daß sie zu Höherem berufen, aber, wie sich's später zeigt, keineswegs dazu befähigt sind. Gewaltsam aufoktroyirte Bildung und Aufklärung schlägt oft bei den damit Beglückten keine Wurzeln, und das Resultat—unzählige verfehlte Existenzen!

Paradox mag es klingen, doch ist nicht zu bezweifeln, daß ein künstlich geschaffener höherer geistiger Standpunkt zum Hinderniß des Erwerbs für solche werden kann, die ohne die Last einer gewissen Bildung und Aufklärung in einer niederern Sphäre sehr gut durch die Welt kommen würden. Zum höheren Beruf fehlte die natürliche Begabung, und zu einem „gewöhnlichen" ist, nach den gewonnenen Anschauungen, die Fähigkeit verloren gegangen. Ein solcher Mensch befindet sich nun thatsächlich in einer viel schlimmeren Lage, als der Mann aus dem Volke, dessen ganze Erwerbsmittel einzig und allein in seinen gesunden Gliedmaßen bestehen.

Glänzendes Licht, aber auch tiefe Schlagschatten sind die Merkmale dieser mittleren Aufklärungs-Stufe, aber trotzdem der vorerwähnten noch tausend Mal vorzuziehen!

Denken wir uns nun die mögliche Erleuchtung aller Geister, also—das allgemeine Verständniß für die Forderungen der Vernunft, so läßt es sich doch nicht umgehen, immer noch einen Unterschied zwischen allgemeiner, höherer und höchster Erkenntniß, resp. Aufklärung zu machen. Was würde aber das Ergebniß einer solchen gewiß wünschenswerthen Intelligenz-Verallgemeinerung sein?! Es wäre der jähe Tod jedes Klassenregiments, jeder traditionellen Macht und Herrlichkeit. Wer würde oder könnte sich noch eine andere Autorität vorstellen als geistige Ueberlegenheit! Wer würde auch nur eine Stunde länger die Anmaßungen des Adels, der Pfaffen, sowie die Oberhoheit der Fürsten dulden?! sicherlich keine Seele! Es würde überhaupt Alles und Jedes aufhören, was sich im Laufe vieler Jahrtausende an Mißbräuchen bei den vielfachen Völker-Bildungen eingenistet und aufgehäuft hat. Weil diese Annahme darauf beruht, daß die ganze kulturfähige Menschheit bei dieser Wandlung auf eine höhere Stufe gerückt wird, so bräche sich

ja die Einsicht sogleich Bahn, selbst mit Hand anzulegen bei dem großen Werke, statt sich hindernd in den Weg zu stellen.

Als oberstes Gesetz würde es gelten, alles Schädliche, worüber ja nur eine Meinung existiren könnte, jederzeit zum Wohle des Ganzen unerbittlich aus dem Wege zu räumen.

Die Religion bestände fortan nur in unveränderlichen, rein philosophischen Moral- und Sittenlehren, welche wiederum nur auf einer unumstößlichen Logik basirt sein könnten, also jedes Bedürfniß befriedigen würden.

Die Regierung oder Verwaltung wäre einfach nur ein Geschäft wie jedes andere; frei von allen Hohlheiten und Lächerlichkeiten, welch' letztere in Monarchien den wichtigsten Theil derselben zu bilden scheinen. Am allerwenigsten könnte das kindische Behängen und Prunken mit von glitzernden Metallen angefertigten, an bunten Bändern befestigten Ornamenten—„Orden" genannt—geduldet werden, weil als selbstverständlich angenommen wird, daß Jedermann schon um seiner selbst willen seine Schuldigkeit thut.

Die eifrige Pflege der Künste und des Schönheitssinnes, als Hauptfaktoren zur Veredelung des Daseins, wäre eben so selbstverständlich als das verwandte Bestreben, die Wohnungen unablässig zu verbessern; denn in freundlichen Häusern, in schönen Städten fühlen sich die Menschen glücklicher und behaglicher als wo dies nicht zutrifft.

Die in vielen Menschenleibern hausenden Thierseelen sind es hauptsächlich, welche die Realisirung eines vernünftigen Zustandes so lange verzögerten, und es wird auch noch gute Wege haben, ehe das nicht daringehörige „Seelen-Pack" ausgetrieben werden wird. Augenscheinlich sind—ihrem Triebe und Treiben nach zu urtheilen—vieler Menschen Seelen ihnen verwandten Thieren—Tigern, Affen, Wölfen, Hunden, Eseln, Ochsen, Rhinocerossen, Schweinen, Hamstern, Maulwürfen, Schaafen, Schweinigeln, Aas-Geiern, Gimpeln, Gänsen, Schlangen, Haifischen, Hyänen, Vielfraßen, Eulen und anderem Gethier—entnommen, womit zugleich gesagt sein soll, daß der Glaube an eine Seelenwanderung ein

durch Thatsachen, das heißt, durch die Handlungsweise vieler mensch-ähnlichen Kreaturen berechtigter und tief begründeter ist!

Gedanken über Künste.

Gesang.

Die Sangeskunst ist, da sie ohne jede Vermittelung auf das Gehör wirkend zum Herzen dringt, die allgemein verbreitetste. Die schönste Musik ist anerkanntermaßen eine sympathische menschliche Singstimme; wird diese aber durch sorgfältige Ausbildung zum höheren oder Kunst-Gesange, so verschwindet in vielen Fällen auch allmählich der seelische Zauber der Einfachheit. Es ist fortan nicht mehr die weiche Innigkeit, der zarte Schmelz, welche den Zuhörer gefangen nehmen, sondern die Bewunderung eines seltenen bestrickenden Genusses, welcher, wenn auch nicht immer, doch häufig genug bei besonders geeigneten Piecen ein Auditorium nicht allein durch die natürliche Gabe eines gefühlvollen Vortrags, sondern zugleich als Kunstleistung zu stürmischen Beifalls-Kundgebungen, ja mitunter ein in Extase gerathenes Publikum zu einem wahren Paroxismus der Begeisterung hinzureißen vermag.

Aber gerade in dieser Unmittelbarkeit des direkten persönlichen Einwirkens auf den Hörer liegt das Geheimniß des oft beispiellosen Erfolges einzelner Gesanges-Größen und damit verbunden die von ihnen beanspruchten, jedes vernünftige Maß weit überschreitenden Honorare.

Da es sich zur Ausübung dieser lieblichsten der Künste jedoch lediglich nur um die vorhandenen Stimmmittel und deren Ausgiebigkeit handelt, so muß auch zugegeben werden, daß ein sich über das Alltags-Niveau mehr oder weniger erhebender Grad von Intelligenz, wie derselbe bei andern Künsten geradezu unerläßlich ist, vollständig entbehrt werden kann, indeß wenn vorhanden, sicherlich kein Nachtheil ist. Wie man sieht, ist es also am wenigsten die geistige

Begabung, welche sich einer glänzenden pekuniären Anerkennung zu erfreuen hat, sondern es hängt vielmehr davon ab, ob eine Kunstleistung bestimmt ist, vorübergehend oder dauernd, also durch plötzliche Entfaltung ihrer ganzen Macht leichterregbaren Hörern oder ruhigen Beschauern Genüsse zu verschaffen, daß heißt, momentanen Impulsen oder langanhaltenden Betrachtungen zu dienen.

Musik.

Mit der Tonkunst verhält es sich schon bei weitem anders. Wird auch bei hinreichender Begabung der technische Theil, die Handhabung eines Musik-Instruments, dem minder Befähigten gegenüber beträchtlich erleichtert, so ist doch nicht daran zu denken, wie dies beim Gesange der Fall, das überwiegend Meiste aus der eigenen Naturanlage zur schöpfen. Obwohl gewissen Volksstämmen ein hervorragender angeborener Sinn für Musik eigen ist, so läßt sich dennoch behaupten, daß es Natur-Musiker ganz ähnlich wie Natur-Sänger schwerlich irgendwo giebt. Der höhere Musiker aber (der ganz gewöhnliche bleibt hier ausgeschlossen, denn handwerksmäßig kann bekanntlich Jeder ein Instrument spielen lernen,) muß sich also über das „Massen-Intelligenz-Niveau" schon mehr oder weniger erheben. Er bedarf eines frühen und sehr lange währenden Unterrichts, bei steter Uebung, und muß, abgesehen von der eigenthümlichen, zuweilen recht schwierigen Behandlung seines jeweiligen Instruments, genügend Talent besitzen, um auch den Geist, den ideellen Theil eines Opus erfassen und verstehen zu können. Denn eben der Grad dieses Verständnisses, wenn mit vollendeter Technik vereint, ist es, welcher ihn zum Künstler im Allgemeinen oder auch zum Virtuosen im Besonderen stempelt. Das wirkliche Genie ist aber und bleibt der Komponist, denn er ist der eigentliche Schöpfer.

Dramatische Kunst.

Dem zunächst läge die Kunst des Mimen. Der menschendarstellende Künstler, wenn er überhaupt ein Künstler ist, hat viel—sehr viel—zu lernen, und Vieles muß zusammenwirken, ihm den Erfolg zu sichern. Abgesehen von dem Geschick der Nachahmung, hängt von seiner Auffassung eines Charakters nur zu häufig die günstige Aufnahme oder das „Fallenlassen" eines „Bühnen-Werkes," also der Ruf des Dichters selbst, mit ab. Je nach seinem Rollenfache muß der Schauspieler auch auf einer gewissen geistigen Höhe stehen.

Lange und ernste Studien können ihn erst mit der richtigen Darstellungsweise hochdramatischer Gestalten vertraut machen. Gedächtnißstärke, das Beachten einer sachverständigen Kritik, verbunden mit unermüdlichem Fleiß, sind außerdem die Bedingungen, ohne deren Erfüllung in seinem Berufe kein Ruhm und keine Lorbeeren zu erwerben sind.

Daß ein klangvoll modulationsfähiges Organ, sowie eine mit allen übrigen Vorzügen harmonirende äußere Erscheinung bei einem Schauspieler ersten Ranges, einem Koryphäen in seiner Kunst der Darstellung, nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Derartige Größen hat es und wird es immer nur sehr wenige geben.

Außer der sehr nützlichen Mittelmäßigkeit, welche im schauspielerischen Fache am stärksten vertreten ist, giebt es einige Sprossen tiefer noch eine bedauernswerthe Klasse, welche sozusagen „Nichts" ist. Es sind Männlein und Weiblein, bei denen das „Zur-Bühne-gehen" nur so eine Art Verzweiflungsschritt gewesen. Sind sie dem nun verfallen und verharren lange in diesem Zustande, so wird derselbe so zur Gewohnheit, daß nicht mehr davon loszukommen ist. Darüber vergehen die Jahre—das bischen wirkliche Streben, wenn es je vorhanden war, schläft vollends ein. Zunehmende Apathie und völlige Unbrauchbarkeit, auch selbst

für die unbedeutendsten Rollen, ist nun das Nächste, wozu sich das drückende Bewußtsein des verfehlten Berufs oder, was noch schlimmer, der Wahn gesellt, ein verkanntes Genie zu sein. Nun kommt das traurige Stadium der Sorge um das nackte tägliche Brod, und schließlich—es ist ja nichts Seltenes—das „Armenhaus!"

So ist in der Regel der Verlauf und das Ende jener unberufenen Priester in „Thalia's Tempel," welche glauben, das bloße Wollen genüge, ohne die Kraft des „Könnens" zu besitzen. Trotzdem halten sich Alle für Künstler, denn nirgends ist die Eitelkeit und der Mangel an Selbstkenntniß in erschreckenderem Grade zu finden, als eben bei diesem Völkchen.

Gegenwärtig ist plumpe Effekthascherei in den meisten Musentempeln an Stelle der veredelnden wahren Kunst getreten und ein wirklicher „Verfall" zu verzeichnen, ohne Zweifel bedingt durch die zu große Vermehrung der Schau-Bühnen und dem damit nicht schritthaltenden Vorrath von dramatischen Talenten.

Das Schauspiel, wie es sein soll, ist das Vollkommenste, was wir als Gesammt-Wirkung in der Kunst besitzen, weil das Leben selbst, in seinen wunderbarsten Verkettungen und Wechselfällen, darin veranschaulicht werden kann. Deßhalb wurde schon im Alterthum große Pflege darauf verwandt und der dramatischen Kunst die volle Bedeutung beigemessen, welche sie, als edelstes Bildungs-Element, in der That verdient.

Die Malerei.

Diese Kunst ist von solcher Ausdehnung und Vielseitigkeit, so anziehend in ihren Wirkungen, so wohlthuend und verschönernd, daß es nicht zu viel gesagt wäre, wenn man dieselbe als einen bedeutenden Faktor zur Vermehrung des menschlichen Wohlbehagens betrachtet. Aber es muß schon eine hohe Stufe der Vollendung erreicht werden, ehe eine Zeichnung oder Gemälde sich zur Bedeutung eines Kunst-

werkes auf diesem weiten Gebiete zu erheben vermag. Ein sicheres Auge, vorzügliche Beobachtungsgabe, ein Anflug von Idealismus, reiche Phantasie oder Gestaltungsvermögen und—„eine, wenn auch schwache poetische Ader." Das wären die unerläßlichen natürlichen Bedingungen, um nach langen Studien, getragen durch ein besonderes oder mehrseitiges Talent, Hervorragendes zu leisten, zu Anerkennung und zu dauerndem Ruhme zu gelangen.

Gewisse Hauptrichtungen in der Malerei sind es, welche sich besonders scharf von einander unterscheiden, und jede dieser Richtungen bedingt eine dazu besonders ausgeprägte Anlage, sobald es sich um die vornehmste Wirkung eines Bildes handelt. Der Landschafter wird nicht selten Menschen und Thiergestalten in seinen Bildern als Nebensache betrachten, gerade so wie der entschiedene Thiermaler die Landschaft nur als Staffage zu behandeln geneigt ist.

Die allgemein beliebteste Richtung ist der sogenannte „Volks-Genre," in welchem mehr oder minder figurenreiche Sujets, vorwiegend komische, gemüthvolle oder rührend-tragische Scenen aus dem Volksleben darstellend, zur Anschauung gebracht werden. Weil es aber hierzu außer tüchtiger Technik eines liebenswürdigen humor- und gemütbvollen Charakters bedarf, so ist es nicht zu verwundern, wenn diese Künstler-Species nur spärlich vorkommt.

Die höchste Bedeutung wird in der Historien-Malerei, womit auch die „Allegorie" nahe verwandt ist, erreicht. Hier ist es die Komposition, die Kraft der geistigen Auffassung eines weltgeschichtlich-bedeutenden, vielleicht hoch-tragischen Vorganges, wodurch der Künstler seine Meisterschaft bekundet. Jahrelanges Studium muß zuweilen vorausgehen, um ein solches Werk jeder Kritik gewachsen auf die Leinwand zu bringen. In solchem Falle reicht auch selbst bedeutendes Talent noch lange nicht aus; es bedarf dazu eines Genies, wie es nur wenige Künstler, für große Aufgaben, genügend besitzen.

In einem gewissen Grade von allen andern Kundgebungen der Farbendichtung abweichend, soll noch die Portrait-Malerei erwähnt werden, welche eine ganz eigenartige Begabung zu erfolgreicher

Ausübung in Anspruch nimmt. Die größte Schwierigkeit dabei ist nicht allein getreue Wiedergabe der Züge des Originals, nein auch das Seelenleben, gewissermaßen die geistige Capacität einer Person, sollen sich darin wiederspiegeln. Zu gleicher Zeit wird auch erwartet, daß wirklich Häßliches gemildert, eine vorhandene Deformation möglichst versteckt, sowie faden, nichtssagenden Physiognomien ein Anflug von Intelligenz beigebracht wird. Mit einem Worte, man will ein Bildniß vollkommen realistisch, aber auch zugleich idealisirt haben. Diese beiden heterogenen Bedingungen glücklich zu vereinigen, darin besteht die größte Stärke, aber auch der mitunter wunderbare Erfolg einzelner Meister im Portrait-Fach.

Wie es sonst noch im „Pinsel- und Farben-Reiche" aussieht, so muß konstatirt werden, daß es darin viele herbe Täuschungen, geknickte Hoffnungen, gekränkter Stolz und nicht wenig wirkliches Elend giebt. Und das kommt daher, weil unter den zahlreichen Individuen, welche sich unausgesetzt der Malkunst in die Arme werfen, zu Wenige sind, welche genügend Talent besitzen, um sich auch nur über eine bescheidene Mittelmäßigkeit erheben zu können.

Aus dieser Klasse „Unglücksmenschen," in welcher das weibliche Geschlecht besonders zahlreich vertreten, rekrutiren sich die Schöpfer der sogenannten „Spinat-Bilder" (spezifisch amerikanisch) und die in beängstigender Anzahl überall die Bildergallerieen unsicher machenden Kopisten, von denen leider viele kaum im Stande sind, mit ihrer Kunst das Leben auch nur halbwegs anständig zu fristen. Aber alle diese Leute nennen sich—Künstler!—Artisten! und das ist eben das Schrecklichste an der Sache!

Skulptur und Architektur.

Diese beiden, monumental in Anwendung gebracht, sind unter den Künsten die Repräsentanten des Dauernden, Kühnen, Groß-

artigen, Erhabenen und—Schönen! Der ganze Umfang menschlicher Schöpfungs- und Schaffenskraft kommt in diesen beiden engverwandten Künsten am gewaltigsten zum sichtbaren Ausdruck. Ihrem Charakter entsprechend, mehr dem strengen Ernste als der Heiterkeit zuneigend, ist auch die Idee mehr damit verknüpft, den kommenden Geschlechtern einen Maßstab zur Beurtheilung der Gegenwart zu hinterlassen, wie es längst untergegangene Völker gleichfalls gethan haben, deren Werke wir als Vorbilder benutzen, weil diese, hinsichtlich ihrer künstlerischen Vollendung und Grandiosität, noch heute Staunen und Bewunderung erregen.

Ein roheres Volk wird seine Stärke im Aufeinanderthürmen kolossaler, durch klobigen Schmuck dekorirter Steinmassen bekunden. Das feinere, in der Kultur bereits auf hoher Stufe stehende, wird dagegen der Schönheit den ersten Rang einräumen. Egyptische und assyrische Baudenkmäler auf der einen—griechische und römische auf der andern Seite, liefern hierzu den überzeugendsten Kommentar.

Der Möglichkeit, selbst im kleinsten Raume zu zeichnen und zu malen, stellt sich bei Ausübung der Plastik die Unmöglichkeit entgegen. Auch hinsichtlich des benöthigten Materials, am allermeisten aber wegen der Beschränktheit plastisch darzustellender Objekte ist der Bildhauer dem Maler gegenüber entschieden im Nachtheil.

Nimmt man noch das Anstrengende der Arbeit selbst, dazu die viel größere Schwierigkeit, Käufer für Skulpturen als für Bilder zu finden, so ist es erklärlich, daß die Schaaren kunstbeflissener Jünglinge und Jungfrauen gerade dieser so interessanten Kunst-Richtung, nebst deren Abzweigungen, scheu aus dem Wege gehen. Dieser Umstand ist indeß als ein wahrer Segen für Diejenigen zu betrachten, welche, angetrieben durch unverkennbare Befähigung und im vollen Bewußtsein der zu überwindenden Mühen, die Bildhauerei als Lebensaufgabe wählen.

Das Vollendetste an Bildwerken des klassischen Alterthums, überhaupt die überwiegende Mehrzahl plastischer Schöpfungen, gipfelt in der Darstellung nackter Schönheit—vorwiegend weiblicher Formen—welche entweder als einzelne Statuen oder reizvolle

Gruppen von dem hohen Schönheitssinne und den herrlichen Modellen der Alten das beredteste Zeugniß ablegen.

Gar nicht zu leugnen ist, daß gerade in Folge des so arg beschränkten Darstellungs-Gebietes es nur die harmonisch schöne Nacktheit sein kann, welche den Künstler zur wirklichen Begeisterung zu erheben und damit seinem Werke jenen Adel zu verleihen vermag, durch welchen der Beschauer so mächtig angezogen wird.

Hier noch ein kleines Beispiel, wie weit Begriffe und Anschauungen zu verschiedenen Zeiten auseinander gehen können. In Rom steht auf der „Piazza di Spagna" eine am Sockel durch Figuren geschmückte Säule, gekrönt mit einer Mutter-Gottes-Statue, welche Pius IX. aufrichten ließ. Dem Künstler—so würde mir erzählt—welcher mit der Herstellung der Madonna betraut wurde, mußte bei der Modellirung wohl die wahrscheinliche weibliche Bekleidungsart der ärmeren Volksklasse in Bethlehem, zur Zeit der Geburt Christi vorgeschwebt haben. Dem entsprechend glaubte derselbe an der Umhüllung sparen zu dürfen und mit einer halbnackten Figur das Richtige getroffen zu haben. Aber—o wehe!—seine schöne Gottesmutter wurde entschieden verdammt und, um nicht die Ungnade des „Pontifex" auf sich zu laden, blieb nichts weiter übrig, als der Statue noch nachträglich ein mehr verhüllendes Kleidungsstück auf den Leib zu arbeiten. Weil aber trotzdem der Hals und ein Theil der Arme noch unbedeckt geblieben, so fand auch diese Veränderung, resp. Verschlechterung, noch keine Gnade vor den Augen Sr. Heiligkeit, und der unglückliche Künstler war gezwungen, auch noch die letzten Blößen der „Unbefleckten Jungfrau" zu bedecken, und damit war die „Verbubanzung" denn glücklich gelungen!

Die Dichtkunst.

Unbestritten die hervorragendste—gewissermaßen die Seele, der belebende Hauch—aller das Dasein schmückenden Künste ist die Dichtkunst; auch ist sie von längster Dauer—denn wo die letzte

Säule in Trümmer gestürzt, die letzte Statue in Stücke gebrochen, jedes gemalte Bild längst durch die Zeit zerstört, da lebt noch das sich fort und fort verjüngende Wort des Dichters—des Sehers—des Propheten! Es ist die einzige Kunst, deren Regeln wohl zu erlernen, weil aber ein ausschließliches Produkt des Geistes, auch nur von dieser Kraft allein ausgehen kann, mithin von der Natur selbst tief eingepflanzt sein muß.

Die Macht der Poesie in ihrer höchsten Potenz ist eine gewaltige. Ganze Nationen vermag der begeisterte Dichter aus dumpfer Energielosigkeit zu großen Thaten aufzurütteln und zu weltgeschichtlichen Handlungen hinzureißen. In der Hütte sowohl wie im Palast, allüberall ist das Lied, der Sang willkommen, überall giebt es empfindungsreiche Herzen, poetisch angelegte Naturen. Die weichste, sowie die für zarte Gefühle unempfängliche Seele finden in der Poesie, was sie suchen und brauchen. Die Dichtkunst verurtheilt und erhebt, verherrlicht und verdammt, mit einem Worte—sie—ist das Weltgericht!

Aber die Leiter zu dem Gipfel dieser erhabensten der Musen hat auch die meisten Sprossen, deßhalb ist es hier noch schwieriger als bei den schon genannten Künsten zu sagen oder nur anzudeuten, wo die echte Begabung dazu anfängt und sich die Leistung zur Kunst erhebt. Vieles muß zusammenwirken, um einen hohen Geist zu seiner erreichbaren Höhe zu tragen—sein Familienkreis, sein Volk und die Zeitepoche, in welcher er lebt. Ein großes Genie kann sich oft nur im Sturm entfalten, ein anderes ebenso großes bedarf des sanften milden Zephyrs, um seine nur Ruhe, Friede und Glück athmenden Gesänge für Gleichfühlende zu schaffen. Seinen Werken die Unsterblichkeit zu sichern, es noch der fernsten Nachwelt kundzuthun, daß der Geist stärker als die Materie, daß jede Form vergänglich, aber der Gedanke ewig, das ist der Kern der Aufgabe jedes wahrhaften Dichters!

Keine andere Kunst gewährt bei ihrer Ausübung den gleichen Genuß, die gleiche Erhebung, versetzt mit gleicher Kraft den Geist über Raum und Zeit. Eine Wüste vermag der Dichter mit seinen

Phantasien zu bevölkern und das ärmlichste Gemach zu einem Paradiese zu verwandeln—weil er im Stande, sich selbst zu genügen. Das Leben und Treiben um ihn scheint nur dazu vorhanden, die Flügel seiner Seele zu stutzen, damit diese nicht enteilt, ehe die mit ihr verbundene Materie zur Auflösung reif ist.

Die Heimath des Poeten ist der blaue Aether, er segelt mit den Wolken, und die blinkenden Sterne sind seine liebsten Freunde. Weil er sich zu wenig um die Erde bekümmert und sich die wenigste Zeit auf ihrer interessanten Oberfläche aufhält, so gehört ihm auch nur blutwenig davon. So ist es denn gekommen, daß, wenn den Auserwählten Apollos das himmlische Manna fehlte und das irdische Brod nicht zum Leben reichte, Thanatos—der alles Leid stillende Todesgott—sich ihrer annahm und sie zu den seligen Gefilden geleitete, wo der Hunger nur Chimäre und die reizende Hebe den Nektar kredenzt.

Schluß.

Zum Schlusse noch den stillen Wunsch ich hege,
Daß auch der Leser sich befriedigt fand;
Denn nur der eig'ne Drang zur Geistespflege
Bei meinem Werke mir zur Seite stand.
Ich gab zurück, was auf dem Lebenswege
Mir Zeit und Zufall legten in die Hand;
Nicht wollte ich die Bilder und Gestalten,
Die mir begegneten, für mich behalten.



